

Ursula Probst

PREKÄRE FREI- ZÜGIG- KEITEN

Sexarbeit im Kontext von mobilen
Lebenswelten osteuropäischer
Migrant*innen in Berlin

[transcript] Kultur und soziale Praxis

Ursula Probst
Prekäre Freizügigkeiten

Kultur und soziale Praxis

Editorial

Die Reihe **Kultur und soziale Praxis** präsentiert sozial- und kulturwissenschaftliche Studien, die zwischen empirischer Forschung, theoretischer Reflexion/Konzeption und textueller Praxis neue Zugänge zu Kultur und sozialer Praxis entwickeln. Im Rahmen dieses Programms werden soziale Differenzen und identitäre Prozesse auf verschiedenen Ebenen und entlang verschiedener raumzeitlicher Achsen – etwa als (trans-)lokale oder (trans-)nationale Prozesse – untersucht.

Ursula Probst, geb. 1988, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie an der Freien Universität Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Medizinanthropologie, Mobilität und Migration sowie Sexualität und Arbeit im neoliberalen Europa.

Ursula Probst

Prekäre Freizügigkeiten

Sexarbeit im Kontext von mobilen Lebenswelten
osteuropäischer Migrant*innen in Berlin

[transcript]

Dieses Buch wurde im Jahr 2022 als Dissertation mit dem Titel »Prekäre Freizügigkeiten. Verkörperlichte Subjektivierungsprozesse im Spannungsfeld zwischen Sex, Arbeit und Ost-/Europa« an der Freien Universität Berlin (Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften) eingereicht und verteidigt.

Die Arbeit an der Dissertation wurde von 2017 bis 2020 mit dem Elsa-Neumann-Stipendium des Landes Berlin gefördert.

Die Publikation wurde ermöglicht durch eine Ko-Finanzierung für Open-Access-Monografien und -Sammelbände der Freien Universität Berlin.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2023 im transcript Verlag, Bielefeld

© Ursula Probst

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat & Korrektorat: Karoline Buchner, Berlin

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

<https://doi.org/10.14361/9783839466001>

Print-ISBN 978-3-8376-6600-7

PDF-ISBN 978-3-8394-6600-1

Buchreihen-ISSN: 2703-0024

Buchreihen-eISSN: 2703-0032

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

| | |
|--|----|
| Danksagung | 9 |
| Anmerkungen zu Sprache(n) und Inhalten dieser Arbeit | 13 |
| Prolog | 15 |
| 1. Einleitung | |
| Willkommen im freien Europa! | 19 |
| 1.1 ›(Ost-)Europa‹ verkörperlichen: Alltägliche Manifestationen zwiespältiger Ideen | 22 |
| 1.2 Sexarbeit als Knotenpunkt der Widersprüche des neoliberalen ›Europa‹ | 27 |
| 1.3 Sexarbeit, Migration und ›Europa‹ in Deutschland: Geschichte(n), rechtliche Rahmenbedingungen und Forschungsstand | 31 |
| 1.4 ›(Ost-)Europäisch‹ Sein und Werden in Berlin | 36 |
| 1.5 Kapitelüberblick | 39 |
| 2. Affektive Gratwanderungen in einem politisch aufgeladenen Feld | |
| Sozial- und kulturenthropologische Sexarbeitsforschung | 41 |
| 2.1 Forschungsgruppe, Forschungsorte, Forscherin – Zur Unvermeidbarkeit politischer Reflexionen in der Forschung zu Sexarbeit | 43 |
| 2.2 Forschungsdesign und affektive Dimensionen ethnographischer Sexarbeitsforschung | 48 |
| 2.3 ›Vulnerable Gruppen‹ und die vielen Seiten forschungsethischer Fragen | 55 |
| 2.4 Gescheiterter Aktivismus und die (Un-)Möglichkeiten reziproker Forschung | 60 |
| 2.5 Wissen und Macht: Schwierige Zugänge zu umkämpften Wahrheiten | 64 |
| 2.6 Fazit: Politisch aufgeladene Felder (selbst-)kritisch navigieren mit <i>affective scholarship</i> ... | 68 |
| 3. Begegnungen mit der ›osteuropäischen Prostituierten‹ | |
| Die Kurfürstenstraße als Prisma der Aushandlungen urbaner Zugehörigkeiten | 71 |
| 3.1 »Bist du ordentlich?« – Sexarbeitende Körper als Gefahr für urbane Raumordnungen | 73 |
| 3.2 ›Babylon Berlin‹ und ›die Prostituierte‹: Das komplizierte Verhältnis zwischen Sexarbeit und Stadt | 79 |
| 3.3 (Un-)Sichtbare Körper: Berliner Sexarbeitslandschaften | 84 |

| | | |
|-----------|---|-----|
| 3.4 | Fremde Körper: Gentrifizierung und Migration im Kurfürstentum | 90 |
| 3.5 | Begegnungen im Kurfürstentum als Legitimationsgrundlage sozialer Ausgrenzung | 97 |
| 3.6 | Fazit: Der Kurfürstentum als lokale Verortung der (Re-)Produktion europäischer Ost-West-Dichotomien | 100 |
| 4. | Freizügig sein auf dem Weg zum ›guten Leben‹? | |
| | Europäische Des-/Orientierungen und Irritationen neoliberaler Ideale von Mobilität und Freiheit | 103 |
| 4.1 | Orientierungen zum ›guten Leben‹ zwischen Märkten, Werten und Moral | 106 |
| 4.2 | Subjektivierungsprozesse im Spannungsfeld vergeschlechtlichter Visionen von Moderne, Freiheit und ›Europa‹ | 113 |
| 4.3 | ›Europäische‹ Orientierungen und ihre geographischen Verortungen | 120 |
| 4.4 | Die feine Linie zwischen Träumen und Alpträumen: (k)ein Fehler im System? | 127 |
| 4.5 | Fazit: Die Grenzen der europäischen Freizügigkeiten | 134 |
| 5. | »Aber wir sind ja alle weiß!« | |
| | Europäische Hierarchien des weiß-Seins und die (Un-)Möglichkeiten (ost-)›europäischer‹ Zugehörigkeiten | 137 |
| 5.1 | ›Typ: Osteuropäisch‹: Deutsche Interpretationen differenzierten weiß-Seins | 140 |
| 5.2 | Sexualität, Geschlecht und ›Osteuropa‹: Hierarchien der ›europäischen‹ Emanzipation | 147 |
| 5.3 | ›Armutsmigration aus (Süd-)Osteuropa‹: Antiziganismus und die Polyvalenz ›osteuropäischen‹ weiß-Seins | 153 |
| 5.4 | (K)Ein Platz für ›Osteuropäer*innen‹ in Deutschland? | 162 |
| 5.5 | Fazit: Divide et impera im ›vereinten Europa‹ | 168 |
| 6. | (Käuflicher) Sex im neo-liberalen Berlin | |
| | Auf der Suche nach sexuellen Subjektivitäten zwischen Liberalisierung und Kommodifizierung | 171 |
| 6.1 | Massen- oder Mangelware? Sexualität in einer (neo-)liberalen Metropole | 174 |
| 6.2 | Können, wollen, müssen? Ambivalenzen sexueller Subjektivitäten im Neoliberalismus | 180 |
| 6.3 | Sexuelle Praktiken und körperliche Erfahrungen als Kondensationspunkt problembehafteter sexueller ›Normalitäten‹ | 189 |
| 6.4 | Sexuelle Subjektivitäten zwischen Biographie, Politik und Moral | 196 |
| 6.5 | Fazit: Sein und Schein der sexuellen Freiheit | 201 |
| 7. | (Harte) Arbeit für ›Osteuropäer*innen‹? | |
| | Prekarierte Subjekte, neoliberales Arbeitsethos und die Frage nach dem Wert des Lebens | 203 |
| 7.1 | (K)Ein Job wie jeder andere? Sexarbeit im Kontext prekariertem europäischer Lebens- und Arbeitswelten | 206 |
| 7.2 | Ambivalente Kämpfe um Anerkennung und sozialen Aufstieg | 214 |
| 7.3 | Gefahren, Gewalt und die Reproduktion der Prekariierung ›osteuropäischer‹ sexarbeitender Migrant*innen | 223 |
| 7.4 | Fazit: Der (Markt-)Wert des ›osteuropäischen‹ Lebens | 230 |

| | |
|--|-----|
| 8. Fazit | |
| Sexarbeit und die prekären Freizügigkeiten des neoliberalen ›Europa‹ | 233 |
| 9. Nachwort | |
| Eine Pandemie und ein Krieg später..... | 243 |
| 10. Anhang | 249 |
| 10.1 Überblick über die Forschungsgruppe | 249 |
| 10.2 Liste der interviewten Beratungsstellen und Vereine | 255 |
| 10.3 Liste der interviewten Verwaltungsorgane | 256 |
| Abbildungsverzeichnis | 257 |
| Literaturverzeichnis | 259 |

Danksagung

Dieses Buch hat einen langen Weg hinter sich, den ich nicht alleine beschritten habe. Denn auch wenn der von Konkurrenzdenken und Wettbewerb geprägte Wissenschaftsbetrieb es anders erscheinen lässt, handelt es sich bei jeder Forschung um einen kollaborativen Prozess, an dem viele Personen in unterschiedlichen Rollen beteiligt sind. Neben der Auseinandersetzung mit den Arbeiten anderer Wissenschaftler*innen, die in Form von Zitaten, Quellenangaben und Literaturverweisen in dieser Arbeit wiedergegeben wird, haben mich auch viele andere Menschen während der Entstehung dieses Buchs begleitet, deren Beitrag sich nicht in den Konventionen akademischer Zitierweisen erfassen lässt. Jenen Menschen, die mich in all den Jahren der Arbeit an diesem Projekt durch Gespräche, emotionale Unterstützung, Kritik, Gedankenaustausch, Freundschaft und Zusammenarbeit unterstützt haben, möchte ich deswegen an dieser Stelle meinen Dank aussprechen.

Einige von ihnen kann ich jedoch nicht einmal namentlich nennen. Dies betrifft v.a. die 45 Menschen, die bereit waren, im Rahmen meiner Forschungsarbeit ihre Lebensrealitäten, Erfahrungen und Perspektiven mit mir zu teilen. Ohne sie wäre dieses Buch nicht möglich gewesen. Zu danken habe ich ihnen nicht nur für ihre Zeit, sondern auch für ihre Auseinandersetzung mit mir und der Wissenschaft. Denn von den Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts habe ich nicht nur Einsichten in die Lebensrealitäten sexarbeitender Menschen aus osteuropäischen Ländern gewonnen, sondern konnte von und mit ihnen außerdem in manchmal unterhaltsamen, manchmal schwierigen Gesprächen viel über die ethischen Herausforderungen von ethnographischer (Sexarbeits-)Forschung lernen. Für letzteres habe ich auch einigen Sexarbeiter*innen zu danken, die zwar nicht direkt an meiner Forschung teilgenommen, diese aber mit Unterstützung, Rat und kritischem Feedback begleitet haben. Ihr wisst, wer ihr seid.

Mindestens genauso viel Dank gebührt Hansjörg Dilger und Thomas Stodulka, den Betreuern meiner Dissertation, die die Grundlage für das vorliegende Buch darstellt. Hansjörg Dilger möchte ich für die inzwischen mehr als zehn Jahre Begleitung und Betreuung meiner sozial- und kulturanthropologischen Auseinandersetzung mit Sexarbeit in Berlin großen Dank aussprechen. Ich danke ihm für das mir entgegengebrachte Vertrauen und die Offenheit, dieses Projekt zu betreuen, und für die zahlreichen Gespräche und konstruktive Kritik, die mir immer wieder dabei geholfen haben, weitere Facetten

dieses Forschungsfeldes zu erkennen und meine Auseinandersetzung damit zu vertiefen. Thomas Stodulka hat meinen Weg an der Freien Universität Berlin ebenso seit meinem ersten Mastersemester begleitet. Auch ihm bin ich sehr dankbar dafür, dass er die Zweitbetreuung dieser Arbeit übernommen hat und wir so bereits im Studium begonnene Diskussionen über Stigma, Moral und die affektiven Verflechtungen von Anthropolog*innen mit ihren Forschungsfeldern in diesem Rahmen und mit weiteren Teilnehmer*innen des Ethnography Workrooms weiterführen konnten.

Ermöglicht wurde die Arbeit an der diesem Buch zugrundeliegenden Promotion zudem durch das Elsa-Neumann-Stipendium des Landes Berlin, das ich von Juli 2017 bis Mai 2020 erhielt. Das Stipendium gab mir die (finanzielle) Freiheit und notwendige Flexibilität für die Durchführung der Feldforschung, ohne die es dieses Buch auch nicht gegeben hätte.

Für meine wissenschaftliche Ausbildung hätte ich mir insgesamt kein besseres akademisches ›Zuhause‹ als das Institut für Sozial- und Kulturanthropologie an der Freien Universität Berlin wünschen können. An diesem Institut konnte ich noch während meines Masterstudiums u. a. von Susann Huschke, Birgitt Röttger-Rössler und Anita von Poser viel über sozial- und kulturanthropologisches Forschen und Denken lernen. Die Teilnahme am Arbeitskreis Medical Anthropology | Global Health eröffnet(e) mir immer wieder neue Perspektiven auf meine Forschung und aktuelle Debatten der Medizinanthropologie. Den Teilnehmer*innen des Arbeitskreises, Mustafa Abdalla, Müge Akpınar, Giorgio Brocco, Karoline Buchner, Marcos Freire de Andrade Neves, Anika König, Dominik Mattes, Glaucia Maricato, Caroline Meier zu Biesen, Simon Mutebi, Britta Ruttert, Nasima Selim, Max Schnepf, Maja Sisnowski und Anitha Tingira möchte ich deswegen für die inspirierenden Gespräche und das konstruktive Feedback danken.

Zu danken habe ich auch Omar Kasmani, Anne Kukuczka, Claudia Liebelt, Mirjam Oschwald und Max Schnepf für viele Gespräche im Rahmen der Arbeitsgruppe Gender & Sexualities | Queer Anthropology, sowie Kathrin Bauer, Klaus Behnam Shad, Kristina Mashimi und Franziska Seise für die gute Zusammenarbeit in Fragen der Lehre und Gremienarbeit. Und nicht zuletzt ist auch Bärbel Schiller und Angelika Wolf zu danken, die mir bei administrativen Fragen immer prompt und kompetent zur Seite standen und meinen Studien- und Arbeitsalltag damit wesentlich erleichtert haben.

Ein weiteres akademisches ›Zuhause‹ war für mich über viele Jahre hinweg das Medical Anthropology Young Scholars Network (MAYS), das ich von 2018 bis 2019 mit Lillian Kennedy und Francesca Cancelliere ko-kordinieren und danach in die Obhut von Anthony Rizk übergeben durfte. Die Treffen des MAYS-Netzwerks ermöglichten mir den Austausch mit anderen Doktorand*innen, im Rahmen dessen ich nicht nur neue Ideen für meine Forschungsarbeiten entwickeln, sondern auch das Gefühl einer akademischen Gemeinschaft über die Grenzen einzelner Institute hinaus erleben konnte.

Ich hatte zudem das Privileg, als Teil des Netzwerks Kritische Sexarbeitsforschung zahlreiche engagierte und motivierte Studierende und ›Nachwuchswissenschaftler*innen‹ aus unterschiedlichen Disziplinen kennenzulernen und von ihnen viel über die Verflechtungen von Sexarbeit, Politik und Forschung zu lernen. Besonders Tunay Altay, Sonja Dolinsek, Mira Fey, Carmen Glink und Theresa Herrmann habe ich dabei für anregende Gespräche über Schwerpunktsetzungen und Probleme der Sexarbeitsforschung zu danken. Und Benjamin Abt, Nadine Bernhardt, Arne Dressler, Nathalie Eleyth, Gio-

vanna Gilges, Mareen Heying, Joana Hofstetter, Marlen Löffler und Sabrina Stranzl sei dafür gedankt, dass ich mit ihnen auch die Erfahrung einer Vereinsgründung, nämlich der Gründung der Gesellschaft für Sexarbeits- und Prostitutionsforschung e. V., teilen durfte.

Des Weiteren möchte ich den Organisatorinnen des Workshops »Mobility and the future of work« (November 2019, Universität Barcelona), Fabiola Mancinelli, Anna Lisa Ramella und Silvia Wojczewski, sowie den Organisator*innen des Panels »Europeanness in the ›East‹ and ›West‹« im Rahmen der EASA Konferenz 2020, Paweł Lewicki und Ana Ivasiuc, für die Möglichkeit danken, auf ihren Veranstaltungen erste Fassungen verschiedener Kapitel dieser Arbeit vorstellen zu können.

Die Fertigstellung der Dissertation und später dieses Buchs wäre zugleich nicht ohne die emotionale Unterstützung, das Zuhören und die Ablenkung von den alltäglichen Problemen des Doktorandinnen-Daseins möglich gewesen, die mir meine Berliner Freund*innen und meine Familie ermöglicht haben. Vielen Dank an dieser Stelle also auch an Florin Cristea, Stephan Gauch, Julia Giering-Gauch, Oliver Kossack, Kai F. Paschen, Ulrike Polley, Harvey Rabbit, Ewelina Rożek-Jaworska, Irina Savu-Cristea, Alexandra Schmidt, Hajo Schmidt und Paweł Wita für das Begleiten, die Gesellschaft und Da-Sein, wenn es notwendig war.

Ein großes Danke, thank you, dziękuję und спасибо geht zudem an Renate Beinhauer, Monica Fischer, Elisabeth Haslinger, Andreas Honeder, Olga Ignateva, Sabrina Krennmeir, Marlene Malek, Bettina Probst, Dominik Rath, Aleksandra Reczuch, Andreas Schmiedecker, Ksenia Sorčinoва und Agnes Zauner, also all diejenigen, die zwar meistens nicht physisch hier, aber dennoch in Gedanken bei mir waren und mich nicht vergessen ließen, dass es auch noch eine Welt außerhalb der Dissertation gibt. Ein besonderen Dank gebührt an dieser Stelle Marie-Therese Kainzner, die mir vor vielen, vielen Jahren von dem mir bis dahin unbekanntem Studiengang der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien erzählte. Es war ein wegweisendes Gespräch, das mich nicht nur zu einer Promotion in Sozial- und Kulturanthropologie führte, sondern auch der Beginn einer langen Freundschaft war.

Danken muss ich auch all denjenigen, die mich in der praktischen Umsetzung dieses Projekts unterstützt haben. Monica Fischer, Lisa Purzitza, Aleksandra Reczuch und Irina Savu-Cristea erklärten sich dazu bereit, Interviewanfragen auf Ungarisch, Bulgarisch, Polnisch und Rumänisch zu übersetzen. Für inhaltliches Feedback zu den (vor-)letzten Versionen einiger Kapitel dieser Arbeit habe ich Karoline Buchner, Florin Cristea, Marcos Freire de Andrade Neves, Giovanna Gilges, Christine Preiser, Max Schnepf und Maja Sisnowski zu danken, deren kritische Anmerkungen mir sehr weitergeholfen haben. Julia Giering-Gauch, Kai F. Paschen und Bettina Probst haben meine Dissertation einer Rechtschreibkorrektur unterzogen und Karoline Buchner hat die Publikation dieses Buches als kompetente und kritische Lektorin unterstützt. Etwaige übriggebliebene Fehler liegen dennoch in meinem Verschulden.

Für alles bisher erwähnte und noch viel mehr habe ich (noch einmal) Karoline Buchner, Marcos Freire de Andrade Neves und Max Schnepf zu danken. Aber es gibt keine Menge an Worten, Pommes und Bier, die dem gerecht werden können, was mir eure Freundschaft und Unterstützung in den letzten Jahren bedeutet hat. Promovieren kann eine einsame Angelegenheit sein. Dank euch habe ich mich damit jedoch nie allein ge-

fühlt, egal ob es um Gespräche über Gedankengänge ging, in denen ich gerade feststeckte, um Feedback zu Entwürfen der Dissertation, um Deutungsversuche der nächsten Pandemiemaßnahme für die akademische Lehre, um tiefsinnige Gespräche über den Zustand der Welt oder um die Frage, wo man in Berlin gerade noch was trinken gehen kann. Irgendwann brechen hoffentlich wieder bessere Zeiten an, aber dank euch werden meine Erinnerungen an die Jahre der Pandemie niemals nur düster sein.

Anmerkungen zu Sprache(n) und Inhalten dieser Arbeit

Berlin ist nicht nur eine multikulturelle, sondern auch eine multilinguale Stadt, was sich deutlich in dieser Forschung niederschlug. Viele Forschungsteilnehmer*innen benutzten in ihrem Alltag mehrere Sprachen, manche davon fließend, andere mit Akzent und einige in Bruchstücken. Insofern war auch mein Forschungsalltag von der Konfrontation mit verschiedenen Sprachen geprägt, von denen ich nicht alle sprechen oder verstehen konnte. Mit den Teilnehmer*innen kommunizierte ich auf Deutsch, Englisch, Russisch oder mit Unterstützung von Übersetzerinnen auf Bulgarisch und Ungarisch. Darüber hinaus begegneten mir regelmäßig Polnisch, Romanes, Rumänisch und Türkisch. Diese Sprachvielfalt war ein wichtiger Teil des Feldes und lässt sich in einem wissenschaftlichen Text nur bedingt wiedergeben. Dennoch ist diese Arbeit mindestens bilingual, da neben der Hauptsprache Deutsch englische Zitate aus wissenschaftlicher Literatur und Interviews nicht übersetzt werden. Zitate aus anderen Sprachen werden in deutscher Übersetzung wiedergegeben, mit Ausnahme weniger kurzer Phrasen, die im Original mit entsprechender Übersetzung im Text zitiert werden. Sofern es sich dabei um Sprachen handelt, die in Kyrillisch verschriftlicht sind, werden Zitate in wissenschaftlicher Transliteration (DIN 1460) angeführt.

Zur Umsetzung einer geschlechtergerechten Schreibweise nutze ich das Gender-Sternchen (z.B. Forschungsteilnehmer*innen), substantivierte Adjektive und Partizipien (z.B. Studierende) und geschlechterneutrale Formulierungen (z.B. sexarbeitende Personen). Wenn an bestimmten Stellen geschlechterspezifische Formulierungen gewählt werden, geschieht dies bewusst, um auf eine geschlechterspezifische Dimension aufmerksam zu machen. Für direkte wörtliche Zitate werden doppelte Anführungszeichen genutzt. Mit einfachen Anführungszeichen markiere ich diskursive Figuren, Konzepte oder Ideen (z.B. ›osteuropäische Prostituierte‹), die ich als soziokulturelles Konstrukt ausweisen möchte. Dies betrifft v.a. die Begriffe ›osteuropäisch‹ und ›europäisch‹, wobei ich letzteres nicht in Anführungszeichen setze, wenn damit eine regionale Verortung vorgenommen wird (z.B. europäische Arbeitsmärkte als Bezeichnung für Arbeitsmärkte auf dem europäischen Kontinent).

Hinsichtlich der Inhalte und ihrer Darstellung anhand von Interviewziten und Gesprächsprotokollen ist anzumerken, dass die Arbeit stellenweise als vulgär interpretierbare, (sexuell) explizite und/oder gewaltvolle Sprache enthält. Dies widerspricht zwar

den sprachlichen Konventionen einer akademischen Arbeit, entspricht aber dem ethnographischen Anspruch, die Lebensrealitäten der Forschungsteilnehmer*innen nicht komplett verzerrt wiederzugeben, zumal die von ihnen erfahrenen, aber auch reproduzierten Sexismen, Rassismen und anderen Ausgrenzungsmechanismen im Rahmen ihrer analytischen Relevanz auch sprachlich sichtbar gemacht werden sollen.

Prolog

»Wie findest du eigentlich immer wieder die Energie für solche Arbeiten? Die Leute werden ihre Meinung ja nicht ändern.« Jelena¹ nahm selten ein Blatt vor den Mund. Sie begrüßte mich im Sommer 2018 herzlich in ihrer Wohnung und bevor ich überhaupt meine Schuhe ausgezogen hatte, überschüttete sie mich schon mit Beschwerden über Klischees zu ›Osteuropäer*innen‹. Wir nahmen schließlich im Wohnzimmer Platz, wo Jelena einen Tisch mit Snacks und Getränken gedeckt hatte – und einer Flasche Wein »für nachher«, nach dem ›offiziellen‹ Teil unseres Gesprächs. Ich erklärte ihr, dass ich mit ihr über ihren Alltag in Berlin sprechen wolle, wie das Gespräch ablaufen würde und dass sie dieses auch jederzeit abbrechen könne. Jelena war mit allem einverstanden. »Die Sachen von letztem Mal muss ich dir aber nicht noch einmal erzählen, oder?«, fragte sie allerdings.

»Das letzte Mal« war zu diesem Zeitpunkt fünf Jahre her. Kennengelernt hatten Jelena und ich uns im Rahmen meiner Masterarbeit zu den Perspektiven von sexarbeitenden Frauen auf sexarbeitsspezifische Beratungsangebote in Berlin. Schon damals hatte sie viel zu erzählen, hatte sie doch einige Ideen dazu, wie die Beratungslage für sexarbeitende Frauen in Berlin verbessert werden konnte. Die Darstellung ihrer Ideen hatte sie dabei immer wieder mit Erzählungen aus ihrer Biographie verbunden, und mir damals so Folgendes über sich berichtet:

»Anfang der 1990er war das, da kam ich mit 18 Jahren aus Bulgarien nach Berlin. Damals noch schwarz über die Grenze ohne Visum. Das ist strafbar, ist aber inzwischen verjährt. [...] Wenn du jung bist, kein Deutsch kannst und kein Visum hast, dann wollen dir die Jungs alle gerne helfen – unter einer Voraussetzung. Die wollen mit dir schlafen. Und da hab ich mir gedacht, wenn schon, dann richtig. Ich hab mir eine Zeitung geholt, in die Anzeigen geguckt, die dritte Annonce hat mir gleich sehr gut gepasst und so habe ich in einem Bordell angefangen. Den Laden gibt's inzwischen nicht mehr, aber die Betreiber haben jetzt einen neuen Laden in einem anderen Stadtteil. So bin ich jedenfalls in die Prostitution gekommen. Ich bereue das keinen Tag. Ich hab später noch gekellnert, in einer Bäckerei gearbeitet und im Altersheim, war paar Jahre verheiratet, hab also einiges ausprobiert. Aber nach wie vor bleibe ich bei der Prostitution, denn

1 Pseudonym.

das ist der Job, der mich persönlich am meisten anspricht. Denn die Freiheiten, die mir dieser Job gibt, kriege ich in keinem anderen Job.«

Trotz ihrer positiven Erfahrungen mit der Sexarbeit stand sie dem Gewerbe nicht unkritisch gegenüber. Wir hatten uns in unserem ersten Gespräch lange über ihre Bekanntschaften mit Frauen aus Bulgarien unterhalten, die sich in Ausbeutungssituationen befanden; denen Jelena helfen wollte und dabei aber auch immer wieder scheiterte. Jelena war die erste sexarbeitende Frau aus ›Osteuropa‹, mit der ich in Kontakt kam. Sie eröffnete mir eine weitreichende und differenzierte Perspektive auf die heterogenen Lebensrealitäten von sexarbeitenden Menschen aus ›osteuropäischen‹ Ländern – und legte damit einen Grundstein für dieses Buch.

Nach unserem ersten Gespräch blieben Jelena und ich lose in Kontakt. Sie lud mich ein paar Mal zu sich ein, ich erzählte ihr von den Ergebnissen meiner Forschung und sie mir von ihrem Leben und ihren Plänen. Einmal zeigte mir Jelena bei einem Spaziergang ›ihr‹ Berlin – u.a. den Stuttgarter Platz, der zumindest vor einigen Jahren noch berühmt-berüchtigt für ›Rotlichtkriminalität‹ gewesen war, für Jelena bei ihrer Ankunft in Berlin aber auch eine erste Anlaufstelle darstellte. Und den Bahnhof Zoologischer Garten, das Kranzler Eck und den Kurfürstendamm, das Zentrum Westberlins, das ihr bereits kurz nach ihrer Ankunft in der Stadt das Gefühl gegeben hatte, dass sie dort angekommen war, wo sie hinwollte – und Berlin ihr Zuhause werden würde.

Das letzte Mal vor einer langen Kontaktpause traf ich Jelena kurz nach Abgabe meiner Masterarbeit im Sommer 2014. Auf Jelenas Frage, wie es nun mit mir weitergehen würde, antwortete ich, dass ich erst einmal arbeitslos war. »Da sind wir schon zwei, darauf sollten wir anstoßen!«, entgegnete sie. Denn Jelena hatte sich inzwischen dazu entschlossen, mit der Sexarbeit aufzuhören, wusste zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht, wie es für sie nun beruflich weitergehen würde. Mit unserer Verabschiedung an jenem Tag brach unser Kontakt für einige Jahre ab, da ich vorerst einen Job außerhalb Berlins fand und nach meiner Rückkehr in die Stadt mit der Planung der Dissertation beschäftigt war, die diesem Buch zugrunde liegt. Als ich mit der Feldforschung begann, dachte ich lange nicht daran, Jelena zu kontaktieren, schließlich ging ich davon aus, dass sie inzwischen gar nichts mehr mit der Sexarbeit zu tun hatte. Nach einigen Monaten oftmals vergeblicher Kontaktversuche zu Frauen, die in Bordellen arbeiteten, entschied ich mich, ihr trotzdem zu schreiben – vielleicht würde sie sich ja noch an mich erinnern und mir weiterhelfen können.

Zu meiner Überraschung bekam ich bald eine Rückmeldung von ihr – sie würde mir gerne helfen und war inzwischen wieder in der Sexarbeit tätig, ich könne also auch für ein Interview vorbeikommen. Als ich sie im Sommer 2018 besuchte, setzten wir unser Gespräch an der Stelle fort, wo es das letzte Mal geendet hatte – an dem Punkt, an dem sie mit der Sexarbeit aufgehört hatte. Sie begann davon zu erzählen, dass sie sich damals umorientieren und eine andere Arbeit aufnehmen wollte. Die Suche hatte sie in den Reinigungssektor und in die Pflege geführt. Dort war sie auch zum Zeitpunkt unseres Gesprächs tätig, hatte aber die Sexarbeit wieder als Nebentätigkeit aufgenommen, weil sie die Arbeitsbedingungen in der Pflege als unerträglich empfand (wovon noch an anderer Stelle die Rede sein wird) und mit der Sexarbeit ihre Pflegearbeitsstunden reduzieren konnte. Ihr einstiger Enthusiasmus für die Beratung und Unterstützung ande-

rer sexarbeitender Frauen aus ›Osteuropa‹ war inzwischen einer Ernüchterung darüber gewichen, dass sich die Debatten über ›osteuropäische Prostituierte‹ zum Schlechteren verändert und festgefahren hatten:

»Nachdem vor einigen Jahren so viele aus Osteuropa kamen, gab es erstmal ein Problem mit den deutschen Kolleginnen. ›Die machen uns die Preise kaputt‹ hieß es da. Und dann kamen irgendwann die Bemerkungen der Politiker und in den Zeitungen über erzwungene Prostitution. Und da hat sich spürbar was geändert. Denn früher, vor siebzehn Jahren, oder gar vor fünf, sechs, sieben Jahren, hat mich niemand gefragt, ob ich jetzt freiwillig hier bin oder arbeiten muss. Da war eine andere Atmosphäre in der Prostitution. Die Sache hat sich ein bisschen verändert, aber das kann man nicht aufhalten. Da ist einiges falsch gelaufen und die Meinungen haben sich gebildet. Und eine gebildete Meinung ist schwer zu verändern. Stand ja so in der Zeitung, muss also stimmen, da bringt es nichts, etwas anderes zu behaupten. Was ich erzähle, interessiert nicht.«

Vielleicht hat Jelena Recht. Bis zur Veröffentlichung dieses Buches werden seit diesem Gespräch abermals beinahe fünf Jahre vergangen sein, in denen sich die Meinungen über ›osteuropäische Prostituierte‹ nicht maßgeblich verändert haben – und das obwohl oder gar weil sich in diesem Zeitraum in der Welt vieles verändert hat. Seit dem Ende meiner Feldforschung im Spätsommer 2018 nahm die Umsetzung des Prostituiertenschutzgesetzes in Berlin Fahrt auf, dessen Auswirkungen auf mein Forschungsfeld bereits in den letzten Gesprächen meiner Forschung spürbar wurden. Bevor diese Auswirkungen aber umfänglich erfasst werden konnten, führte der Ausbruch der Covid-19-Pandemie zu einem generellen Prostitutionsverbot in Deutschland, welches in Zusammenhang mit anderweitigen Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung die Lebenswelten von sexarbeitenden Migrant*innen in Deutschland und darüber hinaus entscheidend beeinflusste. Und als ich in den letzten Zügen meiner Promotion, im Februar 2022, dachte, dass ich diese Arbeit mit einem Ausblick auf die Auswirkungen der Pandemie auf mein Forschungsfeld abschließen könnte, begann Russland mit einer groß angelegten Invasion der Ukraine. Davon waren und sind nicht nur einige der Forschungsteilnehmer*innen direkt betroffen. Auch für diese Arbeit zentrale Debatten um europäische Ost-West-Verhältnisse und Deutschlands Position(en) in ihnen haben durch diesen Krieg neue Dringlichkeiten erhalten.

Auf den ersten Blick haben diese Ereignisse die Rahmenbedingungen meines Forschungsfeldes derart verändert, dass sich die Auseinandersetzung mit meinem Forschungsmaterial wie eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten anfühlt, obwohl meine Feldforschung nur ein paar Jahre zurückliegt. Das Prostituiertenschutzgesetz und die Covid-19-Pandemie haben weitreichende Transformationen der Berliner Sexarbeitslandschaft mit sich gebracht. Und seit dem Ausbruch des Kriegs in der Ukraine schlagen sich politische wie alltägliche Aushandlungen ›osteuropäischer‹ Zugehörigkeiten deutlicher und z.T. mit anderen Schwerpunktsetzungen in der deutschen Hauptstadt nieder. Somit musste ich mich der Frage stellen, inwiefern ich diese Ereignisse in dieser Arbeit thematisieren kann und will. Gerade seit Ausbruch des russischen Angriffskriegs erwischte ich mich öfters bei dem Gedanken, nun den gesamten Text dieses Buches umschreiben zu müssen. Bei näherer Betrachtung der Prozesse der letz-

ten zweieinhalb Jahre zeigte sich jedoch, dass die grundlegenden Mechanismen einer soziokulturellen Konstruktion und systematischen Marginalisierung ›Osteuropas‹, wie sie in dieser Arbeit beschrieben werden, in Deutschland weiterhin wirkmächtig sind. Denn auch die Ausbeutung ›osteuropäischer‹ Arbeitskräfte zur Deckung des deutschen Spargelbedarfs in Zeiten der Covid-19-Pandemie oder jüngst das politische Framing ukrainischer Fluchtbewegungen nach Deutschland als ›Sozialtourismus‹ sind als Ausdruck dieser Mechanismen einzuordnen. Auch wenn sich also scheinbar alles verändert hat, sind die Ausgrenzungsmechanismen des neoliberalen ›Europa‹ dennoch standhaft geblieben.

Gänzlich zustimmen möchte ich Jelena trotzdem nicht. Denn das Prostituiertenschutzgesetz, die Pandemie und der Krieg haben (u.a.) auch dazu geführt, dass sich sexarbeitende und/oder migrantische Menschen aus ›Osteuropa‹ stärker vernetzt und organisiert haben. Der Sexarbeitsaktivismus in Berlin ist intersektionaler geworden, es wurden verschiedene Unterstützungsaktionen für sexarbeitende Personen während der Pandemie organisiert und inzwischen gibt es sogar eine Sexarbeitsgewerkschaft in der deutschen Hauptstadt. Ebenso machen in letzter Zeit Menschen mit ›osteuropäischem Migrationshintergrund‹ unter dem Label ›PostOst‹ verstärkt auf die vielschichtige Diskriminierung von ›Osteuropäer*innen‹ in Deutschland aufmerksam und setzen sich seit Beginn des russischen Invasionskriegs unermüdlich für die Unterstützung der Ukraine ein.

Während sich also systemische Diskriminierungs- und Ausbeutungsmechanismen nicht grundlegend verändert haben, so befinden sie sich vielleicht doch in Veränderung. Diese Erkenntnis oder Hoffnung brachte mich schließlich zu dem Entschluss, den Text dieser Arbeit nicht gänzlich umzuschreiben. Während ich also durchaus eine Einschätzung aktueller(er) Ereignisse vornehmen konnte, die sich im Nachwort dieses Buches findet, erschien es mir als Sozial- und Kulturanthropologin dennoch wichtig, die breiteren und langjährigen Verflechtungen aktueller Prozesse sichtbar und begreifbar zu machen. Für nachhaltige Veränderungen ist ein Verständnis struktureller Probleme unabdingbar – und die grundlegenden Probleme ungleich verteilter ›europäischer‹ Freiheiten und Mobilitäten zwischen ›Ost‹ und ›West‹ zeigten sich schon in den 2010er Jahren in den Berliner Lebensrealitäten von sexarbeitenden Migrant*innen aus ›Osteuropa‹ deutlich. Wenngleich sich nicht ändern lässt, dass die tatsächlichen Erfahrungen und Perspektiven sexarbeitender ›Osteuropäer*innen‹ die deutsche Mehrheitsgesellschaft lange nicht interessiert haben, so möchte ich zumindest aufzeigen, warum diese Erfahrungen uns alle interessieren sollten, wenn wir aktuelle Prozesse rund um Sexarbeit, Migration und Europa verstehen möchten.

1. Einleitung

Willkommen im freien Europa!

»Die Völker Europas sind entschlossen, auf der Grundlage gemeinsamer Werte eine friedliche Zukunft zu teilen, indem sie sich zu einer immer engeren Union verbinden.

In dem Bewusstsein ihres geistig-religiösen und sittlichen Erbes gründet sich die Union auf die unteilbaren und universellen Werte der Würde des Menschen, der Freiheit, der Gleichheit und der Solidarität. Sie beruht auf den Grundsätzen der Demokratie und der Rechtsstaatlichkeit. Sie stellt den Menschen in den Mittelpunkt ihres Handelns, indem sie die Unionsbürgerschaft und einen Raum der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts begründet.«

*Charta der Grundrechte der Europäischen Union
(Europäische Union 2010)*

»I came to Berlin mostly by coincidence.« Irina¹ hielt kurz inne, während ich ihre Worte in meinem Notizbuch niederschrieb. Es war einer der ersten warmen Tage in Berlin im Frühjahr 2018, an dem Irina und ich uns in einem Kreuzberger Café zu einem Gespräch verabredet hatten. Wir hatten bis dahin nur per E-Mail in Kontakt gestanden, waren uns also noch nicht persönlich begegnet und mussten uns im geschäftigen Treiben des Cafés anhand einer kurzen Beschreibung unseres Aussehens finden. Bereits kurz nach meiner Ankunft im Café sah ich eine junge Frau auf mich zukommen, die Irinas Beschreibung

1 Es handelt sich hierbei, wie bei allen anderen genannten Namen von Forschungsteilnehmer*innen, um ein Pseudonym. Für Begründungen und Hintergründe der Pseudonymisierung vgl. Abschn. 2.3.

entsprach, und die mich auf Englisch fragte, ob ich die Forscherin sei, die hier mit ihr für ein Interview verabredet war.

Gleich nach dieser Begrüßung stellte sich die Frage, in welcher Sprache wir unser Gespräch beginnen bzw. fortsetzen wollten. Unsere bisherige Korrespondenz hatte auf Englisch stattgefunden, ich hatte mich aber gedanklich auf ein Interview auf Russisch – Irinas Erstsprache – eingestellt. Irina jedoch entschuldigte sich dafür, mit mir nicht auf Deutsch reden zu können, da ihre Sprachkenntnisse dafür noch nicht ausreichten. Ich versicherte ihr, dass das überhaupt kein Problem (und auch nicht meine Erwartungshaltung) sei, und nach einem kurzen gemeinsamen Überlegen einigten wir uns darauf, beim Englischen zu bleiben. Denn Irina, die sehr auf ihre Anonymität bedacht war und auch einer Aufnahme unseres Gesprächs nicht zustimmte, befürchtete, dass eine Unterhaltung auf Russisch die Aufmerksamkeit Außenstehender auf sich ziehen konnte. Demgegenüber waren zwei weiße² cis³ Frauen, die sich an einem sonnigen Tag im Garten eines Kreuzberger Cafés auf Englisch über Sex unterhielten, kein seltener Anblick im Berlin der 2010er Jahre. Nachdem wir an einem abgelegenen Tisch Platz genommen hatten und ich noch einmal die Rahmenbedingungen des Interviews erläutert hatte, begann Irina von ihrer zufälligen Ankunft in Berlin zu erzählen.

»I wanted to pursue a postgraduate degree and Germany offers higher education for free. And in Berlin I could study my desired program.« Beim späteren Digitalisieren meiner Notizen fiel mir auf, dass ich vermutlich genau dasselbe geantwortet hätte, hätte mich jemand vor ein paar Jahren gefragt, warum ich nach Berlin gekommen war. Und wahrscheinlich traf diese Aussage auf viele weitere Personen zu, die in Berlin studierten. Für Irina gab es jedoch noch einen weiteren Grund, der gerade Berlin für sie zu einem Ort machte, an dem sie ihre Studienpläne verwirklichen konnte: »I also would not have been able to continue doing sex work somewhere else. Because in Berlin it is easy to mingle, to disappear in the crowd, which is better when you want to hide.«

Was macht Berlin zu einem Raum, der für Irina und andere Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts die Verwirklichung von Studienplänen, sozialer Mobilität oder einem ›guten Leben‹ greifbar werden ließ, dafür aber ein ›Verstecken‹ notwendig und zugleich möglich machte? In diesem Buch zeige ich auf, dass es sich dabei nicht bloß um einen beliebigen Zufall handelte. Vielmehr verweisen die subjektiven Wahrnehmungen der Teilnehmer*innen und das Erleben von Migration, Sexualität und Sexarbeit in Berlin auf ein grundlegendes Spannungsverhältnis im heutigen ›Europa‹; in einem ›Europa‹,

-
- 2 Unter ›weiß-Sein‹ verstehe ich kein eindeutig bestimmbares phänotypisches Merkmal, sondern eine spezifische, machtvoll und verkörperlichte Positionierung in hegemonialen rassifizierten Hierarchien. Dies wird in Kap. 5 umfassend diskutiert. Dass Irina und ich innerhalb dieser Hierarchien als weiß verortet werden bzw. uns verorten können, soll dennoch bereits an dieser Stelle Erwähnung finden, da ›weiß-Sein‹ als gesellschaftliche Norm häufig unmarkiert bleibt und damit auch das (Nicht-)Auffallen in Berliner Cafés ermöglicht.
 - 3 Mit dem Adjektiv ›cis‹ werden Menschen bezeichnet, deren geschlechtliche Identität mit dem Geschlecht übereinstimmt, das ihnen entlang hegemonialer soziokulturell-verkörperlichter Geschlechterordnungen bei der Geburt (und darüber hinaus v.a. in institutionell-bürokratischen Kontexten) zugewiesen wurde. Demgegenüber werden mit dem Adjektiv ›trans‹ Menschen bezeichnet, deren Geschlechteridentität nicht mit dem Geschlecht übereinstimmt, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde.

das maßgeblich durch (neo-)liberale ›westeuropäische‹ Vorstellungen und Vormachtstellungen bestimmt wird. Dieses ›Europa‹ erwies sich für die Teilnehmer*innen *sowohl* als Imaginationsraum und Orientierungspunkt für die Verwirklichung individualisierter Vorstellungen von Mobilität und einem ›guten Leben‹ *als auch* als Grundlage ihrer strukturellen Marginalisierung und Ausgrenzung als ›Osteuropäer*innen‹, wie es auch Irina erlebte:

»I did not know much about Germany before I came here, but I had certain ideas about Germany and Western Europe in contrast to Southern and Eastern European countries. I expected a lot. And in some ways, these expectations were met: The streets are clean, public transport smells nice, the infrastructure is good. But in terms of upholding values, I was very disappointed. Being a migrant comes with many problems in Germany, and there are many stereotypes about ›Eastern Europe‹. Poverty, lack of law... I can see some of these issues present in ›Eastern Europe‹, but I have issues with the stereotypisation. And I feel Germany even targets the most vulnerable, like with this new sex work legislation.«

Bei dieser neuen Sexarbeitsgesetzgebung handelt es sich um das Prostituiertenschutzgesetz (ProstSchG 2016), das im Juli 2017 in Kraft getreten ist. Das Gesetz brachte u.a. die Einführung einer Registrierungspflicht für sexarbeitende Personen mit sich, die von politisch aktiven Sexarbeiter*innen, Wissenschaftler*innen sowie einigen Teilnehmer*innen dieser Forschung heftig als Ausdruck der Moralisierung und Stigmatisierung von Sexarbeit kritisiert wurde und wird (vgl. Benkel 2018, Hofstetter 2022, Zimmermann-Schwartz 2018). In Berlin ging die Umsetzung dieses Gesetzes jedoch schleppend voran, sodass es im Zeitraum meiner Feldforschung von Juli 2017 bis August 2018 noch nicht vollumfänglich durchgesetzt wurde. Während das ProstSchG selbst somit keine zentrale Rolle im Forschungsprozess einnahm, wirkte sich v.a. der dem Gesetz vorangegangene Diskurs direkt und indirekt auf die Lebensrealitäten der Forschungsteilnehmer*innen aus. Denn darin fungierte die Figur der ›osteuropäischen Prostituierten‹ als Symbol für die (passiven) Opfer der deutschen Sexindustrie, die es zu schützen galt. Damit wurden jedoch nicht nur moralische Bewertungen von Sexarbeit reproduziert, sondern auch die Peripherisierung ›Osteuropas‹ gegenüber einem in (West-)›Europa‹ zentral verorteten Deutschland (Hill/Bibbert 2019: 26).

Für Irina und die 44 anderen Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts handelte es sich dabei keineswegs (nur) um eine philosophische Diskussion. Denn die Marginalisierung von Personen, die entlang ethnisiert-rassifizierter, vergeschlechtlichter und klassistischer Kriterien als ›osteuropäisch‹ kategorisiert werden, erzeugt zahlreiche Ausschlüsse am Arbeits- und Wohnungsmarkt, die die Sexarbeit für die Teilnehmer*innen überhaupt erst zu einer möglichen oder notwendigen Einkommensquelle werden ließen. Die Aufnahme einer als moralisch ›fragwürdig‹ angesehenen Tätigkeit bedingte wiederum, dass die (angestrebte) Verwirklichung eines freien, erfolgreichen und/oder ›guten‹ Lebens zu einem komplexen Prozess wurde. Dabei erwies sich gerade die (neo-)liberale ›europäische‹ Metropole Berlin als ein Ort, an dem ein ›gutes‹ Leben entlang (west-)›europäischer‹ Vorstellungen und Werte möglich erschien, der die Teilnehmer*innen aber gleichzeitig mit einer Stereotypisierung als ›Osteuropäer*innen‹ bzw. ›osteuropäische Prostituierte‹ konfrontierte. Im heterogenen urbanen

Raum Berlins konnten die Teilnehmer*innen ihre Positionierungen im Spannungsfeld zwischen verschiedenen Ein- und Ausschlüssen verhandeln, grundlegende Ausgrenzungsmechanismen jedoch nicht aufbrechen; mitunter trugen sie gar zur Reproduktion von Hierarchisierungen entlang von Geschlecht, Klasse und/oder Rassifizierung bei. Dabei zeigte sich, dass die Widersprüche und Prekaritäten in ihren Lebensrealitäten nicht bloß einen Nebeneffekt, sondern einen festen Bestandteil der Konsolidierung eines neoliberalen (West-)»Europa« als hegemoniale »europäische Idee« darstellten. Denn ihre ambivalente Position in (west-)»europäischen« Hierarchien bedeutete, dass die »europäischen Freizügigkeiten« der Forschungsteilnehmer*innen zwar vorhanden, aber zugleich prekär waren. Nach der Verwirklichung eines »guten Lebens« in »Europa« konnte also zwar gestrebt werden – dessen Erfüllung aber wurde zugleich strukturell verhindert.

Dieses Buch eröffnet somit einen Perspektivenwechsel zu den festgefahrenen Debatten über »osteuropäische Prostituierte«. In erster Linie gibt es Einblick in die heterogenen Lebensrealitäten sexarbeitender Migrant*innen aus »osteuropäischen« Ländern in Berlin, begreift dabei aber darin deutlich werdende Prekaritäten nicht (bloß) als »Problem« der Sexindustrie oder Deutschlands. Vielmehr zeigte sich in dieser Forschung, dass die Perspektiven, Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten der Teilnehmer*innen eng mit generellen neoliberalen (Trans-)Formationen europäischer Ost-West-Dichotomien der letzten dreißig Jahre und damit einhergehenden Differenzierungs- und Ausgrenzungsprozessen verbunden sind. Dabei erweist sich die Prekarisierung der Teilnehmer*innen nicht etwa als ein Ausdruck dessen, dass die in (west-)»europäischen« Diskursen propagierten Freiheiten und Mobilitäten schlichtweg noch nicht für alle erreicht sind. Vielmehr stellen ihre Prekaritäten einen Ausdruck der Fortschreibung neoliberaler »westeuropäischer« Hegemonien dar, deren »Freiheiten« grundsätzlich auf der Ausbeutung »anderer«, d.h. auch »osteuropäischer«, Menschen aufbauen.

1.1 »(Ost-)Europa« verkörperlichen: Alltägliche Manifestationen zwiespältiger Ideen

»[T]here is no »idea of Europe« that can gather all Europeans, East and West, under its aegis, although there have been myriad attempts to do so.«
(Parvulescu 2014: 3)

Bevor ich mich den Lebensrealitäten der Forschungsteilnehmer*innen zuwende, sind noch einige theoretische Rahmenbedingungen dieser Arbeit zu klären u.a. was an dieser Stelle eigentlich mit »(ost-)europäisch« gemeint ist. Denn bei »Europa« handelt es sich nicht bloß um eine geographische Bezeichnung, sondern um ein »heterogenes, multiples und un abgeschlossenes Projekt, [...] Produkt und Produktionsstätte einer global geteilten Verflechtungsgeschichte machtvoller post-kolonialer Beziehungen« (Adam et al. 2019: 7). Kritische (und) postkoloniale Perspektiven auf »Europa« (vgl. Adam et al. 2019, Chakrabarty 2009, Lewicki 2020, Loftsdóttir/Smith/Hipfl 2018, Rodríguez 2005, Said

1978) stellen zudem eurozentristische Ideen von Moderne, ›Zivilisation‹ und Fortschritt sowie die diesen Ideen inhärenten Dichotomien zwischen (›europäischem‹) Zentrum und (›außer-europäischer‹) Peripherie in Frage. ›Europa‹, bzw. besser gesagt Ideen von ›Europa‹, erweisen sich somit als relationale Konzepte, die ›Europa‹ und damit assoziierte Werte verschiedenen ›nicht-(ganz)-europäischen‹ ›Anderen‹ gegenüberstellen. Dabei wird letzteren all das zugeschrieben, was ›Europa‹ nicht ist oder sein soll. Durch diese Dichotomien werden auch Ausgrenzung, Ausbeutung, (Migrations-)Kontrollen und in letzter Konsequenz Entscheidungen über Leben und Tod legitimiert, wie z.B. im Umgang mit Geflüchteten an den Außengrenzen der Europäischen Union (EU) (vgl. Topak 2014).

Prozesse der Definition ›europäischer‹ Ideen und Identitäten basieren jedoch auch auf ›europa-internen‹ Differenzierungen entlang u.a. sozialer, kultureller und/oder ökonomischer Hintergründe, wie u.a. Adamovsky (2006), Ivasiuc (2017), Keinz/Lewicki (2019), Lewicki (2020), Parvulescu (2014), Wolff (1994) sowie Yildiz/De Genova (2018) analysieren. Denn bei hegemonialen ›Europa‹-Konzepten handelt es sich um auf dem gesamten Kontinent (und darüber hinaus) wirkmächtige Ideen, in deren Zentren meist implizit ›Westeuropa‹ steht. Letzteres bleibt in seiner Gleichsetzung mit ›Europa‹ unmarkiert, während ›Osteuropa‹ eines seiner ›Anderen‹ darstellt, das zwar Anteil an ›Europa‹ hat bzw. haben kann, sein ›Europäisch-Sein‹ allerdings erst beweisen muss (Parvulescu 2014: 3).

›Osteuropa‹ als Teil (west-)europäischer Selbst(-er-)findungen

Grundlegende Momente einer Trennung zwischen ›Osteuropa‹ und (implizit West-)Europa lassen sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen (vgl. Wolff 1994), als die Länder und Gebiete (süd-)östlich des primär deutschsprachigen Raumes (also (süd-)östlich der Grenzen des heutigen Deutschlands und Österreichs) durch Reisende, Philosophen und Schriftsteller als ›unzivilisierter‹ Raum zwischen ›Okzident‹ und ›Orient‹ beschrieben wurden (ebd.). Konstruktionen ›Osteuropas‹ und diesem zugeschriebener ›Völker‹ wie z.B. ›Slaw*innen‹ standen somit in Verbindung mit Orientalismus bzw. kolonialistischen Konstruktionen ›fremder‹, außer-europäischer Gesellschaften, weshalb Adamovsky (2006) die diskursive Konstruktion ›Osteuropas‹ im 19. Jahrhundert auch als *Euro-Orientalismus* bezeichnet. Wahrgenommen als großflächige interkontinentale ›unzivilisierte‹ Peripherie weckte die Region das Interesse von Geographen, Naturwissenschaftlern, Philosophen und auch den Vorfahren der (Sozial- und Kultur-)Anthropologie und Ethnologie, die sich an einer Beschreibung der dort lebenden ›Völker‹ versuchten (vgl. Wolff 1994).⁴ So popularisierte z.B. Johann Gottfried Herders Werk *Ideen*

4 Die Sozial- und Kulturanthropologie bzw. ihre disziplinären Vorfahren und Verwandten unter anderen Namen, insbesondere die (Europäische) Ethnologie und Volkskunde, sind auch weiterhin an der (Re-)Konstruktion ›Osteuropas‹, der ›Slaw*innen‹ und Rom*nja und Sini*zze als ›europäische‹ ›Andere‹ beteiligt (vgl. Buchowski 2010). Während sich über das 19. und 20. Jahrhundert in verschiedenen Ländern im Osten Europas eigene sozial- und kulturanthropologische bzw. ethnologische Fachtraditionen entwickelten, wurde die Region aus Perspektive ›westlicher‹ bzw. ›westeuropäischer‹ Sozial- und Kulturanthropolog*innen primär als Forschungsobjekt wahrgenommen, während dort tätige Wissenschaftler*innen und ihre Theorien kaum rezipiert wurden (ebd.). Die-

zur *Philosophie der Geschichte der Menschheit* (Herder 1869) die Idee der ›slawischen Völker‹ (Wolff 1994: 286), die im Laufe der Jahrhunderte sowohl zu ihrer Unterdrückung als auch ihrer Emanzipation im Rahmen von Nationenbildungsprozessen beitrug (ebd.: 286ff). Aus Sicht der ›westeuropäischen‹ Monarchien war die Region zudem ›unbeanspruchtes‹ Land und dadurch Ziel von Expansionsbestrebungen, die mit der außereuropäischen Expansion vergleichbare (jedoch nicht gleiche!) koloniale Verhältnisse schufen wie z.B. im Zuge der Teilungen Polens durch Preußen, das Habsburgerreich und das russische Zarenreich (vgl. Barekowski/Kraft/Röskau-Rydel 2016).

Die mit diesen Prozessen einhergehende Rassifizierung der ›Slaw*innen‹ (vgl. Lenny 2019, Vlahek 2022), ihre Assoziation mit ›Osteuropa‹ sowie die Vermischung antislawischer und antisemitischer Narrative in den deutschen Debatten um die Region (vgl. Barekowski/Kraft/Röskau-Rydel 2016, Jaworska 2011) fanden im Nationalsozialismus ihren extremsten Ausdruck (vgl. Burkert 2000, Burleigh 1989). In der nationalsozialistischen Rassenideologie als ›minderwertig‹, aber für Arbeitszwecke ›brauchbar‹ eingestuft, ging die Eroberung des ›Lebensraums im Osten‹ mit der Verfolgung und Verschleppung von als ›Slaw*innen‹ rassifizierten Menschen einher, die u.a. auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands ausgebeutet wurden (vgl. Freitag 2005, Vlahek 2022). Zudem machten ›Slawinnen‹ einen wesentlichen Anteil der Frauen aus, die in Wehrmachts- und KZ-Bordellen sexuell ausgebeutet wurden (vgl. Sommer 2010). Aus dieser Geschichte ergibt sich eine spezifische Beziehung Deutschlands zu ›Osteuropa‹, zumal antislawische Narrative mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs nicht verschwunden sind. Der Begriff Antislawismus ist jedoch für die Beschreibung kontemporärer Prozesse nur bedingt angebracht, da er selbst die Existenz eines kollektiven ›Slawentums‹ suggeriert. Dabei macht er die Existenz anderer ethnischer Gruppen im östlichen Europa unsichtbar, die in aktuell verbreiteten ›Osteuropa‹-Klischees durchaus mitgemeint werden, wie z.B. Rumän*innen, Ungar*innen sowie Rom*nja und Sinti*zze (Vlahek 2022: 32).

Insofern ist die Trennung zwischen Ost- und Westeuropa nicht erst im Kalten Krieg entstanden, sondern baut vielmehr auf diesen historischen Entwicklungen auf (Parvulescu 2014: 3). Durch den Kalten Krieg wurden Ost-West-Dichotomien im 20. Jahrhundert aber zugleich weiter (trans-)formiert. Dass diese Trennungen mit dem Zerfall der Sowjetunion und dem Fall des Eisernen Vorhangs – entgegen idealisierender Narrative der ›europäischen Einigkeit‹ – nicht verschwunden waren, fand z.B. darin Ausdruck, dass es die ›osteuropäischen‹ Länder waren, die für den Beitritt zur EU bzw. für Assoziierungsabkommen ›europäisiert‹ werden müssen (vgl. Gressgård/Husakouskaya 2020), also aus institutioneller Perspektive weiterhin ihr ›Europäisch-Sein‹ erst unter Beweis stellen mussten (Parvulescu 2014: 3).

se ›Hierarchien des Wissens‹ (ebd.) und die sozial- und kulturanthropologische Erfindung ›Osteuropas‹ setzte sich auch nach dem Fall des Eisernen Vorhangs unter dem Begriff bzw. Forschungsfeld des ›Postsozialismus‹ fort. Und wie Reflexionen von Sozial- und Kulturanthropolog*innen aus den ›osteuropäischen‹ bzw. ›europäisch‹-postsozialistischen Ländern verdeutlichen (vgl. Schriever 2020), sind diese Ungleichverhältnisse bis heute in disziplinären Zusammenhängen vorhanden. Diese disziplinären Altlasten lassen sich durch einzelne Forschungsarbeiten wie die vorliegende nicht gänzlich auflösen, können und müssen aber dennoch im Forschungsalltag und in der Auswahl von Literatur berücksichtigt werden, z.B. indem – soweit sprachlich möglich – gezielt Arbeiten von Anthropolog*innen aus dieser Region einbezogen werden.

Dementsprechend lässt sich ›Osteuropa‹ auch geographisch nicht eindeutig definieren, da dabei verschiedene Wertigkeiten, Geschichten und Relationen zu berücksichtigen sind. So wird ›Osteuropa‹ in Deutschland manchmal als das Gebiet zwischen Deutschland und Russland definiert. Im alltäglichen Gebrauch (und darüber hinaus) wird Russland aber teilweise auch in die Definition von ›Osteuropa‹ eingeschlossen. Diese Unterschiede verweisen auf verschiedene Wahrnehmungen der Region. So fungierten das russische Zarenreich, die Sowjetunion und das heutige Russland als Kolonialreich (vgl. Morozov 2015), das u.a. ihm westlich gelegene Regionen und Länder bis heute okkupiert und kolonialisiert und dementsprechend nicht in derselben Kategorie wie diese Länder verortet wird. Dass Russland allerdings in deutschen bzw. westeuropäischen Diskursen oftmals nicht in einer derartigen Position gesehen wird, liegt wiederum daran, dass das Land durch die Assoziation mit ›slawischen Völkern‹ hier durchaus als Teil ›Osteuropas‹ wahrgenommen wird. Dabei lässt es sich als Ausdruck der Abwertung ›Osteuropas‹ verstehen, dass die Machtposition Russlands in ›Osteuropa‹ und Zentralasien aus ›westeuropäischer‹ und besonders deutscher Perspektive kaum wahrgenommen wurde – und zum Teil auch trotz des russischen Angriffs auf die Ukraine im Februar 2022 weiterhin nicht wahrgenommen wird.

Darüber hinaus existiert eine ebenso streitbare Trennung zwischen Ost- und Mitteleuropa, die z.B. von verschiedenen politischen Akteur*innen aus u.a. Polen und Tschechien genutzt wird, um sich von der Kategorie ›Osteuropa‹ zu distanzieren (Parvulescu 2014: 3). Gleichzeitig verweist sie im Kontext der deutschen bzw. deutschsprachigen Geschichte aber wiederum auf Herrschaftsansprüche in der Region, nämlich die (angestrebte) Vorherrschaft deutschsprachiger Ethnien bzw. Nationen über die Regionen und verschiedenen ethnischen Gruppen ›Mitteleuropas‹ (vgl. Theiner 1984). Für diese Arbeit waren schließlich im Deutschland der 2010er Jahren alltäglich gebrauchte Definitionen von ›Osteuropa‹ ausschlaggebend, die darunter undifferenziert Länder (süd-)östlich von Deutschland zusammenfassten.⁵ Diese Definition wird allerdings nicht als Fremddefinition für die Herkunftsregion der Teilnehmer*innen herangezogen, sondern als zentrales Narrativ, demgegenüber sie sich in ihrem Alltag in Berlin positionieren konnten (oder mussten.)

Verkörperlichte Differenzen und Grenzen ›europäischer‹ Zugehörigkeiten

Die Grenzen zwischen Europa und seinen ›Anderen‹ werden jedoch nicht nur auf geographisch-nationalstaatlicher Ebene gezogen. Die Verhandlungen unterschiedlicher ›europäischer‹ Ideen durchziehen viele Bereiche des gesellschaftlichen Lebens und manifestieren sich in verschiedenen Objekten, Praktiken und Diskursen. Dieses Buch konzentriert sich auf die Frage der Verkörperlichung ›Europas‹ (vgl. Keinz/Lewicki 2019), d.h. wie ›europäische‹ (Nicht-)Zugehörigkeiten (vgl. Yuval-Davis 2006, Yuval-Davis 2011) – also (fluide) soziokulturelle, emotionale, affektive und/oder politische Verbindungen und (Selbst-)Identifikationen mit bestimmten Vorstellungen von ›Europa‹ – anhand von und

5 D.h.: Albanien, Armenien, Aserbaidschan, Belarus, Bosnien-Herzegowina, Bulgarien, Estland, Georgien, Kosovo, Kroatien, Lettland, Litauen, Moldau, Montenegro, Nord-Mazedonien, Polen, Rumänien, Russland, Serbien, Slowakei, Slowenien, Tschechien, Ukraine und Ungarn.

durch Körperlichkeiten ausgedrückt werden (vgl. Mattes/Lang 2020). Ausgehend davon, dass verkörperlichte soziokulturelle Differenzen als »neither stable nor given« (M'charek 2010: 318) anzusehen sind, befasse ich mich insbesondere damit, wie und wo welche körperlichen Merkmale und Praktiken als Markierung von Differenzen aktiviert und interpretiert werden, also wie »(Ost-)Europäisch-Sein« in bzw. durch verkörperlichte Praktiken und/oder Zuschreibungen (re-)produziert wird.

Im Kontext »europäischer« Zugehörigkeiten liegt dabei die Bedeutung von Rassifizierungsprozessen auf der Hand, wird »Europäisch-Sein« in vielen seiner hegemonialen Definitionen doch eng mit weiß-Sein verbunden, während nicht-weißen Personen »europäische« Zugehörigkeiten abgesprochen werden und damit ihre Ausgrenzung legitimiert wird (vgl. Buchowski 2012, Goldberg 2006). In diesem Buch geht es v.a. um Menschen, die innerhalb dieser breiteren Hierarchien als weiß verortet sind oder werden. Deswegen untersuche ich v.a. Differenzierungslinien eines »europäischen« weiß-Seins (vgl. Lapiņa/Vertelytė 2020), die verdeutlichen, dass es sich bei ihm nicht um eine essenzialistisch-phänotypische Kategorie, sondern ein relationales Herrschaftsinstrument handelt. Zu berücksichtigen sind dabei auch die jahrhundertelange Ausgrenzung und Rassifizierung von Rom**nja* und Sinti**zze* als stereotype »europäische« »Andere« (vgl. Yıldız/De Genova 2018), die sich in aktuellen Diskursen mit Vorstellungen von »Osteuropa« vermischen (vgl. Ivasiuc 2017). Möglich wird eine derartige Vermischung, weil sich in »innereuropäischen« Differenzierungsprozessen ethnische (bzw. ethnisierte), rassifizierte und nationale Zuschreibungen überlappen. Hegemoniale (und z.B. durch die EU vertretene) Verständnisse eines »vereinten Europa« bauen auf der Idee eines Verbandes ethnisch homogener Nationalstaaten auf (Yıldız/De Genova 2018: 428), die zugleich mit weiß-Sein assoziiert werden. Dies führt in (ost- wie west-)europäischen Nationalstaaten dazu, dass nationale Zugehörigkeiten eng mit bestimmten ethnischen Zugehörigkeiten verknüpft sind und diese wiederum mit weiß-Sein (und meist auch einer christlichen Religionszugehörigkeit). Die Rassifizierung von Rom**nja* und Sinti**zze* ergibt sich somit auch aus ihrer spezifischen ethnischen Zugehörigkeit; ebenso sind Abstufungen zwischen (west-)»europäischem Weiß-Sein und »osteuropäischem« »nicht-ganz-weiß-Sein« mit ethnisch-nationalen Zuschreibungen verbunden (vgl. Lapiņa/Vertelytė 2020).

Es lassen sich zahlreiche weitere Themenbereiche identifizieren, anhand derer verkörperlichte Ideen des »Europäisch-Seins« verhandelt werden (können). Für den Kontext dieser Arbeit sind v.a. zwei Felder relevant, nämlich einerseits der Themenkomplex rund um Geschlecht(er) und Sexualität(en), und andererseits Differenzierungsprozesse entlang sozioökonomischer Hintergründe und die in ihnen ausgedrückten Zusammenhänge zwischen Klasse(n), Armut und Arbeit. Ein Blick in aktuelle europäische Medienberichterstattungen zeigt, dass es sich bei ersterem um ein auf politischer Bühne äußerst umkämpftes Thema handelt, das die Verknüpfung verschiedener Geschlechter- und Sexualitätsverständnisse mit »europäischen« Werten von Freiheit und Gleichberechtigung deutlich werden lässt: Vorfälle wie z.B. zur Silvesternacht 2015 in Köln fungieren dabei als Projektionsfläche rassifiziert-sexualisierter Ausgrenzungsmechanismen (vgl. Dietze 2016) in der Gegenüberstellung der weißen »deutschen« Frau als Objekt »europäischer« Fürsorge mit dem hypersexualisierten »muslimischen« und als nicht-weiß rassifizierten Mann, der sich vermeintlich nicht entlang »europäischer« Normen verhalten kann (vgl. Buchowski 2006). Im Hinblick auf die Rechte von Frauen und LGBTQ-Personen erweist

sich das Feld der vergeschlechtlichten Sexualitätsdiskurse aber auch als Ort der Grenzziehung zwischen ›Ost- und (West-)Europa‹. Während sich (West-)Europa‹ als liberaler Bewahrer bzw. Gewährleister von Frauen- und LGBTQ-Rechten gegenüber einem vermeintlich patriarchal-archaischen ›Osteuropa‹ positioniert (vgl. Trofimov 2019), werden die sexuellen Freiheiten (West-)Europas‹ von ›osteuropäischen‹ Regierungen als Verrat und Aufgabe ›europäischer‹ Werte und Traditionen interpretiert (vgl. Gressgård/Smoczy 2020).⁶ Vor diesem Hintergrund werden schließlich auch Debatten um den Umgang mit Sexarbeit zu Fragen ›europäischer‹ Identitäten (vgl. Foret/Rubio Grundell 2020, Mattson 2016), indem sich die Meinungen in zwei polarisierte Lager spalten: eines argumentiert für die Notwendigkeit eines Verbots der Sexarbeit als Gewährleistung von Geschlechtergerechtigkeit in Europa; das andere fordert die Legalisierung oder Entkriminalisierung des Gewerbes als Gewährleistung der sexuellen Selbstbestimmung.

In medialen und politischen Diskursen weniger prominent, aber im alltäglichen Leben durchaus als wirkmächtig erweisen sich sozioökonomische Unterschiede und ihre (vermeintliche) Manifestation anhand von Kleidung, Aussehen und Verhaltensweisen in der Differenzierung zwischen ›Osteuropa‹ und (West-)Europa‹ (vgl. Castañeda 2015, Romano 2014). So fungiert ›Osteuropa‹ nicht nur anhand einer Dichotomie zwischen Peripherie und Zentrum als Gegenpol zu (West-)Europa‹, sondern auch entlang einer Gegenüberstellung von Armut und Reichtum. Unsichtbar gemacht werden dabei nicht nur armutsbetroffene Menschen in ›westeuropäischen‹ Ländern. Die Ethnisierung und Rassifizierung von Armut als ›osteopäisches‹ Phänomen – in enger Verbindung mit der Rassifizierung von Rom*ⁿja und Sinti*ⁿze (vgl. Racleş/Ivasiuc 2019) – macht zudem die strukturellen (und mit dem Reichtum bestimmter gesellschaftlicher Schichten in ›Westeuropa‹ verbundenen) Ursachen für die in der Region durchaus vorhandenen sozioökonomischen Prekaritäten unsichtbar.

1.2 Sexarbeit als Knotenpunkt der Widersprüche des neoliberalen ›Europa‹

Die verkörperlichten Verhandlungen der verschiedenen ›Europas‹ und ihrer vielen ›Anderen‹ waren und sind eng mit der Etablierung und Verbreitung kapitalistischer Produktionsweisen verbunden (vgl. Federici 2004, Issar 2021). Schließlich baut der Reichtum (West-)Europas‹ und die damit einhergehenden ›Freiheiten‹ auf der jahrhundertelangen Ausbeutung ›nicht-europäischer‹ Menschen und Ressourcen auf. Die wirtschaftliche wie soziokulturelle Machtposition (West-)Europas‹ wird aber ebenso durch die Marginalisierung und Ausbeutung ›osteuropäischer‹ Personen aufrechterhalten. Auch diese haben eine lange Geschichte (s.o.), doch konzentriere ich mich an dieser Stelle auf die Zusammenhänge zwischen europäischen Ost-West-Dichotomien und Neoliberalisierungsprozessen, die sich v.a. in den letzten dreißig Jahren auf dem europäischen Kontinent entfaltet haben. Mit Neoliberalisierungsprozessen bezeichne ich

6 Im Detail betrachtet sind diese Debatten komplexer als ihre Verkürzungen auf diskursiver Ebene (vgl. Baer 2020, Keinz 2015), können an dieser Stelle jedoch nicht entsprechend ausführlich wiedergegeben werden.

hier nicht nur Transformationen kapitalistischer Arbeits- und Produktionsweisen wie z. B. zunehmende Privatisierungen, Austeritätsmaßnahmen, die Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen und die »commodification of everything« (Harvey 2007: 80), im Rahmen derer auch Sexualitäten, Intimitäten und emotionale Arbeit einer neoliberal-kapitalistischen Marktlogik unterworfen werden (vgl. Constable 2009, Weiss 2008). Ich beziehe mich dabei auch auf eine zunehmend individualistische bzw. individualisierende Perspektive, die persönliche Freiheiten, aber auch individuelle Verantwortung ins Zentrum stellt (vgl. Gill/Scharff 2013, Harvey 2007, Matejskova 2013a), bzw. möchte ich mit dem Begriff der Neoliberalisierungsprozesse auch auf die Wechselwirkungen zwischen diesen beiden Entwicklungen verweisen.

Diese zeigen sich z. B. darin, dass die sogenannten EU-»Osterweiterungen« nicht nur das Versprechen einer »Europäisierung« und Anteilhabe für »osteuropäische« Länder mit sich brachten, sondern auch die Erschließung neuer Wirtschafts- und Arbeitsmärkte für die »alten« westeuropäischen EU-Mitgliedsstaaten. Die Angliederung an die EU und die Notwendigkeit wirtschaftlicher Wettbewerbsfähigkeit führte in den neuen EU-Ländern zu weitreichenden Veränderungen in den jeweiligen Arbeits- und Sozialsystemen, nämlich u. a. zu Privatisierungen, einer Flexibilisierung der Arbeitsmärkte und dem Abbau von sozial- und arbeitsrechtlichen Absicherungen (vgl. Raudon/Shore 2018, Stan/Erne/Gannon 2020). Damit wurden die durch die EU-Beiträge gewonnenen Migrationsmöglichkeiten für viele »osteuropäische« EU-Bürger*innen zur ökonomischen Notwendigkeit, wurden aber aus neoliberal-individualistischer Perspektive als Ausdruck und Möglichkeit (west-)»europäischer« Freiheiten gleichzeitig als erstrebenswert konstruiert.

Das trägt dazu bei, dass sich gerade (aber nicht nur) Frauen aus »osteuropäischen« Ländern im 21. Jahrhundert »settled in mobility« (Morokvasic 2004) wiederfinden – in ständiger Bewegung zwischen verschiedenen Ländern. Dabei spiegeln ihre Migrationsbewegungen nicht nur ihre eigenen Handlungsspielräume, sondern auch wachsende sozioökonomische Abhängigkeiten wider (ebd.). Die zunehmende Kommodifizierung »weiblich« konnotierter Arbeitsfelder wie Hausarbeit und Pflege- bzw. Sorgearbeit und der steigende Bedarf an diesen Dienstleistungen lassen bereits seit Längerem eine »Feminisierung« von Migration erkennen (vgl. Ehrenreich 2003, Parreñas 2015). So wird diese Arbeit an vielen Orten der Welt primär von in den jeweiligen Kontexten migrantischen und entlang lokaler sozioökonomischer Hierarchien marginalisierten Frauen ausgeübt (vgl. Gutierrez-Rodriguez 2014). Für sie stellt Arbeitsmigration eine Möglichkeit (und Notwendigkeit) angesichts prekärer Lebensumstände dar (vgl. Ishkanian 2002), soziale Mobilität für sie selbst und ihre Familien zu realisieren (vgl. Bloch 2017, Keough 2006). Aufgrund der ebenso vielerorts verbreitenden Abwertung dieser Arbeitsbereiche ist dies jedoch teilweise nur unter äußerst ausbeuterischen Umständen möglich (vgl. Ong 2006). Strukturell gefördert werden diese Verhältnisse durch rigide Migrationsbestimmungen sowie mangelnde Anerkennung »ausländischer« Qualifikationen, die die entsprechenden Arbeitsmöglichkeiten einschränken (Parvulescu 2014: 7). Verbunden mit den oben beschriebenen Differenzierungsprozessen führt dies dazu, dass in »Europa«, und besonders in Deutschland, der Pflegearbeitssektor eng mit »osteuropäischen Frauen« assoziiert wird, denen zugleich kaum andere Arbeitsfelder offenstehen. Zu bedenken ist dabei, dass die Auslagerung von Reproduktionsarbeit auf Migrant*innen Grundlage für die Freiheiten derjenigen ist, die sich diese Auslagerung

leisten können. Insofern sind es v.a. ›osteuropäische Frauen‹ bzw. diejenigen, die als ›osteuropäisch‹ angesehen werden, die ›europäische‹ Freiheiten produzieren, selbst aber nur bedingt an ihnen teilhaben können.

Die Inanspruchnahme der durch die Arbeitnehmerfreizügigkeit gewährleisteten Mobilitäten durch die Teilnehmer*innen und andere sozioökonomisch marginalisierte ›Osteuropäer*innen‹ veranschaulicht ein für dieses Buch zentrales Spannungsfeld zwischen individueller Handlungsfähigkeit (*agency*) und strukturellen Rahmenbedingungen im neoliberalen ›Europa‹. Denn die räumlich-geographischen Mobilitäten der Teilnehmer*innen lassen sich *sowohl* als Ausdruck von Handlungsfähigkeit und sozialen Mobilitätsbestrebungen *als auch* als eine durch sozioökonomische Marginalisierung gegebene Notwendigkeit interpretieren. In diesem Zusammenhang erweist sich migrantische Sexarbeit nicht als isoliertes Phänomen, sondern vielmehr als Knotenpunkt verschiedener Widersprüche europäischer Neoliberalisierungsprozesse, der zugleich auf die Grauzonen (neo-)liberaler Sexualitätsverständnisse verweist.

Sex und Arbeit im neoliberalen ›Europa‹

Auch wenn der *explizite Tausch sexueller Handlungen gegen Geld, geldwerte Objekte und/oder finanzielle Vorteile zum Zwecke der Einkommensgenerierung bzw. Bestreitung der Lebenserhaltungskosten*, wie ich Sexarbeit im Rahmen dieser Arbeit definiere, bereits lange vor dem Aufkommen des neoliberalen Kapitalismus existierte, sind die Arbeitsmodalitäten der Sexarbeit heute nicht losgelöst von derartigen sozioökonomischen Rahmenbedingungen zu betrachten. Dabei sind folgende interdependente Prozesse zu bedenken: Die Neoliberalisierung von Sexualität (und intimen Beziehungen) hat zu ihrer weitreichenden Kommodifizierung beigetragen (vgl. Constable 2009). Zugleich hat sich (nicht nur) in (West-)›Europa‹ eine offen ausgelebte, qualitativ wie quantitativ vielseitige Sexualität zu einem Ausdruck ›moderner‹ (west-)›europäischer‹ Zugehörigkeiten (vgl. Trofimov 2019), und damit auch zu einer Form von Kapital (vgl. Kaplan/Illouz 2021), entwickelt. Dadurch entsteht bzw. vergrößert sich der Bedarf an ›Sexuellem‹, womit nicht nur Sexarbeit, sondern z.B. auch Sexspielzeuge, erotische Literatur usw. gemeint sind, was Sexualität zu einem (zumindest für manche) gewinnbringenden Geschäft macht. Gleichzeitig erweitert sich die Verfügbarkeit von Sexualität, nicht nur durch Produkte, sondern auch durch die Transformation von Moralvorstellungen.

Diese Entwicklungen sind ein anschauliches Beispiel für die Verschmelzung neoliberal-kapitalistischer mit cisheteronormativen und ethnisiert-rassifizierten Strukturen, da von dieser sexuellen ›Befreiung‹ v.a. (weiße) cis Männer profitieren (Weeks 2002: 26f). Für Personen anderer Geschlechter und insbesondere (cis wie trans) Frauen bedeutet die neoliberale Kommodifizierung von Sexualität angesichts gleichzeitiger sozioökonomischer Marginalisierung eine Fortschreibung vergeschlechtlichter Ungleichheiten, die jedoch abhängig von verschiedenen soziokulturellen Positionierungen unterschiedlich verhandelt werden können. Insofern erweist sich Sexarbeit auch als vielschichtiges Feld, in dem sich heterogene Spannungsfelder zwischen Handlungsfähigkeiten und strukturellen Bedingungen entfalten. Für die Teilnehmerinnen drückte sich dies z.B. darin aus, dass sie Sexarbeit als Alternative zu prekariertem Pflege- und Reinigungsarbeit ansa-

hen, in der Sexarbeit als ›osteuropäische‹ Frauen aber ebenso (im ideellen wie finanziellen Sinne) abgewertet wurden.

Dass die Verfügbarkeit von Pflege-, Reinigungs- und Sexarbeit im neoliberalen Europa also besonders durch die Marginalisierung von ›anderen‹, d.h. nicht- und ›osteuropäischen‹, (cis) Frauen gewährleistet wird, bedeutet jedoch nicht, dass ausschließlich diese davon betroffen sind. Denn erweitert man z.B. die Perspektive über die feminisierten Arbeitsfelder der Reproduktions- und Sorgearbeit hinaus auf (eher) männlich konnotierte Arbeitsbereiche, lassen sich ähnliche Prozesse entlang dieser regionalen bzw. ethnisch-rassifizierten Differenzierungen feststellen. Denn obwohl Technologisierung und Digitalisierung zwar zu einer Verringerung des Bedarfs an sogenannten ›unqualifizierten‹ Arbeitskräften (d.h. ohne höhere formelle Ausbildung) im Produktions-, Bau- und Landwirtschaftssektor beigetragen haben, sind gerade die letzten beiden Sektoren in Deutschland und anderen ›westeuropäischen‹ Ländern von ›billigen‹ Arbeitskräften aus dem ›osteuropäischen‹ bzw. nahegelegenen außereuropäischen Ausland abhängig, um u.a. die allgegenwärtige Verfügbarkeit billiger Lebensmittel aufrecht zu erhalten. In diesem Zusammenhang erwies sich Sexarbeit schließlich für die Teilnehmer als ambivalente Alternative angesichts prekärer Arbeitsmöglichkeiten.

Sexarbeit, Menschenhandel und moralische Panik

Von (bestimmten) Migrant*innen ausgeübte Sexarbeit ist nicht das einzige Arbeitsfeld, in dem die Paradoxien und Prekaritäten neoliberaler Wirtschafts- und Sozialpolitiken in Europa (und darüber hinaus) deutlich werden (vgl. Bernstein/Jakobsen 2022, Kóczé 2016). Allerdings erfahren nur wenige Themen derart mediale und politische Aufmerksamkeit, moralische Aufladung und rechtliche Regulierung(-versuche) wie die Sexarbeit. Diese Aufmerksamkeit ergibt sich aus den Verflechtungen verschiedener Spannungsfelder in der Sexarbeit. Erstens steht die *explizite* Kommodifizierung von Sexualität trotz diverser Liberalisierungen in (West-)›Europa‹ in starkem Konflikt mit hegemonialen (insbesondere vergeschlechtlichten) Moralvorstellungen (vgl. Herdt 2009). Dies macht Sexarbeit zu einem Feld, das in medialen, politischen und gesellschaftlichen Diskursen als Verhandlungsraum von Sexualitätsvorstellungen fungiert. Im Hinblick auf die (Neo-)Liberalisierung von Sexualität lassen sich aktuelle Sexarbeitsdiskurse dabei auch als Verhandlung dessen verstehen, wie weit die Kommerzialisierung von Sexualität gehen kann oder sollte – denn schließlich handelt es sich bei Sexarbeit nur um ein Feld von vielen, in denen mit Sex(ualität) Geld gemacht wird.

Das gesellschaftliche Unbehagen mit Sexarbeit vermischte sich bereits seit dem späten 19. Jahrhundert mit Migrationsängsten. Von der Panik über den ›white slave trade‹, der (vermeintlichen) Verschleppung weißer ›europäischer‹ Frauen in außereuropäische Gebiete zum Zweck der sexuellen Ausbeutung (vgl. Doezema 1999) bis zu aktuellen Menschenhandelsdebatten, -definitionen und -gesetzgebungen⁷ fungiert die moralische Pa-

7 Maßgeblich ist in aktuellen Debatten dabei auf EU- wie auch europäisch-nationalstaatlicher Ebene die Definition von Menschenhandel des sogenannten Palermo-Protokolls der Vereinten Nationen (United Nations 2000): »Trafficking in persons« shall mean the recruitment, transportation, transfer, harbouring or receipt of persons, by means of the threat or use of force or other forms of

nik über explizit transaktionale Sexualität als Projektionsfläche für Ängste und Vorbehalte gegenüber räumlich-geographischen Mobilitäten insbesondere von Frauen und als Abgrenzung von ›vulnerablen‹ und ›gefährlichen‹ ›Anderen‹ (vgl. Kempadoo/Sanghera/Pattanaik 2012). Die Existenz von Ausbeutung in der Sexarbeit bzw. von migrantischen Arbeitskräften insgesamt soll damit nicht geleugnet werden. Die durch Menschenhandelspanik legitimierte Migrationskontrollen und Regulierungsmechanismen von Sexarbeit befördern jedoch Abhängigkeiten und Ausbeutungsmöglichkeiten sowie die Stigmatisierung und Stereotypisierung dieser Personengruppen (vgl. Ditime 2012).

Dass durchaus berechtigte Fragen zu Arbeitsbedingungen und Alternativen von sexarbeitenden Migrant*innen aus (nicht nur, aber auch) ›osteuropäischen‹ Ländern zugunsten einer äußerst emotionalisierten und polarisierten Debatte und damit einhergehenden stereotypen Repräsentationen sexarbeitender Migrant*innen in den Hintergrund geraten, hängt schließlich damit zusammen, dass diese Debatte als Ausdruck von *sexual humanitarianism* (Mai 2014, 2018) selbst Teil der Konsolidierung neoliberaler Hegemonien darstellt. Denn wie Mai (2018) beschreibt, trägt der europaweite bzw. globale Aufruhr über Menschenhandel zum Zweck sexueller Ausbeutung u.a. dazu bei, dass andere Formen von Ausbeutung und Prekarisierung normalisiert, die Kontrolle und Überwachung von Migrant*innen legitimiert und schließlich die strukturellen Bedingungen von Menschenhandel und Ausbeutung zugunsten einer individualisierten Opfer-Täter-Logik unsichtbar gemacht werden (ebd.: 3). Damit einhergehend werden auch verschiedene Dichotomien zwischen Zugehörigkeiten zu einem ›aufgeklärten‹, ›fortschrittlichen‹ und Menschenrechte wahrenden (West-)›Europa‹, ›Westen‹ oder entsprechenden globalen Communities und ›vulnerablen‹ bzw. ›gefährlichen‹ ›Anderen‹ konstruiert. Welche Migrant*innen wo als stereotype Opfer (und/oder Täter*innen) wahrgenommen werden, variiert je nach regionalem Kontext. Die Konstruktion der bzw. Fokussierung auf ›osteuropäischen Prostituierte‹ in Deutschland ist dabei alles andere als beliebig, sondern Ausdruck spezifischer Relationen zwischen Deutschland, ›Europa‹ und ›Osteuropa‹.

1.3 Sexarbeit, Migration und ›Europa‹ in Deutschland: Geschichte(n), rechtliche Rahmenbedingungen und Forschungsstand

Seit seiner Wiedervereinigung im Jahr 1990 entwickelte sich Deutschland (abermals) zu einem (ökonomisch) einflussreichen Staat in der EU bzw. im ›vereinten‹ Europa. Wie sich Deutschland in ›Europa‹ (und darüber hinaus) politisch, gesellschaftlich und/oder ideologisch positionieren kann oder soll, wird aber inner- wie außerhalb des Landes durchaus kontrovers diskutiert. Eine besondere Reibungsfläche stellt dabei das Thema

coercion, of abduction, of fraud, of deception, of the abuse of power or of a position of vulnerability or of the giving or receiving of payments or benefits to achieve the consent of a person having control over another person, for the purpose of exploitation. Exploitation shall include, at a minimum, the exploitation of the prostitution of others or other forms of sexual exploitation, forced labour or services, slavery or practices similar to slavery, servitude or the removal of organs.« (Ebd.)

Migration dar. Während es sich bei Deutschland zwar um ein multiethisches, multikulturelles und multikonfessionelles Land handelt, orientieren sich die Vorstellungen und institutionellen Praktiken des deutschen (National-)Staats dennoch weiterhin stark an Konzepten einer ethnisch homogenen weißen, ›deutschen‹ und christlichen Nation (vgl. Häusler 2002, Jahn 2012: 58ff). So werden z.B. Menschen mit ›Migrationshintergrund‹ – ein Begriff, der oft als Chiffre für nicht-weiße Menschen fungiert – weiterhin häufig nicht als Teil der ›deutschen‹ Gesellschaft wahrgenommen (Huschke 2013: 13ff), obwohl es sich bei Deutschland im Jahr 2020 um das zweitgrößte Einwanderungsland weltweit (nach den USA) handelte (Statista 2020). Bevor insbesondere Migration aus dem südlichen bzw. südöstlichen Mittelmeerraum durch die sogenannte ›Flüchtlingskrise‹ ins Zentrum deutscher politischer Migrationsdebatten gerückt wurde (vgl. Dietze 2016, Holmes/Castañeda 2016), schürten in den Jahren 2004 und 2007 die EU-›Osterweiterungen‹ Ängste vor einer ›Armutsmigration aus Osteuropa‹ (vgl. Lebedew 2013), die Migrationsdebatten, Gesetzgebungen in den 2000er und frühen 2010er Jahren sowie die Wahrnehmung von ›Osteuropäer*innen‹ maßgeblich prägten. In diesem Zusammenhang sind auch die Sexarbeitsdebatten der 2000er und 2010er Jahre zu verorten, die einen Schauplatz der Stereotypisierung von Migrant*innen aus ›Osteuropa‹ darstellen.

Sexarbeit, Migration, Menschenhandel: Rechtliche Rahmenbedingungen und Diskurse

In den frühen 2000er Jahren veränderte sich nicht nur die Zahl der Mitglieder der EU, sondern auch die rechtlichen Rahmenbedingungen für Sexarbeit in Deutschland mit dem Inkrafttreten des Prostitutionsgesetzes (ProstG) im Jahr 2002. Dieses Gesetz stellte eine Liberalisierung, jedoch keine Legalisierung von Sexarbeit dar. Denn die Ausübung und Inanspruchnahme von Prostitution war in der Bundesrepublik Deutschland bereits davor legal. Die Legalität von Prostitution ging jedoch nicht mit ihrer Anerkennung als legitime Form von Arbeit einher – obwohl das Einkommen aus der Prostitution steuerpflichtig war (Kavemann 2010: 213). Relevant für die Regulierung des Gewerbes waren einige strafrechtliche Gesetze, aber auch Bau- und Gewerbeordnungen, das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten (bis 2001) sowie der Umstand, dass Prostitution rechtlich als »sittenwidrig« eingestuft wurde (Heying 2019: 33), wodurch jegliche Verträge zwischen sexarbeitenden Personen und ihren Kund*innen z.B. im Falle eines Rechtsstreits vor Gericht nicht anerkannt wurden.

Mit der Einführung des ProstG, das Prostitution als »sexuelle Handlungen gegen ein vorher vereinbartes Entgelt« definiert (ProstG 2001), wurde die Einstufung als »sittenwidrig« abgeschafft, mit der Begründung, dass sich gesellschaftliche Moralvorstellungen verändert hatten und sexarbeitenden Personen eine rechtliche Absicherung ihrer Tätigkeit als Arbeit zur Verfügung gestellt werden sollte. Symbolisch markierte das Gesetz also eine Positionierung Deutschlands als liberaler Nationalstaat, in dem Sexarbeit nicht mehr moralisch bewertet wird. Praktisch erwies sich das Gesetz jedoch nur als schwacher Kompromiss zwischen verschiedenen Bewertungen der Sexarbeit (vgl. Pates 2012), der kaum den Arbeitsrealitäten sexarbeitender Personen entsprach. So sollte z.B. der Zugang zum Sozialsystem durch die Ermöglichung sozialversicherungspflichtiger Anstellungsverhältnisse im Rahmen der Sexarbeit gewährleistet werden. Da Sexarbeit jedoch

hauptsächlich als selbstständige Tätigkeit ausgeübt wurde und weiterhin wird, sind sexarbeitende Personen bis heute meist selbst für den Zugang zu Kranken-, Renten- oder Arbeitslosenversicherungen verantwortlich (vgl. Probst 2022).

Nur wenige Jahre nach der Einführung des ProstG, nämlich vor und während der in Deutschland ausgetragenen Männerfußball-WM im Jahr 2006, begann sich eine mediale Aufmerksamkeit für den (vermeintlich) großen Anstieg von Menschenhandel und Zwangsprostitution aus ›Osteuropa‹ zu entwickeln (Hill/Bibbert 2019: 144). Bei dieser moralischen Panik (vgl. Herdt 2009, Weitzer 2005b) über einen vermeintlich durch sportliche Großveranstaltungen geförderten Menschenhandel handelt es sich um ein im 21. Jahrhundert global verbreitetes Phänomen, das z.B. auch im Rahmen der Männerfußball-WM in Südafrika (2010) oder des US-amerikanischen Super Bowl auftrat (vgl. Deering/Shannon 2012, Martin/Hill 2019). Die Mediendiskurse der frühen 2000er Jahre sind also einerseits als Ausdruck einer globalisierten moralisierten Debatte um Menschenhandel und dessen Unterbindung zu verstehen. Andererseits handelte es sich dabei um einen Moment, in dem sich auch spezifisch deutsche Sexarbeits- und Menschenhandelsdiskurse zu wandeln begannen und sich ›osteuropäische‹ Frauen zu einer zentralen Figur dieser Diskurse entwickelten.

Die mediale Aufmerksamkeit für Sexarbeit, Ausbeutung, Menschenhandel und ›Osteuropa‹ setzte sich in den frühen 2010er Jahren fort u.a. angeregt durch erste Erfahrungs- und Forschungsberichte (vgl. Kavemann/Rabe 2008), die ergaben, dass sich die Arbeitsbedingungen von sexarbeitenden Personen seit 2002 nicht wesentlich verbessert hatten. Die an diesen Debatten Beteiligten erkannten unterschiedliche Gründe dafür. Aktivistisch bzw. politisch aktive (oder zu dieser Zeit aktiv werdende) Sexarbeiter*innen und andere Personen, die sich für die Rechte von Sexarbeiter*innen einsetzten, kritisierten v.a. den geringen Umfang und die mangelhafte Umsetzung des ProstG. Prostitutionskritiker*innen hingegen sahen das Gesetz selbst und die damit einhergehende Liberalisierung als Ursache des Problems und forderten eine striktere Gesetzgebung, ein gänzlich Verbot und/oder die Abschaffung der Sexarbeit. Dass, wie von diesen Kritiker*innen oftmals argumentiert, die Einführung des ProstG zu einem deutlichen Anwachsen der Sexindustrie in Deutschland geführt hat, lässt sich aufgrund der mangelhaften Datenlage (s.u.) jedoch nicht bestätigen.

Ohne behaupten zu wollen, dass die deutsche Sexindustrie frei von Problemen, Ausbeutung oder Menschenhandel sei, argumentiere ich, dass die verstärkte Aufmerksamkeit für die (vermeintlichen) Lebenslagen von ›osteuropäischen Prostituierten‹ weniger als in sich selbst begründete Sorge um Menschenhandel zu verstehen, sondern vielmehr im Kontext europaweiter Neoliberalisierungsprozesse in den 2000er und 2010er Jahren und damit einhergehender Debatten um ›Armutsmigration‹ zu verorten ist. Denn dass Deutschland und das deutsche Sozialsystem durchaus einen Anziehungspunkt für einige Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Länder darstell(t)en, hängt auch mit den in Abschnitt 1.2 erwähnten Privatisierungen und Einschränkungen der Sozialsysteme in den jeweiligen Herkunftsländern im Zuge der EU-Osterweiterung zusammen. Trotz bzw. zur Fortsetzung seiner wirtschaftlichen Vormachtstellung blieb auch Deutschland von neoliberalen Umstrukturierungen des Sozialsystems in diesem Zeitraum nicht unberührt, wie z.B. die Einführung von Hartz IV und verschiedene Krankenkassenreformen zeigen. Und während im Jahr 2015 zwar ein gesetzlich festgelegter Mindestlohn

in Deutschland eingeführt wurde, wurden im selben Jahr die Zugangsmöglichkeiten zum deutschen Sozialsystem für EU-Bürger*innen eingeschränkt, wovon insbesondere selbstständig tätige Personen, also auch sexarbeitende EU-Migrant*innen, betroffen waren. Statt einer Auseinandersetzung mit diesen Prozessen legitimierte die moralische Panik um Menschenhandel von ›osteuropäischen Prostituierten‹ jedoch im Jahr 2017 die Einführung des Prostituiertenschutzgesetzes (ProstSchG), das v.a. die Möglichkeiten zur Regulierung und Kontrolle (mutmaßlich) sexarbeitender Personen erweiterte (vgl. Benkel 2018).

Deutschland, das ›Bordell Europas‹? Datenlage und Forschungsstand

Verschiedene politische Akteur*innen legitimierten die Einführung des ProstSchG mit dem Postulat, dass sich Deutschland zum ›Bordell Europas‹ entwickelt hatte (Hill/Bibbert 2019: 92). Unterstützt wird diese Aussage mit der Berufung auf Statistiken über die angeblich äußerst hohe Anzahl von sexarbeitenden Personen in Deutschland. Es existieren jedoch keine verlässlichen quantitativen Erhebungen oder wissenschaftlich fundierte Schätzungen zum Umfang der Sexindustrie in Deutschland (Döring 2014: 102). Die immer wieder durch die Medien kursierende Zahl der »400.000 Prostituierten« beruht auf einer Schätzung einer Beratungsstelle aus den 1990er Jahren (Kavemann/Steffan 2013). Wissenschaftler*innen gingen in den 2010er Jahren davon aus, dass sich die Anzahl sexarbeitender Personen zwischen 64.000 und 200.000 bewegen könnte (ebd.). Fraglich ist jedoch, inwiefern diese Schätzung die jüngsten Transformationen der Sexindustrie, insbesondere die Digitalisierung des Gewerbes, berücksichtigt (vgl. Döring 2014) – ganz zu schweigen von den Effekten der Covid-19-Pandemie. Keine dieser Zahlen lässt sich somit fundiert belegen; die mangelhafte Datenlage erlaubt es jedoch auch nicht, Schätzungen eindeutig zu widerlegen.

Seit Inkrafttreten des ProstSchG im Sommer 2017 veröffentlicht das Statistische Bundesamt jährlich einen Bericht über die Anzahl der als Prostituierte registrierten Personen in Deutschland, der auch Auskunft über die Herkunftsländer dieser registrierten Personen gibt. So waren Ende 2018 ca. 32.800 Personen in Deutschland als Prostituierte registriert, davon 35 % mit rumänischer, 10 % mit bulgarischer und 7 % mit ungarischer Staatsbürgerschaft, wobei diese drei die häufigsten ausländischen Staatsbürgerschaften ausmachten (Statistisches Bundesamt 2019). Während sich somit zwar ein hoher Anteil an Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern unter den registrierten Personen bestätigen lässt, bleibt es fraglich, wie sich diese Statistik zur Anzahl der nicht-registrierten Personen (und ihren Herkunftsländern) verhält.

Eine ähnliche Problematik ergibt sich bei den jährlichen Lagebildern des Bundeskriminalamts zu Menschenhandel und Ausbeutung. Denn erfasst werden darin nur Fälle, die polizeilich abgeschlossen, d.h. zur Polizei gebracht und nach entsprechenden Ermittlungen als Fälle von Menschenhandel identifiziert und zur Anklage gebracht wurden. In den Jahren 2016 bis 2018 wurden in Deutschland jährlich 363 (2016), 327 (2017) bzw. 356 (2018) Fälle von Menschenhandel zum Zweck sexueller Ausbeutung polizeilich abgeschlossen (Bundeskriminalamt 2017, 2018, 2019), im Jahr 2019 sank die Zahl der Fälle auf 287 (Bundeskriminalamt 2020). Das Bundeslagebild Menschenhandel entspricht also (zumindest im Verhältnis zu den genannten Schätzungen bzw. der Anzahl der regis-

trierten sexarbeitenden Personen) nicht der diskursiven Konstruktion von Menschenhandel als weit verbreitetem Phänomen, jedoch ist von einer nicht näher zu bestimmenden Dunkelziffer an Menschenhandelsfällen auszugehen. Berlin ist dabei – neben Nordrhein-Westfalen – eines der Bundesländer, in dem die meisten Menschenhandelsfälle (insgesamt, d.h. nicht nur auf sexuelle Ausbeutung bezogen) identifiziert wurden. Auch daraus lässt sich jedoch nicht unbedingt schließen, dass es sich bei Berlin um ein Zentrum des Menschenhandels handelt, da sich seine Bedeutung als überregionales urbanes Zentrum nicht nur in seiner verstärkten Kriminalität, sondern auch in deren (teilweise) verstärkten Verfolgung widerspiegelt.

Während es an verlässlichen quantitativen Daten mangelt, gibt es verschiedene qualitative, sozialwissenschaftlich-empirische Forschungsarbeiten zu Sexarbeit in Deutschland bzw. Berlin. Ein wesentlicher Teil der deutschsprachigen sozial- und geisteswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Sexarbeit in Deutschland beschäftigt sich mit Fragen der Kontrolle und Regulierung des Gewerbes sowie den (möglichen) Auswirkungen des ProstG bzw. ProstSchG (vgl. u.a. Benkel 2015, 2018, Hill/Bibbert 2019, Kavemann/Rabe 2008, Kontos 2009, Leser/Pates 2019, Pates/Schmidt 2009, Thiemann 2020). Hinsichtlich der lokalen, urbanen Verortung des Forschungsprojekts erwiesen sich Arbeiten zu Sexarbeit und urbanem Raum – und insbesondere deren Interdependenzen im Zuge urbaner Neoliberalisierungsprozesse – in Deutschland und darüber hinaus als Referenzrahmen für die Aufarbeitung und Analyse der Berliner Sexarbeitslandschaften (vgl. u.a. Benkel 2010, Howe 2011, Hubbard 2019, Künkel 2011, 2016, 2020b, Löw/Ruhne 2011). Die Verknüpfungen zwischen Migration und Sexarbeit in Deutschland, insbesondere aus Perspektive sexarbeitender Migrant*innen, stellen in deutschsprachigen (publizierten) sozialwissenschaftlich-empirischen Forschungsarbeiten jedoch kein zentrales Thema dar. Wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Sexarbeit aus intersektionaler Perspektive und Arbeiten im Bereich der Gesundheitsforschung greifen Fragen zu Migration und soziokulturellen Hintergründen durchaus auf (vgl. Künkel/Schrader 2020, Santos-Hövener/von Unger 2012), hauptsächlich wird hinsichtlich Migration jedoch weiterer Forschungsbedarf identifiziert (vgl. Ott 2013).

Zu Berlin (bzw. teilweise darüber hinaus) finden sich jedoch einige englischsprachige Arbeiten, die sich aus ethnographischer Perspektive mit den Lebensrealitäten von cis-männlichen und trans Migrant*innen beschäftigen, die in der Sexarbeit tätig sind (vgl. Altay/Yurdakul/Korteweg 2020, Castañeda 2013, 2014, Ellison/Weitzer 2017, Trofimov 2019, 2020). Diese Arbeiten greifen dabei sowohl die verkörperlichten Grenzziehungsprozesse (vgl. Altay/Yurdakul/Korteweg 2020) als auch europäische Ost-West-Dichotomien auf (vgl. Trofimov 2019) und stellen damit einen zentralen Ansatzpunkt dieser Arbeit für die Auseinandersetzung mit den Lebensrealitäten von cis-männlichen und trans Personen aus ›osteuropäischen‹ Ländern dar. Mit Facetten der Lebensrealitäten von ungarischen cis Frauen, die in Berlin auf dem Straßenstrich tätig sind, beschäftigen sich die Arbeiten von Katona (2012, 2014, 2017), die die Beziehungen dieser Frauen zu ihren Partnern zwischen Intimität und ökonomischen Abhängigkeiten thematisieren. Verbindendes Merkmal aller dieser Arbeiten ist, dass sie sich alle mit Straßensexarbeit bzw. mit im öffentlichen Raum verorteter Sexarbeit beschäftigen, und damit also die wissenschaftliche Überrepräsentation von Straßensexarbeit (Weitzer 2009: 217) reproduzieren. Demgegenüber verfolgt diese Arbeit in Auseinandersetzung mit, aber auch

als Ergänzung zu diesen Studien einen Ansatz, der die Erfahrungen sexarbeitender Migrant*innen aus verschiedenen Bereichen und über den konkreten Arbeitskontext hinaus als Teil der lokalspezifischen verkörperlichten Verhandlungen ›(ost-)europäischer‹ Zugehörigkeiten begreift.

1.4 ›(Ost-)Europäisch‹ Sein und Werden in Berlin

»Berlin is the site where Eastern Europe takes place.« (Rander 2019: 75)

Kaum eine Stadt verkörperlicht das komplexe Verhältnis zwischen ›Osteuropa‹, Deutschland und (West-)›Europa‹, zwischen liberaler (west-)›europäischer‹ ›Moderne‹ und neoliberalen Verdrängungsmechanismen sowie Streitfragen um sexuelle Freiheiten und Freizügigkeiten derart wie Berlin. Der Ruf der Stadt als ›weltoffene‹, ›europäische‹ Metropole, ihre (historischen) Verflechtungen mit ›Osteuropa‹, sichtbar u.a. in den zahlreichen polnischen, russischen und andere ›osteuropäischen‹ Communities, sowie die geographische Nähe zu einigen der in diesem Forschungsprojekt berücksichtigten Ländern machten die deutsche Hauptstadt zu einem Anziehungspunkt für die Teilnehmer*innen. Auch wenn Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern auch in anderen deutschen Städten in der Sexarbeit tätig sind, war es diese spezifische Position Berlins, die Verhandlungen ›(ost-)europäischer‹ Zugehörigkeiten und Subjektivitäten nicht nur möglich und notwendig machte, sondern auch besonders deutlich werden ließ.

Berlin im 21. Jahrhundert: (Re-)Positionierungen einer ›europäischen‹ Metropole

Dass gerade Berlin eine zentrale Rolle in der Grenzziehung zwischen ›Ost-‹ und ›West-europa‹ einnimmt, lag in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf der Hand: Schließlich wurden mit dem Mauerbau 1961 die Grenzen zwischen dem kapitalistischen ›Westen‹ und dem sozialistischen ›Osten‹ wortwörtlich und unübersehbar durch die Stadt gezogen. Berlin nahm jedoch bereits davor – aufgrund seiner geographischen Lage und in seiner Position als Hauptstadt Preußens, des deutschen Kaiserreichs, der Weimarer Republik sowie des Dritten Reichs – eine bedeutsame, aber auch problematische Rolle für die Verhandlungen verschiedener ›europäischer‹ Ideen und Deutschlands Positionierung in ihnen ein (vgl. Beachy 2014, Evans 2011, Prestel 2017). Diese vielfältigen Verflechtungen Berlins mit ›(Ost-)Europa‹ sind jedoch in den dominanten deutschen politisch-gesellschaftlichen Narrativen über die Stadt und ihre Wiedervereinigung kaum präsent. Gerade die Wiedervereinigung wurde und wird in Deutschland symbolisch als Erfolgsgeschichte propagiert, die allerdings v.a. aus westdeutscher Sicht erzählt wird und damit Parallelen zur (west-)›europäischen‹ Erzählung der Wiedervereinigung des Kontinents aufweist (vgl. Matejskova 2013b).

Während Berlin so – zumindest aus Perspektive der Bundesregierung (wie auch der Berliner Stadtverwaltung) – aus den Ruinen der geteilten Stadt abermals als gesamtdeutsche Hauptstadt sowie ›europäisches‹ politisches Machtzentrum auferstehen sollte (vgl. Cochrane 2006), konnten die Brüche in der Berliner Geschichte des 20. Jahr-

hunderts nicht plötzlich ungeschehen gemacht werden. Der administrative, politische und v.a. auch finanzielle (Wieder-)Aufbau der ehemals geteilten Stadt gestaltete sich also faktisch als komplexer und ambivalenter Prozess, der nicht nur positive Auswirkungen auf das Leben von Berliner*innen hatte. Im Rahmen dieses Prozesses sich ergaben sich jedoch auch materielle wie diskursive Freiräume, die Berlin zu einem Schauplatz für Experimente mit alternativen Lebensstilen und Utopien machten. »Arm, aber sexy« sei das Berlin der 2000er Jahre laut des damaligen Bürgermeisters Klaus Wowereit gewesen (Schultz 2018); je mehr Jahre ins Land gingen, desto deutlicher wurden allerdings die Spannungsverhältnisse und Unvereinbarkeiten verschiedener Visionen von und für Berlin sowie die Kluft zwischen dem inzwischen nicht mehr ganz so armen Berlin und den sozioökonomisch benachteiligten Teilen seiner Bevölkerung.

Geerbt hat das wiedervereinigte Berlin ebenso den sowohl in der Bundesrepublik Deutschland als auch der Deutschen Demokratischen Republik schwierigen Umgang mit Migrationsfragen und Rassismus (vgl. Göktürk/Gramling/Kaes 2007, Müller/Poutrus 2005, Sow 2018), d.h. v.a. auch die lange Abwesenheit dieser Themen in politischen Diskursen. Denn gerade Rassismus hat sich in Deutschland erst in den letzten Jahren langsam zu einem Teil öffentlicher Debatten entwickelt. Während positive Visionen der Multikulturalität der Stadt ein wichtiger Bestandteil der über ihre Grenzen hinaus über sie verbreiteten Narrative sind (vgl. Lanz 2007) (die ihr gleichzeitig eine Dämonisierung vonseiten konservativer bis rechtspopulistischer deutscher Politiker*innen einbringen), ist das urbane Leben für diejenigen, die abseits der weißdeutsch-bürgerlichen Norm verortet werden, jedoch keineswegs eine ausgrenzungs- und diskriminierungsfreie Utopie. Gleichzeitig erweist sich Berlin aufgrund der Vielfalt seiner Bewohner*innen als Raum, in dem diese Norm auf politischer und aktivistischer Ebene kritisiert und herausgefordert wird, was aufgrund der (politisch und kulturell) zentralen Stellung Berlins weit über die Stadt hinaus rezipiert wird und sie somit auch zu einem Zentrum dieser Aushandlungen macht.

Urbane Grenzziehungsprozesse: Wer gehört zur (neo-)liberalen Stadt?

Spätestens in den 2010er Jahren ließ sich nicht mehr leugnen, dass die Etablierung des neoliberalen »Europa« eindeutige Spuren in der Stadt hinterlassen hatte. Ein anschauliches Beispiel dafür war (und ist) der Wohnungsmarkt, innerhalb dessen sich aufgrund von Immobilienspekulation, neoliberaler Stadtplanung und Gentrifizierung die Mietpreise in den 2010er Jahren in permanentem Steigflug befanden, während das Einkommensniveau der Stadtbewohner*innen nicht dermaßen signifikant anstieg (vgl. Döring/Ulbricht 2018). So werden gerade am Wohnungsmarkt die Spannungen rund um die Frage sichtbar, wem die Stadt eigentlich (nicht) gehört, da cisheteronormative, rassistische und klassistische Strukturen beeinflussen, wer (k)eine Wohnung bekommen kann. Diese Prozesse stießen und stoßen jedoch weiterhin auch auf Widerstand und es formierten sich auf verschiedenen Ebenen Initiativen, die um eine offene Stadt und den Erhalt ihrer alternativen Räume und Lebenskonzepte kämpf(t)en.

Der sich in diesem Aktivismus präsentierende Ausdruck eines liberalen und sozialen Berlins entbehrt(e) allerdings nicht gewisser Ambivalenzen, hat sich die Liberalität Berlins inzwischen doch selbst zu einem Bestandteil seines Marktwerts entwickelt.

Dementsprechend war und ist auch das Verhältnis der Stadt, seiner Verwaltung und seiner Einwohner*innen zu Sexarbeit ein ambivalentes. Im deutschlandweiten Vergleich pflegt Berlin einen liberalen Umgang mit Sexarbeit, handelt es sich bei der Hauptstadt doch (neben Rostock) um eine der zwei deutschen Städte (Howe 2011: 27), die über keine Sperrbezirksverordnungen verfügen und Sexarbeit dadurch grundsätzlich im gesamten Stadtgebiet ausübbar machen. Zudem verfügt Berlin über vergleichsweise viele Anlauf- und Beratungsstellen für sexarbeitende Personen, die zum Teil vom Berliner Senat finanziert werden. Darüber hinaus existierten und etablierten sich im Forschungszeitraum verschiedene Initiativen und Projekte von und für sexarbeitende Personen, die gerade in linken und queer-feministischen Zusammenhängen (nicht unangefochtene) Unterstützung erfuhren. Überschneidungen zwischen (kommerzialisierter) Sexualität, Kunst und Nachtleben mach(t)en manche Bereiche der Sexindustrie schließlich auch zu einem sichtbaren Bestandteil des kulturellen Lebens der Hauptstadt und diese damit zu einem Anziehungspunkt für sowohl (sexuell explizite) Kunstschaffende als auch ihr Publikum.

Dennoch ist Berlin kein idealer Ort für sexarbeitende Personen. Auch die Berliner Sexarbeitslandschaft birgt an vielen Punkten Ausbeutungspotenzial (vgl. Katona 2017). Außerdem machen Stigmatisierung und Verdrängungspolitik nicht an den Stadtgrenzen halt, insbesondere für diejenigen sexarbeitenden Personen, die nicht in das Image einer sexualisierten Vergnügungsindustrie passen (vgl. Künkel 2020b). So fungieren die Körper derjenigen, die Sexarbeit als zwiespältige Alternative der Einkommensgenerierung in neoliberal-kapitalistischen Wirtschaftssystemen sichtbar machen, als lokale wie (trans-)nationale Projektionsfläche moralisierender Debatten über die Verfehlungen des modernen ›Babylon Berlin‹ sowie die Grenzen urbaner Zugehörigkeiten (vgl. Altay/Yurdakul/Korteweg 2020).

Trotz und wegen dieser Prozesse stellt Berlin eine (temporäre) Anlaufstelle in den Orientierungen (*orientations*) (vgl. Ahmed 2006) vieler Menschen aus ›osteuropäischen‹ Ländern dar. Die Migrationsbewegungen aus den ehemaligen Sowjetrepubliken in den 1990er als auch in den 2000er Jahren in Folge der EU-›Osterweiterungen‹ trugen dazu bei, dass Polen, Bulgarien, Rumänien und Russland unter den zehn häufigsten Herkunftsländern der Einwohner*innen Berlins ohne deutsche Staatsbürgerschaft zu finden sind (Statista 2021). Ähnliche Verhältnisse zeigen sich im Hinblick auf einen breiter definierten ›Migrationshintergrund‹, bei dem auch Personen berücksichtigt werden, die nicht in Deutschland geboren wurden, aber die deutsche Staatsbürgerschaft (oder eine Doppelstaatsbürgerschaft) annahmen (Amt für Statistik Berlin-Brandenburg 2021).

Die Hintergründe und Motivationen dieser Personen für einen (temporären) Aufenthalt in Berlin sind vielfältig: Imaginationen von Berlin als Ort freier Entfaltungsmöglichkeiten sowie eines im Gegensatz zu anderen ›europäischen‹ Metropolen leistbaren Lebens, aber auch die Anonymität der Großstadt machen die deutsche Hauptstadt zu einem Raum, in dem unterschiedliche und auch nicht-normative Subjektpositionen sowie soziale Mobilitäten verwirklicht werden können oder erscheinen. Es sind bei Weitem nicht alle dieser Menschen in der Berliner Sexindustrie tätig – vielmehr gestalten Personen mit ›osteuropäischem Migrationshintergrund‹ alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens der deutschen Hauptstadt mit (vgl. Jockenhövel-Schiecke 2017). Diejenigen unter ihnen, die der Sexarbeit nachgehen, bewegen sich dabei jedoch aufgrund ihrer Tätigkeit in einer

rechtlich-moralischen und von strukturellen Ungleichheiten geprägten Grauzone, die individuelle Verhandlungen verkörperlichter Zugehörigkeiten in Berlin zu einem komplexen und spannungsgeladenen Prozess werden lässt. Warum für die Forschungsteilnehmer*innen ›Osteuropäisch-Sein‹ einer Inklusion in die in Berlin verhandelten Ideen von ›Europa‹ mitunter im Weg stand – und was überhaupt dazu führte, dass ihre Herkunft eine derart prominente Rolle in ihrem Alltag einnahm, war schließlich die ausschlaggebende Frage für diese Arbeit, die die darin ersichtlichen Ambivalenzen als Resultat und gleichzeitig Ausdruck lokalisierter Verhandlungen des neoliberalen ›Europa‹ analysiert.

1.5 Kapitelüberblick

Nach dieser Darstellung des breiteren theoretischen Rahmens stelle ich in **Kapitel 2** die methodischen Grundlagen meiner Forschung vor. Zur Auseinandersetzung mit den Lebensrealitäten sexarbeitender Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern führte ich von Juli 2017 bis August 2018 eine ethnographische Feldforschung durch, bei der v.a. teilnehmende Beobachtungen an Arbeitsorten wie dem Straßenstrich, sogenannten ›Stricherkneipen‹ und Stripclubs sowie ethnographische Gespräche und Interviews zum Einsatz kamen. Neben einer detaillierten Darstellung dieser und weiterer Methoden sowie der Forschungsgruppe und Zugängen diskutiere ich auch damit verbundene ethische und epistemologische Fragen ethnographischer Forschung in einem politisch und emotional äußerst aufgeladenen Feld und wie dieses mit *affective scholarship* (Stodulka/Selim/Mattes 2018) selbst- und machtkritisch navigiert werden kann.

Kapitel 3 widmet sich der Analyse Berlins als urbanem Raum der Verhandlung (neoliberaler) ›(ost-)europäischer‹ Zugehörigkeiten. Ausgangspunkt dafür ist der Straßenstrich im Kurfürstenkiez als Raum der Begegnung mit ›osteuropäische Prostituierten‹. In diesen Begegnungen versammelten sich lokale Stadtgeschichte(n), transnationale Migrationsbewegungen, europaübergreifende Marginalisierungen von armutsbetroffenen und als Rom*nja und Sinti*zze rassifizierten Personen sowie neoliberale Stadtentwicklungspolitiken, die die Sicht- und Erkennbarkeiten von sexarbeitenden Personen auf dem Straßenstrich bedingten. Insofern erwies sich der Straßenstrich im Kurfürstenkiez als Prisma komplexer Verhandlungen um urbane europäische Zugehörigkeiten, wobei v.a. die Körper der sexarbeitenden Frauen in alltäglichen Interaktionen und moralisierenden Debatten zur Projektionsfläche der Grenzen dieser Zugehörigkeiten wurden.

In **Kapitel 4** rücken die Erfahrungen, Motivationen und Perspektiven der Teilnehmer*innen in den Mittelpunkt. Dabei zeige ich auf, dass ihre Vorstellungen eines ›guten Lebens‹ (vgl. Berlant 2011, Fischer 2020) und ihre mobilen Orientierungen (*mobile orientations*) (vgl. Mai 2018) durch (Trans-)Formationen des neoliberalen (West-)›Europa‹ geprägt waren. Denn in ihren mobilen Orientierungen und Erfahrungen werden Widersprüche zwischen individualisierten Idealen von (sozialer wie geographischer) Mobilität und Freiheit und den in diesen (Trans-)Formationen (re-)produzierten sozioökonomischen Ungleichheiten deutlich, die das Verfolgen dieser Ideale entlang hegemonialer Wert- und Moralvorstellungen erschwerten bis verunmöglichten. Innerhalb die-

ses Spannungsverhältnisses erwiesen sich die Teilnehmer*innen als aktiv Handelnde, die Ungleichheiten reflektierten und manchmal herausforderten, sie an anderen Stellen aber auch reproduzierten.

Die folgenden drei Kapitel beschäftigen sich mit spezifischen Facetten der Verhandlung ›(ost-)europäischer‹ Zugehörigkeiten, in denen die skizzierten Ambivalenzen besonders deutlich wurden. **Kapitel 5** greift die Fragen der Differenzierung von ›europäischem‹ weiß-Sein auf (vgl. Krivosos/Diatlova 2020, Lapiņa 2020, Lapiņa/Vertelytė 2020) und wie diese mit Verhandlungen ›(ost-)europäischer‹ Zugehörigkeiten verbunden sind. In den Realitäten der Teilnehmer*innen spiegeln sich dabei Polyvalenzen ›osteuro-päischen‹ weiß-Seins wider, die es ermöglichen ihre Positionierungen innerhalb dieser Strukturen zu verhandeln, ohne sie jedoch gänzlich aufzubrechen, was wiederum zu einer Unsichtbarkeit von ›Osteuropäer*innen‹ abseits (west-)›europäischer‹ Stereotype beitrug.

Kapitel 6 beschäftigt sich mit Sexualität im Kontext der Sexarbeit und darüber hinaus. Anhand der subjektiven Erfahrungen der Teilnehmer*innen zeige ich einige Leerstellen und Widersprüche eines individualisierten Sexualitätsverständnisses auf, das sich im Zusammenhang mit der Liberalisierung und Kommerzialisierung von Sexualität im neoliberalen ›Europa‹ ergibt. Die oftmals ambivalenten und nuancierten Erfahrungen der Teilnehmer*innen mit Sexualität finden in den hegemonialen (west-)›europäischen‹ Diskursen um Sexualität und Sexarbeit wenig Platz, wodurch die persönliche Verortung innerhalb dieser als auch die Verarbeitung von als problematisch empfundenen Erfahrungen erschwert wurde.

Kapitel 7 wendet sich der Frage zu, wie Sexarbeit in den Kontext von Lohnarbeit und Arbeitsmöglichkeiten für ›osteuropäische‹ Migrant*innen in Deutschland einzuordnen ist. Dabei argumentiere ich, dass die Aufnahme von Sexarbeit als Ausdruck und Effekt einer Prekarisierung (vgl. Butler 2015, Han 2018) ›osteuropäischer‹ Migrant*innen verstanden werden muss. Denn Arbeitsausbeutung, widrige Arbeitsbedingungen, gesundheitliche Schäden sowie unsichere Zukunftsperspektiven stellten für die Teilnehmer*innen kein Alleinstellungsmerkmal der Sexarbeit dar. Vielmehr verstanden sie Sexarbeit als ambivalente Möglichkeit, Prekarisierung zu entkommen und/oder sich als ›hart arbeitende‹ bzw. ›erfolgreiche‹ ›europäische‹ Subjekte zu positionieren, wofür sexarbeits-spezifische Gefahren auch bewusst eingegangen wurden.

In **Kapitel 8** verorte ich schließlich die Erkenntnisse dieser Forschung im breiteren Kontext der (Re-)Produktion des neoliberalen ›Europa‹, für die prekäre Freizügigkeiten marginalisierter Gruppen eine zentrale Bedeutung einnehmen. Bevor ich im **Nachwort** auf die Fortschreibung dieser prekären Freizügigkeiten im Kontext der Covid-19-Pandemie und des Ukraine-Kriegs eingehe, schliesse ich das Fazit als Ausblick mit der Frage ab, ob oder wie Freiheiten und Freizügigkeiten in Europa auch anders gedacht und gelebt werden (können).

2. Affektive Gratwanderungen in einem politisch aufgeladenen Feld

Sozial- und kulturalanthropologische Sexarbeitsforschung

»The work of anthropologists in telling their stories, on sex workers' own terms, remains a deeply political act in which research findings do not always correspond with state law or policy and may even indicate the need for significant social and political change.«
(Dewey/Zheng 2013: 100)

Sozial- und kulturalanthropologische Forschung ist ein komplexer Prozess, erst recht wenn sie in einem derart politisch und emotional aufgeladenen Feld wie der Sexarbeit stattfindet (Dewey/Zheng 2013: 39). Die gesellschaftliche Polarisierung um Sexarbeit hat weitreichende Implikationen für die Gestaltung von Forschungsprojekten, Feldzugängen und Interaktionen mit (insbesondere sexarbeitenden) Forschungsteilnehmer*innen, was eine sorgfältige Reflexion der moralischen, ethischen und epistemologischen Dimensionen ethnographischer Forschungsprozesse erfordert (vgl. Agustín 2004, Dewey/Zheng 2013, Hammond/Kingston 2014, Montgomery 2015, O'Connell Davidson 2008, Sanders 2006, Sinha 2017).

Inwiefern macht dies sozial- und kulturalanthropologische Sexarbeitsforschung jedoch zu einem »politischen Akt«, wie Dewey und Zheng (2013: 100) es formulieren? Mit dieser Frage werde ich mich im Folgenden kritisch auseinandersetzen. Unter Anerkennung dessen, dass ›das Politische‹ nicht nur auf (partei-)politisches und/oder aktivistisches Engagement beschränkt ist, erweist sich Sexarbeitsforschung in gewisser Hinsicht durchaus als politischer Akt, wie ich in Abschnitt 2.1 darstelle. Denn die Entscheidungen über die Forschungsgestaltung – und die ihnen zugrundeliegenden Position(alität)en von Forschenden – sind in diesem Feld nicht nur hinsichtlich ihrer methodischen und theoretischen Rahmung, sondern auch ihrer Implikationen für die (wissenschaftliche) Repräsentation von Sexarbeit zu reflektieren. Ebenso ist anzuerkennen, dass die Gestaltung von Forschungsprojekten zu Sexarbeit nicht ›außerhalb‹ der polarisierten Debatten stattfinden kann, wodurch bestimmte Entscheidungen wie z.B. die Entscheidung

für den Begriff ›Sexarbeit‹ (und damit gegen andere Begriffe wie z.B. ›Prostitution‹) gewollt oder ungewollt als politische Positionierung wahrgenommen werden. Dies zeigte sich nicht nur in der Planung, sondern auch in der Durchführung dieser Forschung. Denn in den alltäglichen Interaktionen mit Forschungsteilnehmer*innen, Verhandlungen von Zugängen und Wissensbeständen sowie der Auswertung und Analyse des Materials erzeugten die Verflechtungen von Positionalitäten mit politischen, ethischen und epistemologischen Fragen immer wieder Spannungsfelder, die reflektiert und sorgfältig navigiert werden mussten.

Eine ethnographische Herangehensweise mit Schwerpunkt auf teilnehmender Beobachtung und narrativ-biographischen Interviews sowie induktiver Analysetechniken der Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 1999, Timmermans/Tavory 2007) ermöglichte die notwendige Flexibilität zur Verhandlung dieser Spannungsfelder. Diese fand jedoch nicht nur im Rahmen von verbalen oder handlungspraktischen Interaktionen mit Akteur*innen des Feldes statt. Ebenso erwiesen sich dabei affektive Relationen und emotionale Erfahrungen als ausschlaggebend (vgl. Stodulka/Dinkelaker/Thajib 2019), zumal die skizzierte politische Polarisierung durch die Ansprache von Emotionen befördert wird (vgl. Sauer 2019, Ward/Crowhurst/Sauer 2019), was ebenso im Forschungsalltag seinen Niederschlag fand.

Diesem Umstand begegnete ich mit der Anwendung von *affective scholarship* (Stodulka/Selim/Mattes 2018). Ihr zugrunde liegt ein Verständnis der affektiven Dimensionen¹ von Feldforschung nicht als ›Nebeneffekt‹, sondern als integraler Bestandteil selbiger, der durch kontinuierliche Reflexion, Dokumentation und schließlich Offenlegung in der Darstellung von Forschungserkenntnissen zum Erkenntnisgewinn beitragen kann (vgl. Stodulka 2014). Meine Auseinandersetzung mit den affektiven Erfahrungen im Rahmen dieses Projekts, ihre Auswirkung auf die praktische Gestaltung der Feldforschung und die damit einhergehenden Erkenntnisprozesse diskutiere ich in Abschnitt 2.2 entlang eines Überblicks über den Ablauf und die Auswertung der Forschung.

Aus diesem Prozess ergaben sich nicht nur Erkenntnisse über die Lebensrealitäten der Forschungsteilnehmer*innen, sondern auch eine Kritik an dem Postulat, sozial- und kulturanthropologische Sexarbeitsforschung sei ein »politischer Akt« (Dewey/Zheng 2013: 100). Zwar bestätigte es sich, dass politische Diskurse umfangreichen Einfluss auf die Gestaltungsmöglichkeiten des Forschungsprozesses und die Rolle(n) von Forschenden in der Verhandlung von Wissensbeständen zu Sexarbeit haben, was ein Bewusstsein für die politischen Dimensionen sozial- und kulturanthropologischen Arbeitens notwendig macht. Meine Erfahrungen zeigten aber auch, dass Vorsicht geboten ist hinsichtlich einer voreiligen Unterordnung der Forschungsabsichten unter und einer (un)bewussten Vereinnahmung durch politische Interessen.

Zu dieser Erkenntnis gelangte ich v.a. durch meine affektiven Erfahrungen in der Verhandlung von Fragen zu Forschungsethik, aktivistischem Engagement und Erkenntnismöglichkeiten in einem derart polarisierten Feld, die ich in den Abschnitten 2.3 bis 2.5

1 Ich übernehme dabei die Definition von Affekten nach Stodulka, Selim und Mattes (2018): »We understand ›affects‹ as sensorial phenomena that emerge from and influence encounters of anthropologists with informants, spaces, environments, events, memories, images, and texts (other ethnographies, academic articles or theories, our field notes, scribbling, drafts etc.).« (Ebd.: 521)

anhand der Beispiele des Umgangs mit Transparenz und Anonymität, Reziprozitätsfragen sowie mit widersprüchlichen Aussagen und Schweigen im Feld skizziere. Die darin zutage tretende Unmöglichkeit der Umsetzung wissenschaftlicher, politischer *und* aktivistischer Ansprüche führte häufig zu Gefühlen der Frustration und des Scheiterns. Obwohl einige der Ideen und Pläne dieser Forschung tatsächlich als gescheitert zu betrachten sind (was jedoch auch zu Erkenntnisprozessen beigetragen hat), zeigte sich in der Reflexion v.a. auch, dass der Aufruf zu sozial- und kulturalanthropologischer Sexarbeitsforschung als »politischem Akt« (Dewey/Zheng 2013: 100) nicht nur der Bildung eines Bewusstseins für die politischen Dimensionen von Sexarbeitsforschung dient. Er fungiert ebenso als emotionalisierende Aufforderung, die einer differenzierten Auseinandersetzung mit Sexarbeit und v.a. einer weniger polarisierten Wahrnehmung des Feldes mitunter im Weg steht. Denn zwischen der Anerkennung der eigenen Einstellungen zu Sexarbeit und ihrer potenziellen Überhandnahme im Forschungsprozess befindet sich nur eine dünne Trennlinie. Politisches Handeln im Rahmen sozial- und kulturalanthropologischer Sexarbeitsforschung zeigt sich somit in Form einer komplexen Gratwanderung zwischen verschiedenen Ansprüchen, Annahmen und Positionen, deren Unvereinbarkeiten sich nicht eindeutig auflösen lassen, sondern immer wieder (selbst-)kritisch verhandelt werden müssen.

2.1 Forschungsgruppe, Forschungsorte, Forscherin – Zur Unvereinbarkeit politischer Reflexionen in der Forschung zu Sexarbeit

»Wie stehst du eigentlich zu dem Thema?« war und ist eine Frage, die meine Forschungstätigkeit seit über zehn Jahren begleitet: Sie war die erste, die mir gestellt wurde, nachdem ich mich dazu entschlossen hatte, zu Sexarbeit zu forschen. Sie begegnete mir danach immer wieder in verschiedensten Situationen während meiner Feldforschung, wobei sich meine Antwort(en) als entscheidend für die Herstellung von Zugängen und Kontakten erwiesen. Und inzwischen habe ich selbst angefangen, diese Frage denjenigen zu stellen, die sich für ein Forschungsprojekt im Feld der Sexarbeit interessieren und mich diesbezüglich kontaktieren. Insofern beginne ich auch dieses Kapitel mit dieser Frage um zu veranschaulichen, dass die politischen Dimensionen von Sexarbeitsforschung bereits wirksam werden, bevor »das Feld« überhaupt betreten wird.

Sexarbeit ist ein Thema, das eng mit moralischen Bewertungen von Sexualität und Geschlecht verbunden ist. Diese Themenbereiche wiederum werden in westlichen Gesellschaften meist als privat oder »intim« verstanden, wobei gleichzeitig Definitionen von »richtiger« oder »guter« Sexualität äußerst umkämpft sind. Forschende stehen nicht außerhalb dieser Debatten, was dazu führt, dass persönliche Meinungen zu und Erfahrungen mit Sexualität Perspektiven auf Sexarbeit beeinflussen. Dass einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema jedoch nicht immer eine kritische Reflexion derartiger Vorannahmen vorausgeht, zeigt sich z.B. in Studien, die Sexarbeit per se als Gewalt gegen Frauen bzw. sexuelle Gewalt definieren (vgl. Farley 2004). Die damit einhergehende Gestaltung von Forschungsprojekten führt dabei (aber durchaus auch im umgekehrten Fall, wenn Gewalt definitorisch aus dem Feld Sexarbeit ausgeschlossen wird)

zu einem *confirmation bias*, wenn nur mit denjenigen Personen geforscht wird, die sich mit dem Verständnis von Sexarbeit der Forschenden identifizieren können (vgl. Weitzer 2005a). Dies führt nicht nur zu aus methodischer und analytischer Sicht problematischen Studien. Aufgrund der Machtposition (aber auch der selektiven Wiedergabe) von wissenschaftlichem Wissen hat die Übernahme unreflektierter Vorannahmen in Forschungsprojekten mitunter weitreichende Konsequenzen – und zwar nicht nur für die eigene Forschungsarbeit.

So haben negative Erfahrungen mit Forschenden und ihren Arbeitsweisen zu Misstrauen unter sexarbeitenden Personen beigetragen, was sich in meiner Forschung u. a. darin zeigte, dass ich einmal darlegen musste, keine »hurenfeindliche Akademikerin« zu sein, bevor ein Gespräch überhaupt beginnen konnte. Eine überzeugende Darstellung einer nicht »hurenfeindlichen« Position hing wiederum teilweise von Kontakten mit einschlägig politisch aktiven Netzwerken und Organisationen zusammen. Über derartige Kontakte verfügt(e) ich zwar, doch erschwerte mir die Assoziation mit bestimmten Verbänden wiederum die Kontaktaufnahme mit Organisationen, die eine andere bzw. gegenteilige Position zu Sexarbeit vertraten. Dies bedingte die Notwendigkeit, meine Schritte und Interaktionen im Feld äußerst sorgfältig hinsichtlich potenzieller unbeabsichtigter Einschränkungen zu reflektieren, da ich z. B. unter Anerkennung von Sexarbeit als legitimer Einkommensquelle nicht diejenigen implizit ausschließen wollte, die vornehmlich negative Erfahrungen damit gemacht hatten. Für die Akquise einer hinsichtlich ihrer Erfahrungen diversen Forschungsgruppe erwies sich somit eine sorgfältige und kritische Reflexion meiner Herangehensweisen und Absichten sowie deren Übertragung in die Definitionen von Forschungsgruppen und -orten als zentral.

Persönliche Positionen finden, formulieren und verhandeln

Ein wesentlicher Teil meines sozial- und kulturanthropologischen Denkens ist durch die feministische Anthropologie (vgl. Silverstein/Lewin 2016, Visweswaran 1994, Wolf 1996) geprägt, die u. a. einen respektvollen und transparenten Umgang mit Forschungsteilnehmer*innen betont. Auch deswegen es mir äußerst wichtig war, potenzielle Forschungsteilnehmer*innen über meine Absichten und Perspektiven aufzuklären. Allerdings musste ich diese dafür erst selbst formulieren, was in Anbetracht der Komplexität des Themas kein einfaches Unterfangen war. Dem feministischen Postulat »*my body, my choice*« folgend gilt es anzuerkennen, dass alle, insbesondere Frauen und Angehörige geschlechtlicher und sexueller Minderheiten, selbst darüber bestimmen sollen, was sie mit ihrem Körper machen – selbst wenn meine persönliche Entscheidung eine andere wäre. Gleichzeitig ist mir als Sozial- und Kulturanthropologin und Feministin bewusst, dass wir nicht unabhängig von jeglichen sozialen Einflüssen agieren und unser Handeln durch sexistische, rassistische und neoliberal-kapitalistische Strukturen geprägt und bedingt ist. Dies darf auch in der Anerkennung grundsätzlicher Handlungsfähigkeit (*agency*) nicht übersehen werden.

Insofern verfolge ich die Position, persönliche Motivationen und Begründungen für die Involvierung in Sexarbeit nicht a priori zu beurteilen, sondern die Erfahrungen damit – sofern sie mit mir geteilt werden – in ihren breiteren gesellschaftlichen Zusammenhängen zu begreifen. Dabei ergibt sich durchaus die Möglichkeit und auch

Notwendigkeit einer Kritik an aktuellen Ausprägungen der Sexindustrie, die allerdings nicht aus den Augen verlieren darf, dass in der Sexarbeit auftretende Probleme, Möglichkeiten, Gewalterfahrungen und/oder Ambivalenzen keine isolierten Phänomene, sondern Teil und Ausdruck komplexer soziokultureller und sozioökonomischer Ungleichverhältnisse darstellen. Deswegen spreche ich mich auch deutlich dagegen aus, dass sexarbeitende Menschen aufgrund ihrer Tätigkeit in der Sexarbeit bewertet, stigmatisiert und/oder diskriminiert werden. In meiner Idealvorstellung sollte sich folgende Aussage erübrigen, aber die weiterhin dominante moralische Verurteilung von Sexarbeit macht es notwendig, darauf hinzuweisen, dass sexarbeitende Menschen vielschichtige Personen sind, die in den erwähnten gesellschaftlichen Strukturen verschiedene Positionen und Rollen einnehmen (können), die wiederum unterschiedliche Motivationen für, Erfahrungen mit und Verhältnisse zu der Sexarbeit bedingen (können) – weswegen schließlich auch differenzierte Lösungen für in der Sexarbeit auftretende Probleme notwendig sind, die gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge mitbedenken.

In der Forschungspraxis stellte sich heraus, dass trotz entsprechender Fragen meist keine Zeit für eine umfangreiche Darstellung meiner Position blieb, da bereits die Begriffswahl in der Vorstellungen meiner Forschungsinteressen oder auch erste Eindrücke von meiner Person entscheidend dafür waren, ob ein Gespräch überhaupt zustande kam. Dabei waren Faktoren relevant, auf die ich keinen oder wenig Einfluss nehmen konnte, wie z.B. der Umstand, dass ich mich als weiße Frau mit muttersprachlichen Deutschkenntnissen und akademischem Hintergrund in den verschiedenen Feldkontexten bewegte. Gerade mein Geschlecht bedingte im stark entlang cisheteronormativ-binärer Ordnungen vergeschlechtlichten Feld der Sexarbeit verschiedene (Un-)Möglichkeiten der Forschung: Die Türen zu manchen Stripclubs und Bordellen blieben mir beispielsweise gänzlich verschlossen, während sich z.B. Gespräche über Sexualität mit anderen cis Frauen relativ einfach ergaben. Und auch meine ethnische Zugehörigkeit bzw. auf meinen Körperlichkeiten basierende entsprechende Annahmen beeinflussten Interaktionen mit (potenziellen) Teilnehmer*innen.

In all diesen Situationen war zudem zu bedenken, dass ich nicht nur als individuelles Subjekt, sondern auch als Vertreterin der bzw. einer Wissenschaft das Feld betrat, die selbst eine Rolle in den politischen Diskursen einnimmt (vgl. Madison 2012). Diese Bedeutung wissenschaftlicher Machtpositionen lässt sich auch durch einen kritischen Umgang mit ihnen nicht abschütteln. Dadurch wurde ich im Feld oft als politische Akteurin eingeordnet, woraus sich auch ergab, dass ich als Wissenschaftlerin auch ohne direktes politisches Engagement zu einer solchen politischen Akteurin dieses Diskurses wurde. Denn wie ich Forschung betreibe, mit wem ich dabei wie interagiere und wie ich darüber schreibe, beeinflusst, welches Wissen über Sexarbeit produziert wird und wie diese Wissensproduktion von sexarbeitenden Personen, politischen Aktivist*innen und anderen gesellschaftlichen Akteur*innen wahrgenommen wird. Dementsprechend flossen auch einige Überlegungen zur Repräsentation und Wahrnehmung sexarbeitender Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern in die Definitionen und Einschränkungen sowohl der Forschungsgruppe als auch der Forschungsorte ein.

Definitionsfragen: Festlegung der Forschungsgruppe

In diesem Buch benutze ich zur Bezeichnung der im Zentrum dieses Forschungsprojekts stehenden Tätigkeit den Begriff ›Sexarbeit‹, um die Verbindungen der Tätigkeit zu Lohnarbeit und Einkommensgenerierung sichtbar zu machen. Schon während meiner Masterarbeit zu Beratungsangeboten für sexarbeitende Frauen in Berlin musste ich allerdings lernen, dass dieser Begriff im Feld nur bedingt ›alltagstauglich‹ war, als ich z.B. in einem Bordell zur Beschreibung meines Forschungsprojekts zu *Sexarbeit* nur verwirrte Blicke erntete. Dementsprechend war ich dazu übergegangen, die Forschungsgruppe nicht über den Begriff ›Sexarbeiter*innen‹ festzulegen, da sich nicht alle Personen mit diesem Begriff identifizierten. Stattdessen orientierte ich mich in der Festlegung der Forschungsgruppe an den für diese Arbeit relevanten Arbeitsbereichen, d.h. Bezeichnungen für Arbeitsfelder, in denen in physischer Ko-Präsenz von sexarbeitenden Personen und ihren Kund*innen kommerzialisierte sexuelle Handlungen durchgeführt werden. Dementsprechend formulierte ich diverse Kontaktanfragen als Suche nach ›Personen, die in der Sexarbeit, Prostitution, als Escort, in Stripclubs, in Bordellen, auf dem Straßenstrich, als Domina (usw.) arbeiten‹.

Ein ähnliches Problem ergab sich für die Operationalisierung des Begriffs ›Osteuropa‹ als Definitionskriterium der Forschungsgruppe. Schließlich handelt es sich auch dabei um ein historisch gewachsenes, von regional-/lokalspezifischen Relationen geprägtes Konzept, das mit verschiedenen Bewertungen und Vorurteilen einhergeht (vgl. Kapitel 1). Dementsprechend erschien mir eine schlichte Übernahme des Begriffs in der Definition und Ansprache der Forschungsgruppe ungeeignet, zumal sich auch in den Gesprächen mit Forschungsteilnehmer*innen zeigte, dass Vorbehalte gegenüber diesem Begriff existierten und einige Personen nicht mit ihm assoziiert werden wollten.

Insofern näherte ich mich der regionspezifischen Definition der Forschungsgruppe über die Frage an, aus welchen Ländern die Personen kamen. Hierbei machte ich die Auswahl der Teilnehmer*innen nicht (ausschließlich) an der Staatsbürgerschaft fest, um auch Personen einzubeziehen, die bestimmte Osteuropa zugeschriebene Länder als ihre Herkunftsländer nannten und dort geboren und aufgewachsen waren, aber in der Zwischenzeit die Staatsbürgerschaft gewechselt oder die deutsche zusätzlich angenommen hatten. In der Anfangsphase berücksichtigte ich dabei alle Länder, die in Deutschland der breitesten Definition von ›Osteuropa‹ zugeordnet werden (vgl. Abschnitt 1.1). Nachdem sich im Verlauf der Forschung einige Schwerpunkte zu entwickeln begannen, schränkte ich die weitere Suche auf Personen aus Bulgarien, Lettland, Litauen, Polen, Rumänien, Russland, der Ukraine und Ungarn ein. An dieser Stelle ist jedoch anzuerkennen, dass die Auflistung dieser Länder das Forschungsinteresse an ›Osteuropa‹ für potenzielle Teilnehmer*innen möglicherweise erkennbar machte und eine fehlende Identifizierung mit bzw. Kritik an diesem Begriff Personen eventuell von einer Teilnahme am Forschungsprojekt absehen ließ (vgl. Abschnitt 5.4).

Ein drittes Kriterium für die Teilnahme an diesem Forschungsprojekt war die rechtliche Volljährigkeit, d.h. Teilnehmer*innen mussten mindestens 18 Jahre alt sein. Ein Einbezug rechtlich minderjähriger Personen wäre aufgrund der weitreichenden ethischen und (straf-)rechtlichen Implikationen im Rahmen des Projekts nicht handhabbar gewesen.

Abgesehen von diesen drei Grundbedingungen legte ich keine weiteren Teilnahme-kriterien fest, um Diversität innerhalb der Forschungsgruppe zu ermöglichen. Diese Offenheit ergab sich in Auseinandersetzung mit bestehenden Forschungsarbeiten sowie der medialen Repräsentation von Sexarbeit. So waren Berichterstattung wie sozialwissenschaftliche Forschung häufig auf sexarbeitende cis Frauen fokussiert. Die Sichtbarkeit und »einfachere« Zugänglichkeit von Sexarbeit im öffentlichen Raum trug und trägt zudem zu einer Überrepräsentation von Straßensexarbeit bei (Weitzer 2009: 217). Nun handelt es sich nach allen mir bekannten Schätzungen und Eindrücken bei sexarbeitenden Personen tatsächlich mehrheitlich um cis Frauen. Ebenso erwies sich der Straßenstrich im Kurfürstenkiez als relevantes Arbeitsfeld für das vorliegende Projekt (s.u.). Dennoch wollte ich im Hinblick auf die schlussendliche Repräsentation von sexarbeitenden Migrant*innen aus »Osteuropa« vorab zumindest die Möglichkeit offen lassen, Personen verschiedener Geschlechter und aus verschiedenen Arbeitsbereichen einzubeziehen. Dieser Anspruch beeinflusste die Entwicklung des Forschungsprojekts insofern, als dass ich im Verlauf des Projekts auch gezielt nach Personen suchte, die in bis dahin noch nicht repräsentierten Arbeitsbereichen tätig waren, also die Strategie eines »theoretischen Samplings« (Vollstedt/Rezat 2019: 83) verfolgte. Hinsichtlich geschlechtlicher Vielfalt gelang es mir, mit cis und trans Frauen sowie cis Männern ins Gespräch zu kommen, wobei es sich bei der Mehrheit der Teilnehmer*innen um cis Frauen handelte.

Entlang dieser Kriterien und Prozesse nahmen 45 Personen an dem Forschungsprojekt teil, die auf dem Straßenstrich, in Bordellen, im Escort- oder SM-Bereich und in Stripclubs tätig waren. Die jüngste Teilnehmerin war 18 Jahre alt, die älteste in ihren frühen 50ern und der Großteil der Teilnehmer*innen zwischen 20 und 30. Für einen detaillierten Überblick über die Forschungsgruppe findet sich im Anhang eine Aufschlüsselung anhand demographischer Daten wie Alter, Geschlecht, Bildungshintergrund, Familienstand und Staatsbürgerschaft (vgl. Abschnitt 10.1). In Anbetracht der teilweise mangelhaften Transparenz von Daten im Bereich der Sexarbeitsforschung (vgl. Weitzer 2005a) soll damit der Umfang und v.a. auch die Grenzen der vorliegenden Arbeit deutlich gemacht werden. So ist abschließend festzuhalten, dass die Zusammensetzung der Forschungsgruppe keine Rückschlüsse über die allgemeine Verteilung von sexarbeitenden Personen z.B. nach Herkunftsländern zulässt. Es besteht insofern auch kein Anspruch auf vollständige Abbildung aller möglichen Perspektiven. Den Grundgedanken ethnographischer und sozial- und kulturanthropologischer Forschung folgend handelt es sich bei der vorliegenden Arbeit um eine qualitative Auseinandersetzung mit verschiedenen Perspektiven auf Sexarbeit und Lebensalltag in Berlin.

Forschungsorte

Auch hinsichtlich der Festlegung der Forschungsorte, d.h. derjenigen Straßen, Plätze, Gebäude oder Räumlichkeiten, an bzw. in denen ich teilnehmende Beobachtung durchführen wollte, war die Reproduktion von Stereotypisierungen von Menschen aus »Osteuropa« bzw. spezifisch denjenigen, die in der Sexarbeit tätig sind, kritisch zu reflektieren. So bestätigte sich durch Gespräche mit Beratungsstellen, dass im Kurfürsten- und Nollendorfkiez zahlreiche Personen aus »osteuropäischen« Ländern der Sexarbeit nachgingen, weswegen diese Orte in das Forschungsprojekt einbezogen wurden. Sich nur auf

diese Orte zu konzentrieren, hätte allerdings die Gefahr bedeutet, den Themenbereich ›sexarbeitende Migrant*innen aus Osteuropa‹ wieder auf diese besonders prekären Formen der Sexarbeit zu beschränken. Insofern sollte mindestens noch ein dritter Ort für die Durchführung teilnehmender Beobachtung einbezogen werden.

Die Suche nach einem solchen Ort gestaltete sich jedoch schwierig. Obwohl es meinen Recherchen nach zum Zeitpunkt der Forschung mindestens etwas mehr als 200 (Wohnungs-)Bordelle und ähnliche Einrichtungen in Berlin gab (s. Abschnitt 2.2), blieben meine Versuche, in einem dieser Bordelle eine regelmäßige Anwesenheit als Forscherin zu arrangieren, erfolglos. Im Austausch mit einigen (nicht am Forschungsprojekt teilnehmenden) sexarbeitenden Kontaktpersonen entschloss ich mich stattdessen dazu, anstelle von Bordellen Stripclubs aufzusuchen, da diese einfacher zugänglich waren. Der Schwerpunkt der angebotenen sexuellen Handlungen in Stripclubs lag zwar auf Interaktionen wie Striptease-Tänzen, die keinen genitalen Geschlechtsverkehr beinhalteten. Doch gerade dabei handelte es sich um eine sinnvolle Ergänzung für das Forschungsprojekt, da durch die Einbeziehung von Stripclubs andere Aspekte der Sexarbeit beobachtet bzw. in den Vordergrund gestellt werden konnten. Da es zum Zeitpunkt der Forschung zwar mehrere Stripclubs in Berlin gab, ihre Anzahl aber insgesamt überschaubar war, entschied ich mich, nicht einen, sondern mehrere Clubs regelmäßig aufzusuchen, um eine Nachvollziehbarkeit der Beobachtungsorte zu vermeiden. Wo vorhanden, handelt es sich dementsprechend bei den Beschreibungen von Stripclubs in dieser Arbeit um eine abstrahierte Kombination von Beobachtungen aus verschiedenen Clubs.

2.2 Forschungsdesign und affektive Dimensionen ethnographischer Sexarbeitsforschung

Eine kontinuierliche Reflexion der eigenen Positionierung im Bereich der Sexarbeitsforschung ist unabdingbar. Zugleich stellt sich die Frage, wie diese Reflexionen forschungspraktisch umgesetzt werden (können). Diese Frage hat besonders für sozial- und kulturanthropologische Forschung Relevanz, die unter der Prämisse operiert, dass Wissen im Rahmen ethnographischer Forschung nicht bloß ›erhoben‹, sondern mit den jeweiligen Forschungsteilnehmer*innen ausgehandelt wird und diese als am Erkenntnisprozess beteiligte Partner*innen begriffen werden (vgl. Pels et al. 2018). Diesem Umstand trug das vorliegende Forschungsprojekt mit einer induktiven Vorgehensweise Rechnung, innerhalb derer mit teilnehmender Beobachtung (vgl. Hume 2005, Spradley 1980) und narrativ-biographischen Interviews (vgl. Bernard 2011: 156f) als zentrale Methoden Interaktionsformen gewählt wurden, die eine offene und direkte Orientierung an den Lebensrealitäten, Erfahrungen und Perspektiven der Forschungsteilnehmer*innen ermöglichen.

Die Verhandlung von Wissensbeständen in Form von Gesprächen und Interviews als auch die Erfahrung und Dokumentation der Beobachtungen wurde entscheidend von nonverbalen, verkörperlichten, sensorischen und affektiven Relationen beeinflusst. Das bedeutete, dass für den Beziehungsaufbau und Erkenntnisgewinn im Feld nicht nur ausschlaggebend war, was ich (potenziellen) Forschungsteilnehmer*innen über mein Pro-

jekt erzählte (und in welcher Sprache), sondern auch *wie* ich ihnen z.B. anhand meiner Körpersprache gegenübertrat und welche Eindrücke oder Emotionen ich damit bei ihnen möglicherweise hervorrief. Umgekehrt waren es auch mein affektives Erleben von und meine emotionalen Reaktionen auf Begebenheiten und Interaktionen im Feld, die die Aushandlung von Wissensbeständen beeinflussten und zum Erkenntnisgewinn beitrugen.

Nachdem derartige Facetten von Feldforschung lange in mündlich erzählte Anekdoten verbannt wurden (Stodulka/Selim/Mattes 2018: 520f), hat sich in den letzten Jahren eine verstärkte Aufmerksamkeit für die affektiven Dimensionen sozial- und kultur-anthropologischer Feldforschung entwickelt (vgl. Stodulka 2014, Stodulka/Dinkelaker/Thajib 2019, Stodulka/Selim/Mattes 2018). Grundlegend dafür ist ein Verständnis von Affekten und Emotionen als Teil der Kommunikation zwischen Forschenden und ihren Gesprächspartner*innen (Stodulka 2014: 182), dessen »Offenlegung [...] sowohl in Gesprächs-, als auch Beobachtungssituationen die erhobenen ethnographischen Daten nicht nur verdichtet, sondern diese für Andere (Studentinnen, Kolleginnen, Leserinnen) nachvollziehbarer, und somit wissenschaftlicher gestaltet« (ebd.). Dementsprechend argumentiert Stodulka (ebd.) für eine »pragmatische Epistemologie« (ebd.: 183), die Emotionen als »erkenntnistheoretische Kategorie und relationale ethnographische Daten begreift« (ebd.: 201), deren Einbeziehung in den Analyseprozess zu einer »erhöhten Wissenschaftlichkeit« (ebd. 183) beiträgt.

Darauf aufbauend entwickelten Stodulka, Mattes und Selim (2018) das Konzept der *affective scholarship* (ebd.), das dazu anregt, Affekten im Feld methodologische Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, diese während des Forschungsprozesses kontinuierlich zu dokumentieren und in der Analyse als Datenmaterial zu betrachten (ebd.: 522). Zur Umsetzung dieses Ansatzes führte ich während des gesamten Verlaufs der Feldforschung ein sogenanntes »Emotionstagebuch« (ebd.: 523f), in dem ich meine affektiven und emotionalen Erlebnisse der Feldforschung dokumentierte. Dies regte einerseits zu ihrer bewussten Reflexion an und ermöglichte andererseits die Identifizierung von »epistemischen Affekten« (ebd.: 520f), aus denen ich analytische Erkenntnisse ziehen konnte. Dem Gedanken folgend, derartige Erkenntnisse nicht nur in den Methodenteil zu verbannen (ebd.) werden sie in den folgenden Kapiteln in die Analyse des Forschungsmaterials eingearbeitet. Die Ansätze der *affective scholarship* im Kontext von Sexarbeitsforschung haben jedoch auch Bedeutung für die method(olog)ische Herangehensweise an das Thema, die ich an dieser Stelle diskutiere.

Teilnehmende Beobachtung

Dem Grundgedanken ethnographischer Herangehensweisen folgend, d.h. einer direkten und langfristigen Involvierung in die Lebens- und Arbeitsrealitäten von sexarbeitenden Menschen, führte ich an den o.g. Forschungsorten von Juli 2017 bis August 2018 regelmäßig teilnehmende Beobachtungen (vgl. Hume 2005, Spradley 1980) durch. Den Straßenstrich im Kurfürstenkiez und den Nollendorfkiez suchte ich dabei jeweils mindestens zweimal wöchentlich für mehrere Stunden zu unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten auf. Die insgesamt zwölf Aufenthalte in Stripclubs fanden in größeren zeitlichen Abständen statt und dauerten mehrere Stunden. Insgesamt ergaben sich

daraus über 200 Stunden an Beobachtungen, die ich auf ca. 500 A4-Seiten Feldnotizen, begleitet von Emotionstagebüchern im Umfang von ca. 150 A4-Seiten, dokumentierte.

Da ethnographisch Forschende die affektiven Dimensionen von Feldforschung aktiv mitgestalten (können/müssen), lässt sich ethnographisches Arbeiten auch als emotionale Arbeit begreifen (vgl. Lo Bosco 2021). Im Rahmen meiner Forschung wurde für mich deutlich, dass es sich dabei auch um emotionale Arbeit an bzw. mit sich selbst handelt. Zum Beispiel waren meine Beobachtungen in ihren Anfangsphasen häufig von einem Gefühl der Angst begleitet, das jedoch nicht in tatsächlich gewaltvollen Erfahrungen meinerseits begründet lag, sondern vielmehr widerspiegelte, dass trotz aller Reflexion über die Stereotypisierung von (insbesondere Straßen-)Sexarbeit die damit einhergehenden Darstellungen doch Einfluss auf mein affektives Erleben im Feld hatten. Ich möchte damit nicht suggerieren, dass in derartigen Forschungsprojekten keine Vorichtsmaßnahmen geboten sind – denn über diese lernte ich gerade auch von den Forschungsteilnehmer*innen viel. Es stellte sich aber für den Umgang mit Sicherheit und Gefahrenpotenzialen im Feld als zentral heraus, mich nicht ausschließlich von meinen ersten emotionalen Impulsen leiten zu lassen, sondern sie im Kontext meiner erlebten Erfahrungen selbstkritisch zu reflektieren. Dies eröffnete zahlreiche Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit implizit bzw. unbewusst vorhandenen Vorannahmen meinerseits. Außerdem konnte ich dadurch im Laufe des Forschungsprojekts auch meine emotionalen Grenzen immer klarer formulieren und setzen. So ergaben sich vereinzelt Situationen, in denen ich Beobachtungen bewusst abbrach, da Erfahrungen sexueller Belästigung (mir gegenüber) bei mir emotionale Reaktionen hervorriefen, die eine weitere Durchführung der Beobachtungen unmöglich machten.

Ethnographische Gespräche und narrativ-biographische Interviews

Die Erfassung der Gedanken und Interpretationen der Forschungsteilnehmer*innen durch verbale Interaktion (vgl. Skinner 2012) geschah zum einen im Rahmen der Beobachtungen in Form von sich spontan ergebenden ethnographischen Gesprächen (Bernard 2011: 156), die, mal kürzer und mal länger, an bestimmte Situationen geknüpft und unstrukturiert waren. Zum anderen führte ich mit einigen Forschungsteilnehmer*innen, insbesondere den über gezielte Anfragen per Telefon, Internet oder bei Bordellbesuchen erreichten Personen, narrativ-biographische Interviews (Bernard 2011: 157, Flick 2012: 227ff). Diese strukturierte ich mit wenigen offenen Fragen, wodurch meine Gesprächspartner*innen selbst entscheiden konnten, welche Perspektiven, Erlebnisse und Gedanken sie über ihr Leben mitteilen wollten. Diese Interviews dauerten zwischen einer und drei Stunden und wurden mit Erlaubnis aufgenommen oder schriftlich protokolliert.

Die Gespräche und Interviews führte ich primär auf Deutsch, Englisch und Russisch. Bei Deutsch und Englisch handelte es sich für die entsprechenden Teilnehmer*innen um Fremdsprachen, die viele von ihnen auf hohem bzw. beinahe erstsprachlichem Niveau beherrschten. Andere Teilnehmer*innen waren im Lernen der deutschen Sprache begriffen und bestanden deswegen mitunter darauf, Deutsch mit mir zu sprechen, obwohl ich angeboten hatte, bei Bedarf Dolmetscher*innen hinzuzuziehen. Außerdem hatte ich mir in der Vorbereitung für dieses Projekt Grundlagenkenntnisse des Bulgarischen, Pol-

nischen und Rumänischen angeeignet, die zwar für eine Interviewführung nicht ausreichten, aber in informellen Gesprächen und beim Kontaktaufbau hilfreich waren. Zwei Interviews führte ich mithilfe von Dolmetscherinnen auf Ungarisch bzw. Bulgarisch. Bei den Dolmetscherinnen handelte es sich um andere sexarbeitende Migrantinnen, da ich Personen als Dolmetscherinnen rekrutieren wollte, die mit dem Feld vertraut waren. Die Dolmetscherinnen erhielten für ihre Arbeit eine Aufwandsentschädigung im Umfang von 50 Euro.

Das Durchführen von (nicht nur) ethnographischen Gesprächen und narrativ-biographischen Interviews lässt sich als emotional-affektive Arbeit beschreiben, schließlich trägt die interviewende Person durch ihr Verhalten – und in Reaktion auf und Interaktion mit den (non-)verbalen Signalen des Gegenübers – wesentlich zur Herstellung (oder Verhinderung) einer für die interviewte Person angemessenen Gesprächsatmosphäre bei (vgl. Abschnitte 2.5 und 6.3). Auch dies erfordert eine kontinuierliche Reflexion des eigenen Verhaltens in Interviewsituationen und einen (selbst-)kritischen Umgang mit Fragen der Gesprächsführung. So ist z.B. allein die erwähnte Frage der Begriffswahl für die ausgeübte Tätigkeit dermaßen emotional aufgeladen und mit Stigmatisierung, Herabwürdigung, aber auch Banalisierung von Erfahrungen verbunden, dass ein sensibler und empathischer Ansatz notwendig ist, der diese Erlebnisse in der Ansprache potenzieller Forschungsteilnehmer*innen und in den folgenden Gesprächen anerkennt.

Eine wiederkehrende Herausforderung lag für mich zudem in der Konfrontation mit homophoben, sexistischen, rassistischen und/oder antisemitischen Aussagen in Gesprächssituationen (vgl. Abschnitt 5.4), die bei mir aufgrund meiner politischen Überzeugungen durchaus starke emotionale Reaktionen auslösten. Auch an dieser Stelle erwies sich eine durch entsprechende Reflexion ermöglichte Distanzierung von meinen initialen Reaktionsimpulsen als hilfreich, um nicht sofort den Abbruch des Gesprächs herbeizuführen, sondern eine Gesprächsbasis zu wahren bzw. zu erzeugen, innerhalb derer eine kritische Diskussion dieser Aussagen möglich war. Dies gelang mir zwar nicht immer zu meiner Zufriedenheit, aber die Auseinandersetzung mit meinem Hadern mit bzw. in diesen Situationen trug schließlich zu der auch emotional-affektiven Anerkennung dessen bei, dass es sich bei den Forschungsteilnehmer*innen auch um vielschichtige Menschen handelte, die sich einer Einteilung entlang simplifizierender Opfer-Täter*innen-Dichotomien entziehen.

Themenzentrierte Interviews mit Verwaltungs- und Beratungsstellen

Die Perspektiven sexarbeitender Menschen aus ›osteuropäischen‹ Ländern stehen im Zentrum dieser Arbeit. Dennoch war es gelegentlich sinnvoll, Perspektiven weiterer Akteur*innen dieses Feldes einzubeziehen, um sich formierende Hypothesen zu kontextualisieren bzw. weiterführende Informationen zu Fragen der Regulierung von Sexarbeit in Berlin einzuholen. So kontaktierte ich zu Beginn dieses Forschungsprojekts drei Beratungsstellen für sexarbeitende Personen sowie einige der Berliner Zentren für sexuelle Gesundheit, um einen ersten Ein- und Überblick über (damals) aktuelle Fragen und Problemstellungen zu bekommen sowie bestimmte Annahmen – wie z.B. über die starke Präsenz von Menschen aus ›osteuropäischen‹ Ländern auf dem Straßenstrich im Kurfürstenkiez und im Nollendorfkiez – zu überprüfen. In der zweiten Hälfte der

Feldforschung nahm ich mit Beratungsstellen für Betroffene von Menschenhandel, lokalen Verwaltungsstellen wie z.B. den Gleichstellungsbeauftragten der Bezirke Tempelhof-Schöneberg und Mitte sowie dem Berliner Landeskriminalamt Kontakt auf, da sich die Sachlage und Verfolgung von Menschenhandel sowie die Verwaltung und Regulierung des Straßenstrichs im Kurfürstenkiez zu Themen entwickelt hatten, die eine multiperspektivische Betrachtung erforderten.²

Mit diesen Stellen führte ich informelle Gespräche oder themenzentrierte leitfadengestützte Interviews (vgl. Bernard 2011: 150, Flick 2012: 210f), wobei ich die Interviewleitfäden an die Zuständigkeits- und Tätigkeitsbereiche der entsprechenden Einrichtungen anpasste. Dabei erfasste ich Informationen über die Geschichte und Arbeitsweisen der Einrichtungen sowie über ihre aktuellen Erfahrungen mit Menschen aus ›osteuropäischen‹ Ländern. Die meisten Interviews konnte ich persönlich durchführen, vereinzelt fanden die Interviews jedoch telefonisch oder schriftlich statt. Positionalitäten und Rollen waren dabei ebenso von Bedeutung, da meine Gesprächspartner*innen in diesen Fällen nicht als Privatpersonen, sondern als Vertreter*innen ihrer Einrichtungen interviewt wurden. Dabei begrenzten politische Positionierungen die Möglichkeiten des Sagbaren, was zwar nicht spezifisch für den Bereich Sexarbeit ist, aber im Umgang mit den aus diesen Interviews entstandenen Materialien berücksichtigt werden muss.

Mappings

Im Laufe der Feldforschung begann sich aus meiner Suche nach Zugängen zu Bordellen und ähnlichen Einrichtungen ein Mapping von Berliner Prostitutionsstätten zu entwickeln. Ausschlaggebend dafür war die Systematisierung meiner Recherchen nach Typ³ und Lage der Einrichtungen, die ich schließlich auch in eine (analoge) Karte von Berlin übertrug. Dadurch konnte ich mir einen Überblick über die Berliner Sexarbeitslandschaft erarbeiten, der als Ausgangspunkt für Vor-Ort-Recherchen und Kontaktaufnahmen im Rahmen von Rundgängen durch verschiedene Stadtteile diente, in denen viele Prostitutionsstätten existierten. Grundlage für diese Recherchen stellten dabei Internetportale für sexuelle Dienstleistungen und individuelle Webseiten von Bordellen o.Ä. dar, aber auch Erzählungen von Forschungsteilnehmer*innen, Medienberichte und Zeitungsannoncen. Es besteht bei dieser Recherche, bei der 237 Prostitutionsstätten und 62 in Berlin operierende Escort-Agenturen erfasst wurden, kein Anspruch auf Vollständigkeit, da nicht alle Prostitutionsstätten über eine gut recherchierbare Internetpräsenz oder Adresse verfügten, insbesondere, wenn es sich dabei um Orte handelte, an denen strafbare Praktiken wie z.B. Geschlechtsverkehr ohne Kondom offen angeboten wurden. Umgekehrt stellte sich bei meinen Rundgängen heraus, dass vereinzelt im Internet genannte Einrichtungen nicht mehr existierten bzw. inzwischen geschlossen waren. Viel-

2 Für eine vollständige Auflistung der interviewten Beratungs- und Verwaltungsstellen vgl. Anhang, Abschn. 10.2 und Abschn. 10.3.

3 D.h. eine Kategorisierung als Stripclub, Wohnungsbordell, SM-Studio, Saunaclub o.Ä. – wobei die Grenzen zwischen verschiedenen Kategorien mitunter fließend verliefen und nicht immer klar zu setzen waren.

mehr als ein abschließendes Bild repräsentiert dieses Mapping also einen fundierten, jedoch unvollständigen Überblick über die Berliner Sexarbeitslandschaft.

Abschluss und Auswertung der Feldforschung

Ähnlich wie der Einstieg muss auch der Ausstieg aus dem Feld, d.h. der Abschluss der Feldforschung, gezielt und bewusst gesetzt werden. Aufgrund der ethnographischen Herangehensweise war das Ende des Projekts nicht an vorab festgelegte Kriterien wie z.B. eine konkrete Anzahl von Interviews gebunden. Ausschlaggebend war die »theoretische Sättigung« (Vollstedt/Rezat 2019: 83) des Materials, d.h. der Punkt, an dem die im Laufe des Forschungsprojekts formulierten Hypothesen durch weitere Gespräche, Erfahrungen und Beobachtungen nicht mehr gänzlich erschüttert, sondern nur mehr in Details ergänzt werden konnten. Dieser Zustand stellte sich nach 14 Monaten Feldforschung im August 2018 ein. Retrospektiv betrachtet erwies sich der Sommer dieses Jahres auch insofern als sinnvoller Moment für einen Schlusstrich, da zu dieser Zeit die Umsetzung des ProstSchG in Berlin Fahrt aufnahm. Eine angemessene Berücksichtigung der damit einhergehenden Veränderungen hätte eine Fortsetzung der Feldforschung von mehreren Monaten bedeutet, die im finanziellen und zeitlichen Rahmen des Projekts nicht machbar gewesen wäre. Außerdem musste ich anerkennen, dass sich nach diesen 14 Monaten Feldforschung bei mir eine Art »emotionale Sättigung« eingestellt hatte und ich mich für eine Fortsetzung der Auseinandersetzung mit meinem Forschungsthema erst weiter distanzieren musste.

Es stellte sich also in zweierlei Hinsicht die Frage, wie vom »Ende« der Feldforschung, als alles aufgenommen, dokumentiert und transkribiert war, zum fertigen Produkt der Dissertation bzw. des Buchs (oder wissenschaftlichen Artikeln etc.) zu gelangen sei. Einerseits war die Herangehensweise an die Auswertung zu klären, andererseits musste ich aber auch die Verwobenheit meiner eigenen emotional-affektiven Erfahrungen mit dem Forschungsmaterial aufarbeiten. Die durchgängige Dokumentation dieser Auseinandersetzungen in den Emotionstagebüchern ermöglichte eine Langzeitperspektive über die Entwicklung und Veränderungen affektiver Dimensionen der Forschung, wodurch sich »epistemische Affekte« (Stodulka/Selim/Mattes 2018: 520) identifizieren und analysieren ließen. Der zumindest bewusste gedankliche Abstand vom Forschungsprozess und den daraus gewonnenen Materialien vor dem Beginn der Analyse trug wesentlich dazu bei, die emotionale Erschöpfung und durch regelmäßige Konfrontation mit komplexen Formen gesellschaftlicher Marginalisierung entstandene Frustration aufzuarbeiten und sich von damit zusammenhängenden vereinfachten Verständnissen von Opfer- und Täter*innenschaft zu lösen. Dieser Prozess musste in der Auswertung und Ausarbeitung des Materials weitergeführt werden, worin sich auch zeigt, dass »schnelle« Forschung zu Sexarbeit nicht notwendigerweise »besser« ist, da Raum für die notwendige Verarbeitung der Felderfahrungen Zeit in Anspruch nimmt.

In der erneuten Annäherung an das Material war ein sorgfältiges Balancieren zwischen Anerkennung und Abstraktion der durch die eigenen Felderfahrungen gewonnenen Erkenntnisse notwendig. Dabei erwies sich die Anwendung systematischer Auswertungsverfahren als hilfreich, wobei anzuerkennen ist, dass diese nicht eine »objektive« Interpretation des Materials ermöglichten – zumal die verschiedenen Aus-

wertungsschritte von derselben Person übernommen wurden – sondern vielmehr als Mittel einer systematischen, kritischen Reflexion der Forschungserfahrungen und der Hypothesenbildung verstanden werden müssen. Diese systematische Auswertung führte ich mithilfe des mehrstufigen Kodierungsverfahrens der Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 1999, Holton 2007) durch. Im ersten Schritt unterzog ich die Feldnotizen, Interviewtranskripte und Gesprächsprotokolle einem offenen Kodierungsverfahren (Holton 2007: 265f), d.h., dass einzelne Wörter oder Passagen – nach Möglichkeit *in vivo*⁴ – kodiert wurden. Daraus ergaben sich mehrere tausend kleinteilige Codes, die ich im nächsten Schritt begrifflich sortierte bzw. zusammenfasste, indem ich verwandte Codes für z.B. ein bestimmtes Körperteil zusammenführte. Daraufhin begann ich mit dem thematischen Kodieren (ebd.: 283f), bei dem Codes aufgrund inhaltlicher Kriterien verbunden und mit Memos über die Inhalte der Aussagen versehen wurden (vgl. Lempert 2007). Diesen Schritt wiederholte ich ein weiteres Mal, wodurch das Material schließlich in sechs große Themenbereiche wie z.B. »Leben in Berlin« mit entsprechenden analytischen Memos zum Inhalt der Codes strukturiert wurde.

Mithilfe dieses Vorgehens konnte ich einen schnell zugänglichen Überblick über das *gesamte* Material erarbeiten, wodurch ich Hypothesen überprüfen und verfeinern konnte. Dabei trat zwar keine grundlegende Veränderung der im Laufe der Feldforschung formierten Hypothesen ein, doch konnte ich einige relevante Aspekte dieser Hypothesen identifizieren, die im Laufe des Forschungsprozesses im Hintergrund geblieben waren. Für die weitere Bearbeitung der identifizierten Themenbereiche und Hypothesen erfolgte nach der Abstraktion durch das Kodierungsverfahren wieder eine Rückbindung in die jeweiligen Entstehungskontexte, indem ich zur Auswahl von Zitaten o.Ä. auch die jeweiligen Notizen und Tagebucheinträge sichtete. So fand der Auswertungsprozess in stetigem Wechsel zwischen Abstrahierung und Kontextualisierung statt, womit der Situiertheit des Materials Rechnung getragen werden, es aber auch über das eigene Erleben hinaus analysiert werden konnte.

Damit einhergehend stellt sich die Frage, wie bzw. welche Passagen aus dem umfangreichen ethnographischen Material für die Aufarbeitung dieser Arbeit ausgewählt wurden, da zwar das gesamte Material für die Theorienbildung berücksichtigt wurde, sich aber nicht *jede* Passage gleichermaßen zur Illustration der Hypothesen eignet (vgl. Morse 2007). Grundlegend für die Auswahl von Interviewpassagen, Beobachtungsnoteizen und Vignetten war ihr Bezug zu den Argumenten der einzelnen Kapitel und die Veranschaulichung der übergeordneten Analyse der Aushandlung von Körperlichkeiten. Dabei blieb allerdings gewisser Spielraum offen, da im Hinblick auf den Umfang der vorliegenden Arbeit nicht *alle* relevanten Situationen, Passagen und Erlebnisse Eingang in die folgenden Darstellungen finden konnten. Auch der Umgang mit diesem Spielraum ist kritisch zu reflektieren, da sich auch darin eine politisch relevante Dimension verbirgt; nämlich in der Frage, welchen Erfahrungen in wissenschaftlichen Arbeiten Raum gegeben wird und welche Implikationen dies für wissenschaftlich fundierte Debatten um Sexarbeit hat. Dementsprechend berücksichtigte ich bei der Auswahl von Zitaten und Vignetten v.a. Herkunftsländer, Geschlecht und Erfahrungswerte der Teilneh-

4 Dabei erfolgt die Benennung der Codes nach im Material aufscheinenden Begriffen, es findet also keine begriffliche Abstraktion durch die Forschenden bzw. Auswertenden statt.

mer*innen, d.h. die Auswahl wurde derart getroffen, dass in dieser Arbeit Aussagen von cis und trans Frauen wie cis Männern wiedergegeben werden, Personen aus verschiedenen Ländern Raum gegeben wird und schließlich Erfahrungen nicht nur aus verschiedenen Arbeitsfeldern, sondern auch mit unterschiedlichen subjektiven Bewertungen (also ›gute‹ wie ›schlechte‹ Erfahrungen) Eingang in die schriftliche Repräsentation der Forschung finden.

2.3 ›Vulnerable Gruppen‹ und die vielen Seiten forschungsethischer Fragen

Die Verflechtungen von Sexarbeitsforschung mit gesellschaftlichen und politischen Debatten bedingen komplexe Machtverhältnisse zwischen Forschenden und sexarbeitenden Forschungsteilnehmer*innen im Feld. Dies wirft Fragen zur Umsetzbarkeit ethnographischer Sexarbeitsforschung unter dem Aspekt der Forschungsethik auf. Während die Prüfung von Forschungsvorhaben durch Ethikkommissionen bereits seit einigen Jahrzehnten Standard in den Naturwissenschaften ist, haben sich ethische Forschungsstandards in den Sozialwissenschaften erst langsam etabliert. Inzwischen existieren für die Sozial- und Kulturanthropologie mehrere Leitfäden wissenschaftlicher Fachgesellschaften (vgl. AAA 2012, ASA 2011, Hahn/Hornbacher/Schönhuth 2009).⁵ Insbesondere im anglophonen Raum müssen auch sozial- und kulturanthropologische Projekte einen Genehmigungsprozess durch Ethikkommissionen oder Internal Review Boards vollziehen (Dilger 2017: 195f).

Dementsprechend überrascht waren britische oder US-amerikanische Kolleg*innen, wenn ich ihnen erklärte, dass ich für mein Dissertationsprojekt keinen derartigen Prozess durchlaufen musste, da verpflichtende Ethikbegutachtungen für Sozialwissenschaften in Deutschland zum Zeitpunkt der Forschung nicht existierten. Das Erstaunen darüber war jedoch auch mit Neid vermischt, denn das Durchlaufen von Ethikbegutachtungsverfahren hatte nicht nur positive Konsequenzen für die Sexarbeitsforschung, insbesondere solche mit ethnographischer Herangehensweise (vgl. Sanders 2006). Die Kritik von Sexarbeitsforschenden stimmt dabei teilweise mit der themenunabhängigen Kritik aus der Sozial- und Kulturanthropologie an diesen Verfahren überein (vgl. Dilger 2017), die in einer starren Standardisierung ethischer Richtlinien eine Behinderung von ethnographischer Forschung identifiziert, die flexibel den konkreten Bedingungen im Feld angepasst werden muss (vgl. von Unger/Dilger/Schönhuth 2016, von Unger/Simon 2016: 9ff).

5 Seit dem Abschluss der Feldforschung für die vorliegende Arbeit im Jahr 2018 hat die Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA) ergänzend zur »Frankfurter Erklärung« (Hahn/Hornbacher/Schönhuth 2009) Richtlinien und Prozedere für eine fachinterne Ethikbegutachtung durch Betreuer*innen oder Peers entwickelt (DGSKA 2019a, 2019b). Ebenso wurden die Ethikrichtlinien der Association of Social Anthropologists im Jahr 2021 aktualisiert und überarbeitet (ASA 2021).

Diese Flexibilität war in Deutschland durch die damalige Abwesenheit von Ethikkommissionen für Sozialwissenschaften⁶ gegeben, was die Auseinandersetzung mit ethischen Fragen zu einer Angelegenheit machte, die stark von den universitären bzw. institutionellen Umfeldern abhing, in denen Studierende und Forschende ausgebildet wurden. Dass dabei forschungsethischen Fragen nicht immer ausreichend Aufmerksamkeit geschenkt wurde, merkte ich regelmäßig im Feld, wenn sexarbeitende Personen über Erfahrungen mit Forschenden berichteten und einen unangemessenen Umgang beklagten. Denn Sexarbeitsforschung benötigt neben einem flexiblen auch einen besonders aufmerksamen Umgang mit forschungsethischen Fragen, da Forschende es ggf. mit einer Gruppe zu tun haben, die hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Marginalisierung wie auch im Hinblick auf Gefahrenpotenziale durch Forschungsteilnahmen als »vulnerabel« eingestuft werden kann. Dieser Umstand bzw. eine Beurteilung des Feldes als »risikobeladen« wird allerdings auch als Begründung für besonders rigide Ethikrichtlinien herangezogen, die mitunter Forschung behindern, die durchaus gemäß forschungsethischer Standards durchgeführt werden könnte. Sanders (2006) macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass sich in der ethischen Begutachtung von Forschungsprojekten zu Sexarbeit auch moralische Urteile niederschlagen und Ethikbegutachtungsverfahren somit zu einem Mittel werden, Forschung zu unterbinden, die nicht die im jeweiligen Kontext gängigen Interpretationen von Sexarbeit bestätigt. Wie rigide Ethikrichtlinien auch diesen Forschungsprozess behindern hätten können und wie Forschungsethik als immer wiederkehrende Verhandlung im Feld praktiziert werden kann, zeige ich in Folge am Beispiel der Reibungspunkte zwischen Theorie und Praxis ethischer Überlegungen zu Transparenz, Anonymität und Einverständniserklärungen.

Transparenz und Gatekeeping

Eine zentrale Grundlage ethischer Richtlinien – neben der Schadensvermeidung (AAA 2012) – ist der Anspruch, Forschung für alle Beteiligten transparent zu gestalten (ebd.). In der Sozial- und Kulturanthropologie wird zwar die Möglichkeit eingeräumt, dass in gut begründeten Fällen davon abgesehen werden kann (DGSKA 2019a: 5), in Anbetracht des bereits belasteten Verhältnisses zwischen Forschung und Sexarbeit war es für mich jedoch ein Grundsatz, diese Forschung so transparent wie möglich durchzuführen. Dies war in der Theorie allerdings einfacher als in der Praxis, da z. B. beim Forschen an öffentlichen Orten wie dem Straßenstrich eine Transparenz allen Akteur*innen gegenüber forschungspraktisch nicht umsetzbar war, da dafür z. B. auch alle vorbeigehenden Passant*innen hätten angesprochen werden müssen.

Daraus ergibt sich ein nicht eindeutig auflösbares Dilemma, dem ich in meiner Forschung mit einer Prioritätensetzung in Fragen der Transparenz begegnete. Da mein For-

6 Dieser Zustand hat sich seit der Durchführung der Feldforschung verändert. An der Freien Universität Berlin gibt es seit 2019 einen zentralen Ethikausschuss, der – auf freiwilliger Basis bzw. wenn von Dritten gefordert – (u. a.) sozialwissenschaftliche Forschungsprojekte hinsichtlich forschungsethischer Fragen begutachtet. Über eine ähnlich funktionierende Ethikkommission verfügt z. B. auch die Sozialwissenschaftliche Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München.

schungsinteresse vornehmlich den an diesen Orten der Sexarbeit nachgehenden Personen galt, sollten diese unter allen Umständen über die Hintergründe meiner Anwesenheit informiert sein. Die Deklaration meiner Forschungsabsichten anderen Akteur*innen gegenüber, die nicht selbst in der Sexarbeit tätig waren, gestaltete sich kontextabhängig. Im Rahmen der Beobachtungen, insbesondere auf der Kurfürstenstraße, sprach sich meine Rolle als Forscherin im Laufe der Zeit herum, bzw. wurde gelegentlich auch direkt nach dem Grund meiner regelmäßigen Anwesenheit gefragt. Dieselbe Priorisierung verfolgte ich bei Beobachtungen in Bars und Clubs, die ich als Gast betrat und wo ich (potenzielle) Teilnehmer*innen direkt über den Zweck meiner Anwesenheit aufklärte, sofern sich Gespräche ergaben. Vorab bei Betreiber*innen anzufragen, hätte unter Umständen andere Kontaktmöglichkeiten ergeben. Von dieser Vorgehensweise wurde mir allerdings von zwei Sexarbeiter*innen abgeraten mit dem Hinweis, dass nicht sicherzustellen sei, ob Betreiber*innen diese Entscheidungen im Sinne der dort tätigen Personen treffen würden. Diese Problematik zeigte sich auch in der Antwort einer Escort-Agentur auf meine Anfrage, in der sie mir anbot, eine Frau »vorbeizuschicken«, wenn sich aus dem Interview eine angemessene Werbemöglichkeit für die Agentur ergeben würde. Auch wenn es sich in manchen Situationen, z. B. beim Aufsuchen von Bordellen, nicht vermeiden ließ, über Drittpersonen Zugang zu Sexarbeiter*innen zu ersuchen, richtete ich mein Vorgehen dennoch danach aus, so weit wie möglich Personen direkt anzusprechen.

In ähnlicher Weise stellte sich die Frage nach den Interessen der Anlauf- und Beratungsstellen, die in der Sexarbeitsforschung häufig als Zugangsmöglichkeit genutzt werden, dabei aber genauso wenig als neutrale Akteur*innen betrachtet werden können (vgl. Sinha 2017). Eine eingehende Auseinandersetzung mit dieser Problematik erübrigte sich im Rahmen dieser Forschung allerdings dadurch, dass die in den ersten Phasen der Forschung kontaktierten Stellen zwar zu Interviews und Gesprächen bereit waren, eine weitere Zusammenarbeit aber ablehnten. Begründet wurde dies dadurch, dass meine Anwesenheit das Vertrauensverhältnis zwischen Berater*innen und ihren Klient*innen stören könnte. Ebenso wurde ich in einem Fall darauf hingewiesen, dass negative Erfahrungen mit Forschenden insbesondere hinsichtlich der transparenten Darstellung ihrer Absichten gemacht wurden, worin sich die weitläufigen Konsequenzen ethisch fragwürdiger Forschungspraxis zeigen. Da umgekehrt ein Zugang über Beratungsstellen auch zu einer Einschränkung der Forschungsgruppe auf deren Klientel geführt hätte, verfolgte ich die Möglichkeit einer Kooperation nach einer initialen Ablehnung auch nicht weiter. Die einzige Ausnahme stellte mein Kontakt zum Peer-Projekt *trans*sexworks* dar, dessen Dinner für trans Sexarbeiter*innen ich mehrmals aufsuchen durfte und darüber Kontakte zu einigen trans Frauen auf dem Straßenstrich vermittelt bekam.

»Danke, dass du mitgedacht hast« - Anonymität und Einverständniserklärungen

Die Frage der Transparenz ist eng mit Fragen des informierten Einverständnisses zur Forschungsteilnahme verbunden, da dieses ohne Informationen über Forschungsinteressen und -absichten nicht gegeben werden kann. Um ein solches Einverständnis zu dokumentieren wird in Ethikrichtlinien häufig die Nutzung schriftlicher Einverständniserklärungen empfohlen. Die Anwendung *schriftlicher* Einverständniserklärungen gestaltet

sich im Bereich der Sexarbeitsforschung jedoch schwierig für die Kontaktaufnahme mit einigen (potenziellen) Teilnehmer*innen, wie z. B. in der folgenden Situation deutlich wurde:

Kasia und ich hatten uns im Sommer 2018 in einem Park zusammengefunden, sie mit Kinderwagen, Hund und Picknickdecke ausgestattet, ich mit Notizblock und Aufnahmegerät. Nachdem wir uns auf einem abgelegenen Platz hinter ein paar Bäumen eingerichtet hatten, begann ich »wie üblich« noch einmal den Verlauf und die Zielsetzungen des kommenden Interviews zu erklären sowie Kasias Recht, das Gespräch jederzeit abzubrechen, Fragen nicht zu beantworten und auch nachträglich ihr Einverständnis zurückzuziehen. Kasia wirkte etwas gelangweilt von meinem kleinen Monolog, nickte abwesend und meinte zwischendurch: »Das ist mir schon klar, wir können ruhig schon anfangen.« Nachdem ich meine mündliche Einverständniserklärung dennoch zu Ende sprach und danach meinte, dass wir jetzt endlich loslegen könnten, fragte sie: »Muss ich dir jetzt was unterschreiben?« »Nein«, antwortete ich, »wir machen das alles mündlich, damit mir niemand irgendwo eine Unterschrift mit dem echten Namen geben muss.« »Danke«, erwiderte Kasia, »endlich hat jemand mitgedacht.«

Hier zeigte sich, dass eine eindeutige und nachvollziehbare Dokumentation des gegebenen Einverständnisses im Konflikt mit Anonymitätswünschen steht, die bei den Teilnehmer*innen dieses Projekts sehr ausgeprägt waren. So fanden einige Gespräche unter der Bedingung statt, dass ich die Klarnamen meiner Gesprächspartner*innen grundsätzlich nicht erfuhr. Auch wenn sich Einverständniserklärungen auch mit Pseudonym unterschreiben ließen, war es für einige der Akt der schriftlichen Dokumentation an sich, der abschreckend wirkte. Insgesamt erschien der Einsatz schriftlicher Einverständniserklärungen dementsprechend hinderlich für die Durchführung des Projekts, weswegen ich Fragen zum und die Einholung des Einverständnisses mündlich regelte.

Wenngleich das Beharren auf schriftlichen Einverständniserklärungen also als Hinderungsgrund für die Teilnahme an derartigen Forschungsprojekten verstanden werden konnte, begrüßen manche Sexarbeiter*innen eine derartige Deklaration aber durchaus bzw. wollen auch bewusst mit ihrem Künstler*innen- oder Klarnamen erwähnt werden. Wie eine Teilnehmerin meiner Masterforschung anmerkte, bleiben durch Anonymisierung oder Pseudonymisierung genau diejenigen unsichtbar, die im Zentrum wissenschaftlicher Arbeiten zu Sexarbeit stehen und auf deren Wissen und Erfahrungen diese Arbeiten hauptsächlich aufbauen, was wiederum Fragen zur Anerkennung der Wissensbestände von sexarbeitenden Personen aufwirft (Probst 2015: 41f). Dahingehend können auch Konflikte zwischen universitären Auflagen zur Forschung mit »vulnerablen Gruppen« und den Wünschen der Forschungsteilnehmer*innen entstehen, wie Huschke und Vearey (2017) anhand der Erfahrung aufzeigen, dass Teilnehmende ihres Forschungsprojekts zu Sexarbeit in Soweto (Südafrika) trotz des Wunsches einer namentlichen Erwähnung anonym bleiben mussten, da die Anonymität der Teilnehmenden durch die das Projekt beurteilende Ethikkommission vorgeschrieben wurde (ebd.: 94). Insofern muss in Feldern wie Sexarbeit, in denen Anonymität eine wichtige Rolle einnimmt, Raum für Differenzierungen im Feld offengelassen werden, um Teilnehmende ihren Bedürfnissen entsprechend einzubinden. So formulierte ich die Möglichkeit einer anonymen Teilnah-

me an diesem Projekt lediglich als Angebot an die potenziellen Teilnehmer*innen, das jedoch von allen angenommen wurde.

Neben diesen eher praktischen Überlegungen zu Anonymität und Einverständnis, gab es auch inhaltliche und theoretische Fragen in Bezug auf Einverständniserklärungen zu bedenken. So hatten einige Forschungsteilnehmer*innen wenig Zugang zu formalen Bildungssystemen bzw. dem universitären Hochschulsystem erfahren und dementsprechend nur vage Vorstellungen davon, was die Teilnahme an einem Forschungsprojekt bedeutet. Auch dahingehend war die Wahl mündlicher Einverständniserklärungen ein Vorteil, da die Darstellung meines Projektes an die Bedürfnisse meines jeweiligen Gegenübers angepasst werden konnte.

Dieser Umstand zeigt auch die inhaltlichen Grenzen von Einverständniserklärungen auf, was z.B. O'Connell Davidson (2008) zu der Frage führt, inwiefern Personen grundsätzlich ihrer Objektivierung durch Forschung zustimmen können. Am Beispiel einer langjährigen Forschungsbeziehung und deren jähen Endes macht O'Connell Davidson darauf aufmerksam, dass sich die Einstellungen und Lebenswelten von Personen im Laufe der Zeit verändern, während die im Rahmen eines Forschungsprojekts erzeugten Momentaufnahmen durch wissenschaftliche Publikationen festgeschrieben und nicht mehr rückgängig gemacht werden können. Da aber im Moment der Forschungsbegegnung zukünftige Veränderungen allen Beteiligten unbekannt sind, stellt sich zu Recht die Frage, inwiefern ein Einverständnis überhaupt möglich ist (ebd.). Das betrifft Menschen in der Sexarbeit besonders, wenn sie möglicherweise irgendwann einmal diese Tätigkeit beenden und danach nicht mehr mit ihr assoziiert werden möchten (ebd.: 60).

Auch dieses Dilemma lässt sich nicht eindeutig auflösen, sofern nicht grundsätzlich von der Forschung abgesehen werden soll. Ein Weg, diesen Gedanken zumindest teilweise Rechnung zu tragen, ist allerdings, das Einverständnis zur Forschungsteilnahme nicht mit der Unterschrift auf einer Einverständniserklärung als erledigt zu betrachten, sondern Einverständnis vielmehr als prozessuale Forschungsbeziehung zu verstehen (ebd.: 63), der allerdings durch Publikationen auch gewisse Grenzen gesetzt sind. So gab ich Forschungsteilnehmer*innen die Möglichkeit, meine Notizen und Transkripte unserer Gespräche und Interviews einzusehen und ihrer Nutzung explizit zuzustimmen bzw. bei Bedarf Informationen daraus zu streichen. Ebenso erhielten alle Teilnehmer*innen meine Kontaktdaten, um jederzeit ihren Rücktritt aus dem Projekt angeben zu können. Wie in sozial- und kulturanthropologischer Forschung üblich, entwickelten sich im Laufe der Feldforschung Beziehungen zu einigen Teilnehmer*innen, die das Ende der Feldforschung überdauerten und mir die Möglichkeit gaben, in Zweifelsfällen Rückfragen zu stellen. Mit einigen Personen ging der Kontakt allerdings auch verloren, was derartige Auseinandersetzungen unmöglich machte.

Auch deswegen war es wichtig, die Anonymität der Teilnehmer*innen zu wahren, um das Erkennen bestimmter Personen zu vermeiden, die später vielleicht nicht mehr mit ihrer Tätigkeit in der Sexarbeit assoziiert werden möchten. Dabei ergibt sich für ethnographische Forschungen ein besonderes Dilemma, da z.B. in diesem Fall Personen zwar anonym, d.h. ohne Angabe ihres Klarnamens, teilnehmen konnten, die Notizen und Transkripte der Feldbegegnungen in der Weiterverarbeitung allerdings nicht anonymisiert, sondern nur pseudonymisiert wurden, da die Zu- und Einordnung von Aussagen und Beobachtungen in bestimmte Kontexte und Lebensrealitäten eine epis-

temologische Grundlage dieser Herangehensweise ist. Dabei sind zwar einerseits jegliche in Folge dargestellten Erkenntnisse und Aussagen als zeitlich, räumlich und in spezifischen Lebenskontexten situiert zu begreifen, womit die Möglichkeit einer anderen Interpretation der Lebensumstände zu einem späteren Zeitpunkt durchaus anerkannt wird. Andererseits wird es dadurch notwendig, Details über die entsprechenden Personen einzubinden, die eine Zuordnung der Pseudonyme zu realen Personen möglich machen könnten. Dementsprechend ist auch hier die Frage des Umgangs mit Forschungsmaterialien nach Ende der Feldforschung sorgfältig zu reflektieren und nach Möglichkeit ein weiterer Austausch mit Teilnehmer*innen über den Umgang mit ihren Aussagen und Perspektiven anzustreben. Gerade in den Fällen, in denen der Kontakt über den Forschungszeitraum hinaus nicht aufrechterhalten werden konnte, kam der Pseudonymisierung besondere Bedeutung zu, was sich in diesem Buch z.B. dadurch ausdrückt, dass ich weithin von einer detaillierten Beschreibung des Aussehens der Teilnehmer*innen absehe, um Zuordnungsmöglichkeiten zu vermeiden. Ebenso erfolgen die Beschreibungen von Bordellen, Clubs o.Ä. ohne genauere Details zu ihrer Lage und Umgebung⁷.

Zusammenfassend zeigt sich in diesen Beispielen die Komplexität forschungsethischer Fragen im Kontext ethnographischer Forschung, für die es nicht immer eindeutige Lösungen gibt und deren Aushandlung sich als kontinuierlicher Prozess gestaltet. Die Gefahrenpotenziale, die sich für Menschen in der Sexarbeit durch die Teilnahme an Forschungsprojekten ergeben, z.B. ein ungewolltes Outing, erfordern besondere Sensibilität für diese Fragen vonseiten der Forschenden in allen Phasen eines Forschungsprojekts. Gleichzeitig darf eine derartige Betonung forschungsethischer Fragen nicht zu Gunsten einer Homogenisierung von Forschungsgruppen erfolgen, da die Wünsche, Bedürfnisse und Möglichkeiten einzelner Forschungsteilnehmer*innen variieren können. Insofern zeigt sich auch im Kontext der sozial- und kulturanthropologischen Sexarbeitsforschung die Notwendigkeit für einen dynamischen und differenzierten Umgang mit forschungsethischen Fragen, dem inzwischen über die Etablierung fachinterner Ethikleitlinien Rechnung getragen wurde (DGSKA 2019b).

2.4 Gescheiterter Aktivismus und die (Un-)Möglichkeiten reziproker Forschung

»[O]ur failures are as much a part of the process of knowledge constitution as are our oft-heralded ›successes.«
(Visweswaran 1994: 99)

Gerade im Umgang mit marginalisierten Gruppen bzw. in der Konfrontation mit Ausbeutung, Diskriminierung und verschiedenen Formen von Gewalt oder Macht-

7 Ausnahmen stellen dahingehend die Kurfürstenstraße und der Nollendorfkiez dar (wobei auch die dortigen Bars in der Arbeit nicht namentlich erwähnt werden), da die beiden Areale derart »stadtbekannt« sind, dass sich auch durch eine Pseudonymisierung der Kieze eine Zuordnung nicht vermeiden ließe.

missbrauch stellt sich die Frage, ob oder wie (besonders ethnographisch) Forschende intervenieren und sich für die Belange der jeweiligen Forschungsgruppe(n) einsetzen können oder sollen. Diese Frage beschäftigt Sozial- und Kulturanthropolog*innen bereits seit Längerem, da sie ihrerseits Fragen zu Relativismus, Reziprozität und moralischen Bewertungen im Forschungsalltag aufwirft (vgl. Dilger/Huschke/Mattes 2015). Aus diesen fachinternen Debatten haben sich verschiedene Strömungen wie z.B. die *engaged*, *activist* oder *public anthropology* entwickelt (vgl. Huschke 2013, 2015), die auch meine Herangehensweisen an anthropologische Forschung maßgeblich prägen. Für ein aktivistisches Engagement und Reziprozität in der Forschung gibt es kein eindeutiges oder einheitliches Rezept, da Möglichkeiten des Engagements von den Bedingungen und Diskursen des Feldes (und zum Teil darüber hinaus) geprägt werden. Ich scheiterte oftmals an dem Anspruch, derartige Möglichkeiten im Rahmen meiner Forschung zu finden. Dieses Scheitern führte jedoch zu der Erkenntnis, dass die Debatten um aktivistische Forschungspraxis auch einige Leerstellen dahingehend aufweisen, wer wie in Forschungsprozesse eingebunden werden kann. Diese werden im Feld der Sexarbeit besonders deutlich, liegen aber eigentlich in der Gestaltung von Wissenschaft und Forschung – und damit zusammenhängenden Barrieren – begründet.

Grundlegend tritt im Feld der Sexarbeit die Frage, *welche* moralische Verpflichtungen sich aus den Umständen im Feld ergeben, besonders polarisiert zutage. Denn unter Umständen ist das Forschungsinteresse schon aus dem Wunsch gespeist, zu einer Veränderung der Situation von Menschen in der Sexarbeit beizutragen. Das trifft zu einem gewissen Grad auch auf dieses Forschungsprojekt zu, das in Anregung durch die stereotype Darstellung ›osteuropäischer Prostituiertes‹ entstand und einen Beitrag zu einer differenzierten Debatte über die Lebenssituationen dieser Menschen beitragen will. Die Umsetzung derartiger Ambitionen muss allerdings im Austausch mit Akteur*innen des Feldes erfolgen, da die moralpolitische Belastung des Themas dazu beiträgt, dass über die Köpfe der Betroffenen hinweg eine Rettung derjenigen angestrebt wird, die gar nicht gerettet werden wollen, was auch einige meiner Kontakte im Feld beklagten. Diese Kritik ›aus dem Feld‹ zeigt deutliche Überschneidungen mit fachinternen Debatten über die Motivationen und Absichten einer aktivistisch engagierten Sozial- und Kulturanthropologie. So wirft z.B. Stoczkowski (2008) die Frage auf, inwiefern ein moralisch motiviertes Engagement für marginalisierte und vulnerable Gruppen und die daraus entspringende Kulturkritik nicht vielmehr einen Versuch einer »moral purification of the West« (ebd.: 348) darstellen als ein tatsächliches Rütteln oder Aufbrechen zugrundeliegender Ungleichheitsverhältnisse. Schließlich kann ein derartiges Engagement als Ausdruck eines *White Savior complex* (Straubhaar 2015: 383ff) auch zur (Re-)Produktion dieser Ungleichverhältnisse beitragen, wenn die Definitionsmacht über die (vermuteten) Bedürfnisse der Forschungsgruppe von weißen, westlichen und v.a. außenstehenden Forschenden beansprucht wird.

Damit verbunden stellt sich zudem die Frage, *mit wem* Forschende zusammenarbeiten können oder wollen. Durch die Heterogenität der Menschen in der Sexarbeit ergeben sich auch aus Betroffenenperspektive unterschiedliche Interessen und Vorstellungen in Bezug auf die Verbesserung der Lage von Sexarbeiter*innen. Über die Jahre hinweg lerne ich bei Veranstaltungen, Demonstrationen und Workshops einige Aktivist*innen kennen, die sich aus eigener Erfahrung für die Belange von Sexarbeiter*innen engagierten.

Manche von ihnen waren auch in der Wissenschaft tätig, andere standen ihr eher kritisch gegenüber. Im Sinne einer guten Zitationspraxis muss an dieser Stelle gesagt werden, dass viele der kritischen Überlegungen zu sozial- und kulturanthropologischer Sexarbeitsforschung, die in dieses Kapitel und meine Forschungspraxis Eingang fanden, auf den Austausch mit diesen Aktivist*innen zurückgehen, sie aus Gründen der Anonymität an dieser Stelle jedoch namenlos bleiben. In diesem Austausch wurde mir auch das Ausmaß von Rollenkonflikten bewusst, denen sich Forschende in diesem Bereich stellen müssen. Denn wie vielleicht nicht jeglicher politische Anspruch hinter sich gelassen werden kann, so lässt sich auch die Rolle der Forscher*in nicht gänzlich abschütteln. Dies benennen v.a. Sexarbeitsaktivist*innen selbst deutlich: »Research is not activism«, schreibt Pritchard (zitiert in: Agustín 2015), und kritisiert darin eine Homogenisierung von Sexarbeiter*innen vonseiten mancher Forschender, die Forschungsvorhaben oder -erkenntnisse zugunsten politischer Forderungen vereinfachen und damit Handlungsfähigkeiten und Resilienzen von Menschen in der Sexarbeit verkürzt darstellen (ebd.).

Verstärkt wird diese Problematik durch die starke Polarisierung und Skandalisierung des Diskurses, die auf politischer Ebene wenig Platz für Nuancen und Komplexitäten lässt, um die die sozial- und kulturanthropologische Forschung hingegen bemüht ist (oder sein sollte). Eine Offenheit für verschiedene Positionen und Perspektiven zu bewahren und v.a. die unterschiedlichen Erfahrungen der Forschungsteilnehmer*innen zu respektieren, erzeugte mehrfach Konflikte in der (potenziellen) Zusammenarbeit mit Aktivist*innen, wenn diese an die Vertretung bestimmter Positionen wie z.B. einer strikten Trennung zwischen ›freiwilliger Sexarbeit‹ und ›Zwangsprostitution‹ gebunden wurde, die ich im Hinblick auf die Erfahrungen der Forschungsteilnehmer*innen nicht eindeutig vertreten konnte.

Für die (Re-)orientierung meiner aktivistischen Ambitionen war schließlich die Unterteilung in diskursives und praktisches Engagement (Huschke 2015: 55f) hilfreich. So sah ich die Möglichkeit, mich als Wissenschaftlerin in den Diskurs einzubringen und durch die Bereitschaft für Interviews, Vorträge o.Ä. und die Organisation von Veranstaltungen die Grenzen des wissenschaftlichen Elfenbeinturms zu überwinden. Dabei konnte ich mehrmals bestehende Kontakte nutzen, um dieses öffentliche Engagement im Austausch bzw. in direktem Gespräch mit Sexarbeitenden umzusetzen und dabei ihren Perspektiven Raum zu geben. Auch das erwies sich im Feld der Sexarbeit als einfacher gesagt als getan, da dabei weiterhin Probleme der Anonymisierung und das Potenzial respektloser Reaktionen aus dem Publikum mitbedacht werden mussten. Um die Idee eines praktischen Engagements nicht vollkommen aufzugeben, es aber an den Bedürfnissen der Forschungsteilnehmer*innen direkt auszurichten, bot ich ihnen Unterstützung bei Behördengängen, bürokratischem Schriftverkehr und Ähnlichem an. Dahingehend aktiv wurde ich jedoch nur nach expliziter Aufforderung bzw. Anfrage der Teilnehmer*innen.

Darf Geld eine Rolle spielen? Zum Einsatz von Aufwandsentschädigungen

In der Auseinandersetzung mit diesen Fragen entschloss ich mich u.a. dazu, für die Teilnahme an Interviews eine finanzielle Aufwandsentschädigung im Umfang von 20 Euro anzubieten. Der Einsatz von Aufwandsentschädigungen fühlte sich allerdings auch wie

ein Scheitern an, da die Anwendung derartiger Mittel in der Sozial- und Kulturanthropologie mitunter umstritten ist bzw. war⁸ (vgl. Cajas/Pérez 2017, Srivastava 1992). Dies ist durchaus begründet, da Geld kein universales oder allgemeingültiges Mittel der Entschädigung ist, sondern abhängig von den jeweiligen soziokulturellen Kontexten unterschiedliche Aufladungen erfährt, die den Einsatz finanzieller Aufwandsentschädigungen ethisch fragwürdig oder unmöglich machen (Srivastava 1992: : 16ff). Zudem arbeitet ethnographische Forschung nur bedingt mit zeitlich festgesetzten ›Forschungseinheiten‹ wie z.B. Interviews, für die eine Entschädigung klar und transparent geregelt werden kann. Und schließlich sind dahingehend Machtverhältnisse und ökonomische Ungleichheiten zu bedenken, insbesondere wenn Forschende mit umfassender Finanzierung (v.a. aus westlichen Ländern) in ökonomisch schwachen Regionen forschen und mit Aufwandsentschädigungen finanzielle Standards setzen, die für lokale Forschende nicht erreichbar sind, worin Das und Parry (1983) die Gefahr der Fortführung kolonialer Strukturen der Wissensproduktion erkennen (ebd.).

Wie einige Autor*innen aufzeigen (vgl. Cajas/Pérez 2017, Hammett/Sporton 2012, Srivastava 1992), lässt sich aus dieser Kritik an Aufwandsentschädigungen allerdings keine pauschale Ablehnung rechtfertigen. Vielmehr ergibt sich daraus die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion über die potenziellen situationsbedingten (Un-)Angemessenheiten. So ging meiner Entscheidung für finanzielle Aufwandsentschädigungen ein längerer Reflexionsprozess voraus, der v.a. durch die Auseinandersetzung mit den Forderungen und Argumenten von Aktivist*innen für Aufwandsentschädigungen geprägt war. Bereits im Laufe meiner Masterforschung wurde ich von Beratungsstellen und Aktivist*innen darauf hingewiesen, dass die Teilnahme an Interviews für Menschen in der Sexarbeit Arbeits- und damit auch Einkommensausfall bedeuten kann, zumal unter Umständen auch eine Kinderbetreuung o.Ä. arrangiert und finanziert werden muss. Daraus lässt sich im Hinblick auf die forschungsethische Grundlage, dass Personen kein Schaden aus der Teilnahme an Forschung entstehen soll, ein Argument für Aufwandsentschädigungen ableiten.

Neben diesem pragmatischen Umstand wird von einigen Sexarbeiter*innen aber auch auf einer abstrakten Ebene kritisiert, dass sie aus der Teilnahme an Interviews keinen Nutzen ziehen, während Studierende und Forschende mit dem daraus gewonnenen Wissen soziales Kapital und Karrieren aufbauen. Forschungsinteraktionen als Kapitaltransaktionen zu begreifen, widerspricht zwar einem Verständnis von Wissenschaft und Forschung als grundlegend altruistisches Unterfangen *for the common good*, zeigt aber auch auf, dass es sich dabei um eine Idealvorstellung handelt, die in einer von ungleichen Machtverhältnissen und neoliberal-kapitalistischen Strukturen geprägten Realität nicht erreicht werden kann (Cajas/Pérez 2017: 151). Auch wenn der Anspruch der Unabhängigkeit von Wissenschaft und Forschung trotzdem bzw. deswegen weiterhin zu wahren ist, ist gerade in sozialwissenschaftlicher Forschung dennoch ein Bewusstsein dafür notwendig, dass insbesondere marginalisierte Personen(-gruppen) es sich wortwörtlich nicht immer leisten können, für Forschungsprojekte zur Verfügung zu stehen und sie daher derartige Kosten-Nutzen-Rechnungen zu Forschungsteilnahmen

8 Diese Debatte ist bzw. scheint mir inzwischen jedoch in Veränderung begriffen.

anstellen. Diesem Umstand wird in der Sozial- und Kulturanthropologie mit Überlegungen zur Reziprozität von Forschungsprojekten teilweise Rechnung getragen; wie die Erfahrungen mit Sexarbeiter*innen zeigen, sollte Geld jedoch dabei als Form der Reziprozität nicht ausgeschlossen werden.

Denn es ist ebenfalls zu bedenken, dass Geld bzw. Überlegungen und Abwägungen, Zeit gegen Geld zu tauschen, im Feld der Sexarbeit einen zentralen Stellenwert einnehmen. Der Einsatz finanzieller Aufwandsentschädigungen kann dementsprechend auch als Weg verstanden werden, sich in das Feld zu involvieren und nicht nur Zugänge, sondern auch Erkenntnisse über Feldlogiken und -prozesse zu gewinnen. So führte das Angebot von Aufwandsentschädigungen manchmal zu Verhandlungen darüber, wie viel Zeit sich Personen für die angebotene Summe nehmen würden, bzw. wurde mir in einem Fall mitgeteilt, dass 20 Euro eine lächerliche Summe sei, für die es nicht einmal einen ›Handjob‹ geben würde. Darin drückte sich gleichzeitig eine ethisch-moralische Frage dieser finanziellen Involvierung in Feldpraktiken aus, nämlich inwiefern sich Forschende zu einer Art ›Kund*innen‹ machen, die für Zeit und – in diesem Fall – Informationen über das Leben von Sexarbeiter*innen bezahlen (Sinha 2017: 899). Dementsprechend muss mit dem Einsatz von Aufwandsentschädigungen, obwohl einige Argumente im Bereich der Sexarbeit dafür sprechen, auch kritisch umgegangen und gewährleistet werden, dass alle Beteiligten die Aufwandsentschädigung auch als solche verstehen und ihr Einsatz nicht als ›Abkaufen‹ von Informationen praktiziert wird.

2.5 Wissen und Macht: Schwierige Zugänge zu umkämpften Wahrheiten

Die Auseinandersetzung mit den politischen Dimensionen von Sexarbeit(-sforschung) und den damit einhergehenden Machtverhältnissen erweist sich schließlich auch als epistemologische Frage. Als Teil und Ausdruck der moralpolitischen Verhandlungen von Sexarbeit beschreibt Amesberger (2017) den Umstand, dass die gesellschaftlichen Debatten entlang »scheinbare[r] Gewissheiten« (ebd.: 3) geführt werden. Es handelt sich dabei um Annahmen über Sexarbeit, die Außenstehenden, Interessierten und/oder Aktivist*innen aufgrund moralischer Bewertungen als ›realistisch‹ oder gar ›wahr‹ erscheinen und deswegen nicht in Frage gestellt werden, obwohl sie jeglicher empirischer Grundlage entbehren (ebd.). Amesberger beschreibt dies im Kontext österreichischer Sexarbeitsdebatten, aber auch in der deutschen medialen und politischen Auseinandersetzung mit dem Thema lassen sich Beispiele dafür finden, wie z.B. die »dramatisierenden Statistiken« (Schetsche 2014: 129) zur vermeintlich hohen Prozentzahl an Zwangsprostituierten in Deutschland (Hill/Bibbert 2019: 85).⁹

Die emotionale Aufladung der Debatte erschwert zugleich die Kritik an solchen »scheinbaren Gewissheiten«. Denn die Polarisierung zwischen ›freiwilliger Sexarbeit‹ und ›Zwangsprostitution‹ lässt wenig Raum für eine kritische Auseinandersetzung mit den Grundannahmen und -positionen beider ›Seiten‹ dieser Debatte. So ist eine Infragestellung der Datenlage zu Zwangsprostitution nicht gleichbedeutend mit der Infragestellung der Existenz von Ausbeutung und Zwangslagen in der Sexarbeit. Und

9 Zur quantitativen Datenlage zu Sexarbeit in Deutschland vgl. Abschn. 1.3.

die (durchaus belegbare) Existenz von Zwangslagen steht gleichermaßen nicht im Widerspruch zu selbstbestimmt ausgeübter Sexarbeit, da es sich bei Sexarbeit um ein heterogenes Feld handelt, in dem verschiedene Lebens- und Arbeitsrealitäten existieren. So lässt sich in der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit diesen Realitäten auch nicht die *eine* Wahrheit über Sexarbeit finden.

Dies macht jedoch eine (selbst-)kritische Auseinandersetzung mit den *Inhalten* der Aussagen von Forschungsteilnehmer*innen nicht gänzlich obsolet. Denn der gesellschaftliche Diskurs um Sexarbeit – und die damit einhergehende Marginalisierung von sexarbeitenden Personen bzw. ihren Wissensbeständen – wirkt sich nicht nur darauf aus, über welche Zugänge bzw. mit wem man im Rahmen von Forschungsvorhaben über Lebens- und Arbeitsrealitäten in der Sexarbeit sprechen kann. Er beeinflusst darüber hinaus auch, *worüber* (nicht) gesprochen werden kann, was sich insbesondere in den Momenten zeigt, in denen Forschende Leerstellen, Schweigen oder widersprüchlichen Aussagen begegnen (vgl. Agustín 2004, Shah 2014). An diesem Punkt erwiesen sich eine Aufmerksamkeit für und Reflexion von affektiven Dimensionen der entsprechenden Situationen und Interaktionen als sinnvolle Strategie der Auseinandersetzung. Zwar ließen sich Widersprüche oder Schweigen damit im Rahmen dieser Forschung nicht (gänzlich) auflösen, so konnte ich derartige ›Leerstellen‹ dennoch als Momente des Erkenntnisgewinns begreifen und analysieren.

»Schreib das nicht auf, das stimmt so nicht...« – Widersprüche und Schweigen im Feld

»Why, after all, should people who are being treated as objects of curiosity tell the truth?«, fragt Agustín (2004: 6) in einer Reflexion darüber, warum Menschen in der Sexarbeit Forschenden gegenüber manchmal absichtlich Falschaussagen machen. Sie interpretiert derartige Praktiken als Form des Widerstands gegen einen Diskurs, der Menschen in der Sexarbeit zwar zu interessanten Forschungsobjekten macht, ihnen allerdings auch durch die Teilnahme an Forschung wenig bis keine Möglichkeiten bietet, die Debatten und Entscheidungen über ihre Lebensverhältnisse mitzubestimmen (ebd.). Ihre tatsächlichen Interpretationen und Wahrnehmungen der eigenen Lebensverhältnisse für sich zu behalten, sieht Agustín dahingehend als Weg, die Macht über ihre persönlichen Lebenswelten zu behalten und sich nicht vorurteilsbelasteten Interpretationen auszusetzen (ebd.). Ein ähnliches Phänomen beschreibt Shah unter dem Begriff der *research fatigue* (Shah 2014: 157ff), die im Zuge einer ›Überbeforschung‹ bestimmter Gruppen von sexarbeitenden Menschen einsetzt, aus der sich jedoch kein Effekt auf die Lebenswelten der betroffenen Personen ergibt. Shah beschreibt, wie in derartigen Umständen Forschenden ein Narrativ präsentiert wird, von dem Sexarbeitende annehmen, dass Forschende es sich wünschen, weil keine ernsthafte Auseinandersetzung mit ihren Lebenswelten (mehr) erwartet wird (ebd.). Agustín nennt langfristige ethnographische Forschung und einen damit einhergehenden Vertrauens- und Beziehungsaufbau als Möglichkeit, dieser Problematik entgegenzuwirken und tiefere Einblicke in die Perspektiven der Forschungsteilnehmer*innen zu erhalten (Agustín 2004: 6).

Doch auch in langfristigen Forschungsbeziehungen bleiben die Gespräche und darin verhandeltes Wissen positioniert. Zwar verändern sich im Laufe des Beziehungsauf-

baus die (wahrgenommenen) Rollen und Positionen – Forschende werden zu Bekannten, Vertrauenspersonen oder gar Freund*innen, wodurch andere Gesprächsebenen erschlossen werden können. Damit wird allerdings ebenso wenig eine ›echte‹ Wahrheit erschlossen. Es ist durchgehend zu berücksichtigen, dass auch Kolleg*innen, Familienmitgliedern o.Ä. möglicherweise verschiedene Narrative oder Perspektiven präsentiert werden. Dies ist nicht per se als Nachteil zu verstehen, da der Austausch mit Außenstehenden oder nicht in bestimmte familiäre oder kollegiale Netzwerke eingebundenen Personen auch Gespräche über Facetten ermöglicht, die diesen Personen(-gruppen) gegenüber verheimlicht werden (müssen). Gleichzeitig bringt eine enge Beziehung zu Forschungsteilnehmer*innen weitere ethische Fragen mit sich, wenn z.B. die Tatsache, dass die Gespräche Teil der Forschung sind, zeitweise in Vergessenheit gerät und Forschende abwägen müssen, wie viel von ihnen in die wissenschaftliche ›Weiterverarbeitung‹ der Forschungsgespräche eingehen kann oder soll. Dementsprechend sprach ich meine Rolle als Forscherin in Forschungsinteraktionen regelmäßig an, um eine transparente Diskussion darüber zu ermöglichen, was Teil dieser Arbeit werden kann und was unter Bekannten oder Freund*innen bleiben sollte.

Dass sich dennoch (oder auch deswegen) immer wieder Konflikte um Wissensbestände und ›Wahrheitsgehalte‹ von Aussagen ergaben, zeigte sich besonders deutlich in folgender Interaktion mit zwei Frauen, die im Kurfürstenkiez tätig waren:

In einer regnerischen Julinacht 2018 führte ich auf einem Platz an der Frobenstraße ein Interview mit Jacky durch. Kennengelernt hatte ich sie durch Erika, die an der Organisation der Dinner für trans Sexarbeitende beteiligt war. Erika und ich hatten uns bereits einige Male getroffen und bei der Vor- und Nachbereitung der Dinner über Religion, Geschichtsschreibung, Europapolitik, aber auch Alltägliches diskutiert. Bei meinen Besuchen der Frobenstraße übernahm Erika die Vorstellung zwischen mir und anderen Frauen, die an den jeweiligen Abenden zum Arbeiten dort waren. Nachdem sie mich an diesem Abend Jacky vorgestellt hatte und wir es uns auf einer nahegelegenen Parkbank mehr oder weniger bequem gemacht hatten, ging Erika wieder auf die Straße, während Jacky begann, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Im Verlauf unseres Gesprächs begann es zu regnen. Ich spannte meinen Schirm auf und hielt ihn über Jacky und mich. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie sich Erika zum Schutz vor dem Regen unter einen Baum in der Nähe stellte. Nachdem sich Jacky nach dem Gespräch wieder auf den Weg gemacht hatte, kam Erika zu mir und wir spazierten gemeinsam zu einem Kiosk, da das Wetter dazu geführt hatte, dass sonst niemand mehr auf der Straße unterwegs war. »Mit welchem Namen hat sie sich dir eigentlich vorgestellt?«, fragte Erika unterwegs, »Wir kennen sie ja unter [...], aber sie gibt verschiedene Namen an.« Ich hätte mir im ersten Moment gar nichts aus dieser Frage gemacht, denn nach allem, was ich wusste, war es üblich, dass sexarbeitende Personen verschiedene Namen nutzen. Aber Erika wollte damit auf etwas anderes hinaus. Sie, die Frauen von der Frobenstraße, konnten Jacky nicht ganz vertrauen, meinte sie. »Sei vorsichtig mit dem, was sie dir am Schluss gesagt hat.« Erika hatte offensichtlich gehört, worüber wir uns am Ende des Interviews unterhalten hatten. »Das, was sie dir gesagt hat, stimmt nicht, bitte schreib das nicht so auf, das kann uns allen schaden. Wir werden sowieso schon als Menschen zweiter Klasse gesehen.«

Erikas Begründung für ihren Einwand verdeutlicht, dass Forschungsteilnehmer*innen – egal in welcher Beziehung sie sich zu Forschenden sehen – sich des Diskurses über sie und der Rolle von Wissenschaft darin durchaus bewusst sind, was Situationen erzeugt, in denen zwischen (angeblicher) Falschaussage und (angeblicher) Wahrheit nicht klar unterschieden werden kann. Jackys Lüge – aus Erikas Perspektive – lag darin, dass sie einen Preis für sexuelle Handlungen nannte, den Erika als zu niedrig empfand. Sie sah eine Gefahr darin, dass derartige Preise als Standard wahrgenommen werden würden, wenn ich darüber schrieb. Erika war, im Sinne von Agustíns (2004) und Shahs (2014: 156ff) Überlegungen, der Ansicht, dass Jacky nur deswegen einen derart niedrigen Preis genannt hatte, um Mitleid bei mir zu erwecken. Meiner Einschätzung der Gesprächssituation entsprechend war es durchaus möglich, dass Jacky ihre Lebensumstände mir gegenüber absichtlich verzerrt darstellte. Nach allem, was ich bis dahin über die Arbeit auf dem Straßenstrich erfahren hatte, war aber gleichzeitig nicht auszuschließen, dass sie (zumindest zeitweise) tatsächlich äußerst niedrige Preise verlangte bzw. keine höheren aushandeln konnte. Insofern war es Erika möglicherweise weniger an der Aufklärung falsch dargestellter Umstände gelegen, sondern am Schutz ihrer Kolleginnen, da das Festschreiben dieser Preise in wissenschaftlichen Publikationen (oder Zeitungsberichten) durchaus zu einer Verschlechterung der Verhandlungsbasis für die Frauen auf dem Straßenstrich führen könnte.

Auch wenn sich an dieser Stelle nicht lückenlos aufklären lässt, wer in dieser Situation ›Recht‹ hatte, zeigt sich darin umso mehr die Bedeutung der Dokumentation affektiver Dimensionen von Forschungsbegegnungen. Es waren nicht zuletzt immer wieder meine nicht immer komplett verbalisierbaren Eindrücke von Forschungsbegegnungen, die eine kritische Auseinandersetzung mit manchen Aussagen anregten. Die Reflexion dieser emotional-affektiven Dimensionen der Interaktionen mit Forschungsteilnehmer*innen ermöglichte es somit, über nicht immer eindeutig auflösbare Fragen von ›wahr‹ oder ›falsch‹ hinauszublicken und derartige Situationen als Raum der Verhandlung verschiedener Motivationen, Ansprüche und Bedenken zu begreifen.

Ähnlich verhielt es sich im Umgang mit Schweigen im Feld. Visweswaran (1994) macht darauf aufmerksam, dass es sich auch dabei um einen Ausdruck von *agency* (ebd.: 51) und Form des Widerstandes handeln kann, den Forschende allerdings in gewisser Weise brechen wollen oder müssen (ebd.: 61). Dahingehend ist im Feld der Sexarbeitsforschung allerdings mit Vorsicht vorzugehen, da sich hinter manchem Schweigen auch traumatische Ereignisse verbergen (können) und im Sinne einer Schadensvermeidung Potenziale einer Retraumatisierung sensibel abgewogen werden müssen. In diesem Sinne sind ethnographische Interaktionen auch als emotionale Arbeit zu verstehen, die unter Berücksichtigung der affektiven Dimensionen der Begegnungen durchaus Räume für die Verhandlung und Verarbeitung derartiger Erlebnisse schaffen kann, aber auch Grenzsetzungen vonseiten der Teilnehmenden aufmerksam zu reflektieren und anzuerkennen hat. Einen Zugang zu wählen, der unter einem Einverständnis zur Forschungsteilnahme nicht den Anspruch versteht, dass Teilnehmer*innen uneingeschränkt alle Fragen beantworten müssen, sondern sie als handlungsfähige Subjekte und gleichberechtigte Gesprächspartner*innen begreift, die Interaktionen mitgestalten (können), trug wesentlich dazu bei, derartige Potenziale einer Retraumatisierung, aber auch Viktimisierung navigieren zu können. Teilnehmer*innen zu vermitteln, dass

sie mir nicht jede Frage beantworten müssen, im Gespräch aktiv nachzufragen, ob sie dazu bereit wären, mehr über bestimmte Situationen zu erzählen und bei Bedarf die Gestaltung meiner Fragen und meine Interessen dahinter zu erklären, war dabei Ausdruck dieses Zugangs, mithilfe dessen gemeinsam Wege gefunden werden konnten, Schweigen (teilweise) zu überwinden.

Insgesamt zeigt sich in diesen Erfahrungen und Überlegungen, dass Fragen zu Lügen, Schweigen und Leerstellen im Feld nicht bloß als ›Störfaktoren‹ der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Sexarbeit angesehen werden können, sondern unter Berücksichtigung ihrer Relationalität, Situiertheit und affektiven Dimensionen ebenso zum Erkenntnisgewinn beitragen und Einblicke in die (Selbst-)Wahrnehmung von Menschen in der Sexarbeit ermöglichen können.

2.6 Fazit: Politisch aufgeladene Felder (selbst-)kritisch navigieren mit *affective scholarship*

»Research on sex work should be hard, emotionally and intellectually«, postuliert die Wissenschaftlerin und ehemalige Sexarbeiterin Jello (2015) in einem Blogbeitrag mit dem – zumindest für (angehende) Sexarbeitsforschende – provokanten Titel *Why you shouldn't study sex workers*. Offensichtlich schließe ich mich der Argumentation dieses Blogbeitrags nicht vollumfänglich an. Denn hinter diesem Projekt stand und steht für mich die Überzeugung, dass empirische Forschung zu Sexarbeit, gerade aus sozial- und kulturanthropologischer Perspektive, einen Beitrag zur Versachlichung einer äußerst aufgeladenen Debatte und zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Umgang mit sexarbeitenden Personen leisten kann. Wie ich in diesem Kapitel aufzeigte, ist dafür jedoch auch eine eingehende und (selbst-)kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Positionalität als Forscher*in und den emotional-affektiven Erfahrungen im Feld notwendig. Das bedeutet allerdings nicht, dass ich mich somit für ein Verständnis von Sexarbeitsforschung als notwendigerweise emotional herausfordernd ausspreche. Das genannte Zitat von Jello lässt eine solche Interpretation zu, doch geht es auch ihr dabei um eine andere Dimension von Schwierigkeit:

»I don't mean emotionally hard the way reading some titillating poverty porn is ›hard‹ [...]. Hard is research that tells you something you don't know in a way that challenges the ideology you walked in with. That means that good sex work research gets past the for-or-against debate and says the things that debaters don't want to hear. If you want to live in a filter bubble, making the same stale arguments over and over, then sex work research is not for you.« (Jello 2015)

Nach den beschriebenen Erfahrungen und Reflexionen interpretiere ich Jellos Anmerkung v.a. als (scharf formulierte) Intervention gegen einen unkritischen Umgang mit der zu Beginn dieses Kapitels zitierten Aufforderung von Dewey und Zheng (2013:100), sozial- und kulturanthropologische Forschung als »politischen Akt« zu begreifen. Denn die beschriebenen Komplexitäten und politischen Verflechtungen machen Sexarbeit nicht nur zu einem herausfordernden, sondern auch zu einem attraktiven Forschungsfeld für diejenigen, die sich als politisch oder aktivistisch motivierte Forschende begreifen. Zu

dieser Gruppe zähle ich mich durchaus auch. Das geschilderte affektive Erleben meiner Feldforschung brachte mich jedoch nicht nur zu Erkenntnissen über die Lebensrealitäten sexarbeitender Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern, sondern ebenso zu der Einsicht, dass sich in der Betonung der politischen Verwicklungen von Sexarbeitsforschung auch ein emotionalisierender Appell verbirgt, der sorgfältig und (selbst-)kritisch reflektiert werden muss. Dies gilt insbesondere für Sexarbeitsdebatten als ein Feld, in dem zwischen zwei äußerst emotionalisierten entgegengesetzten Positionen meist kein Platz für jene Differenzierungen und Kontextualisierungen bleibt, die sozial- und kulturanthropologische Forschung anstrebt, was den Forschungsprozess zu einer vielschichten Gratwanderung zwischen unterschiedlichen Ansprüchen und Positionierungen macht.

Neben dem begründeten Aufruf zu einem Bewusstsein für die politischen Implikationen sozial- und kulturanthropologischer Sexarbeitsforschung ist also gleichermaßen zu bedenken, dass diese Debatten auch für Forschende eine enorme emotionale Sogwirkung entwickeln können, die ebenso kritisch aufgearbeitet werden muss. Eine Bereitschaft, Personen oder Institutionen in Machtpositionen anhand von Erkenntnissen aus ethnographischer Forschung herauszufordern, ist dementsprechend nicht nur als emotionsgeladener Aufruf zum Kampf gegen Unterdrückung zu verstehen. Diese Bereitschaft bedeutet in sozial- und kulturanthropologischer Sexarbeitsforschung ebenso, mit sich selbst und den eigenen ›Wahrheiten‹ kritisch umzugehen. Dies setzt eine bewusste Reflexion der affektiven Feldforschungserfahrungen voraus, um nicht leichtfertig in politisch motivierte Pauschalisierungen zu verfallen, die genau diejenigen vereinfachten Narrative reproduzieren, die durch eine ethnographische Auseinandersetzung mit der Vielschichtigkeit von Lebenswelten in der Sexarbeit eigentlich kritisiert werden sollen.

3. Begegnungen mit der ›osteuropäischen Prostituierten‹

Die Kurfürstenstraße als Prisma der Aushandlungen urbaner Zugehörigkeiten

»How do you recognise a stranger? To ask such a question, is to challenge the assumption that the stranger is the one we simply fail to recognize, that the stranger is simply *any-body* whom we do not know. It is to suggest that the stranger is *some-body* whom we have *already recognised* in the very moment in which they are ›seen‹ or ›faced‹ as a stranger.«

(Ahmed 2000: 21, Hervorh. i.O.)

»Arbeitest du hier?« – Diese Frage begegnete mir oft während meiner Aufenthalte in der Kurfürstenstraße, einer Seitenstraße der Potsdamer Straße, die eine zentrale Verkehrsverbindung vom Zentrum in den Südwesten Berlins bildet. Zwar ging ich als Forscherin dort auch einer Arbeit nach, doch handelte es sich dabei nicht um jene, die mit dieser Frage gemeint war. Auf der Kurfürstenstraße und in den umliegenden Straßen, dem Areal, das in Folge als Kurfürstenkiez¹ bezeichnet wird, befindet sich seit über 130 Jahren ein Straßenstrich, der in den späten 2010er Jahren in Berlin in medialen und politischen Debatten zu einem Sinnbild für die prekäre Lage von Frauen – und insbesondere ›osteuropäischen‹ Migrantinnen – in der Sexarbeit wurde (vgl. Latz 2019, von Dassel 2019).

Die Szenen, die sich dort auf den ersten Blick abspielten, konnten dieses Bild durchaus bestätigen: Die Straße war von mal mehr, mal weniger leicht bekleideten Frauen gesäumt, die vor parkenden Autos auf der Straße standen oder dort stetig auf

1 ›Kiez‹ ist ein in Berlin gebräuchlicher Begriff für ein wenige Straßen und Plätze umfassendes Areal, gewissermaßen eine Untereinheit von (administrativ festgelegten) Ortsteilen, dessen Grenzen primär soziokulturell und über lokale Infrastrukturen definiert werden. Der Begriff ist vergleichbar mit dem des Stadtviertels.

und ab gingen. Andere sprachen am Gehweg vorbeilaufende Männer an oder saßen in einem der nahegelegenen Kioske mit ihren männlichen Begleitern. Manchmal gab es Streit und laute Rufe in verschiedenen Sprachen. Vereinzelt ließ sich als Passant*in ein Gespräch zwischen einer der Frauen und einem potenziellen Kunden erhaschen, worin die Erwähnung von »blasen« und »Sex« schließlich deutlich machte, welche Geschäfte hier gemacht wurden. In den Gesprächen, die ich mit einigen Frauen führen konnte, bestätigten sich ihre Prekarisierung, der Mangel an alternativen Einkommensmöglichkeiten und die Gefahren, die mit der Ausübung ihrer Tätigkeit einhergingen (vgl. Probst 2020). Diese Eindrücke decken sich mit den Narrativen über ›osteuropäische Prostituierte‹ (Hill/Bibbert 2019: 84ff), sodass für viele Politiker*innen, Journalist*innen, Aktivist*innen und Beratungsstellen der Sachverhalt eindeutig erschien: Osteuropäische Migrantinnen werden in der Sexarbeit (von Männern) unter widrigen Bedingungen ausgebeutet und in der Kurfürstenstraße sehen wir dafür den Beweis.

Aber wie oder woran erkennt man ›die osteuropäische Prostituierte‹ im Kurfürstenkiez eigentlich? Wie Poleykett (2016) im Zusammenhang mit dem Erkennen von »Prostitution« in Dakar beschreibt, lässt sich dieser Prozess nicht unabhängig von einem Wissen um und Regulationspraktiken von käuflichen sexuellen Handlungen betrachten (ebd.: 483). Dementsprechend lässt sich ›die osteuropäische Prostituierte‹, ähnlich wie Ahmeds (2000) »Fremde*r« (*stranger*), maßgeblich dadurch erkennen, dass bereits Vorstellungen und Bilder darüber existieren, wie sie aussieht und wie sie sich verhält (ebd.: 21f). Begegnungen mit der ›osteuropäischen Prostituierten‹ sind somit keineswegs eine Selbstverständlichkeit, sondern vielmehr Momente, in denen sich Sexarbeitsrealitäten und -diskurse, Raumordnungen und Interpretationen von Körperlichkeiten verdichten und dazu beitragen, dass bestimmte Körper an bestimmten Orten als sexarbeitende ›osteuropäische‹ Körper sichtbar und erkennbar werden. Im Erkennen der ›osteuropäischen Prostituierten‹ materialisieren sich dabei verschiedene Formen sozialer Abgrenzung wie z.B. der Unterscheidung zwischen Anwohner*innen und bestimmten migrantischen ›Anderen‹ anhand von Körperlichkeiten und körperlichen Praktiken (s. Abschnitt 3.1). Dabei ist zu bedenken, dass verkörperlichte Differenzen weder unveränderlich (*stable*) noch festgelegt (*given*) sind (M'charek 2010: 318), sondern immer wieder durch die Begegnung bestimmter Akteur*innen an bestimmten Orten relational (re-)konfiguriert werden (ebd.). Dabei verschwimmen diese Differenzen manchmal, was sich z.B. in den Irritationen ausdrückte, die meine regelmäßige Anwesenheit bei einigen Protagonist*innen des Kiezalltags auslöste, da diese nicht eindeutig zwischen auf dem Straßens-trich tätigen Frauen und anderen Kiezakteur*innen unterscheiden konnten oder wollten. Der Kurfürstenkiez ist dementsprechend ein Raum, in dem ›die osteuropäischen Prostituierte‹ nicht nur erkannt, sondern auch aktiv konstruiert wird.

Dass diese Verschmelzung von Sexarbeitsdebatten und Verhandlungen von Migration aus ›Osteuropa‹ gerade im Kurfürstenkiez deutlich wird, ergibt sich aus der spezifischen Stellung, die der Kiez in der Stadtgeschichte und in den Berliner Sexarbeitslandschaften einnimmt (s. Abschnitt 3.2). So wird Straßensexarbeit in Berlin – im Gegensatz zu den meisten deutschen Städten – nicht durch Sperrbezirksverordnungen reguliert²

2 Berlin und Rostock sind die einzigen deutschen Städte ohne Sperrbezirksverordnung (Howe 2011: 27).

und findet zudem im Kurfürstenkiez in einer zentrale(re)n Lage statt. Es handelt sich beim Straßenstrich im Kurfürstenkiez also nicht um ein räumlich und/oder regulatorisch isoliertes Gebiet, was dazu führt, dass sich dort nicht nur sexarbeitende Frauen und Kunden begegnen. Vielmehr treffen im Kurfürstenkiez verschiedene Akteur*innen aufeinander, etwa in Restaurants, Kiosken, Schulen, Treffpunkten verschiedener religiöser Gemeinden, Parks und weiteren Lokalitäten, in denen sich Personen unterschiedlichen Alters und Geschlechts, aus verschiedenen Berufsfeldern und mit diversen soziokulturellen Hintergründen begegnen.

Aufgrund dieser Vielfalt erweist sich der Kurfürstenkiez als Raum, in dem verkörperlichte Dimensionen urbaner Raumordnungen und Zugehörigkeiten besonders spannungsgeladen verhandelt werden (vgl. Hubbard 2012, Hubbard et al. 2008, Löw/Ruhne 2011). Dabei kumulieren verschiedene Prozesse, die das Geschehen im Kiez und die Debatten darum nicht bloß zu einer weiteren Iteration jahrzehntelanger Debatten um Sexarbeit in der urbanen Öffentlichkeit machen (vgl. Hubbard 2019), sondern auch zu einem Raum, in dem sich Verhandlungen urbaner Zugehörigkeiten entlang von Sexualität, Armut und europäischen Ost-West-Dichotomien manifestieren. Denn im komplexen Verhältnis von Sexualität, Sexarbeit und Berlin als liberaler Stadt ist nicht nur zu berücksichtigen, wo Sexarbeit im öffentlichen Raum sichtbar wird, sondern auch *wer* dabei gesehen werden kann (s. Abschnitt 3.3). Während sich die Berliner Sexarbeitslandschaft inzwischen hauptsächlich in privaten und/oder digitalen Räumen entfaltet, wird der Straßenstrich v.a. von denjenigen genutzt, für die andere Formen der Sexarbeit aufgrund von Prekarisierung und mangelnden Ressourcen nicht zugänglich sind. Der Straßenstrich im Kurfürstenkiez macht dementsprechend nicht nur Sexarbeit, sondern auch Armut sichtbar.

Dies erzeugte wiederum Spannungen im Kontext lokaler Gentrifizierungsprozesse seit den 1990er Jahren, die zu einer Verschärfung von Zugehörigkeitsfragen, Machtverhältnissen und Ressourcenkonflikten im Kiez beitragen (s. Abschnitt 3.4). So spiegelt das aktuelle Erkennen spezifisch ›osteuropäischer Prostituiertes‹ und der mit ihnen assoziierten Begleiterscheinungen wie Gefahr, Gewalt und Verschmutzung auch Effekte urbaner Neoliberalisierungsprozesse wider (vgl. Künkel 2020b). Dabei werden ethnisiert-rassifizierte und vergeschlechtlicht-sexualisierte Stereotype zur Charakterisierung ›osteuropäischer Prostituiertes‹ als sowohl Gefahr für die öffentliche Ordnung als auch als hilflose Opfer aktiviert (s. Abschnitt 3.5). Damit wird ihre materielle wie diskursive Ausgrenzung aus dem öffentlichen Raum legitimiert und Zugehörigkeiten und Wertvorstellungen von Berlin als neoliberaler (west-)›europäischer‹ Metropole (re-)produziert, weswegen sich das Erkennen ›osteuropäischer Prostituiertes‹ zugleich als zentraler Moment der Etablierung und Aufrechterhaltung hegemonialer Raumordnungen und urbaner Zugehörigkeiten erweist.

3.1 »Bist du ordentlich?« – Sexarbeitende Körper als Gefahr für urbane Raumordnungen

Im Gegensatz zu manchen skandalisierenden Berichten, die vom ausgeprägten Sex-tourismus im Kurfürstenkiez erzählten (vgl. Latz 2019, von Dassel 2019), konnte ich im

Rahmen meiner Beobachtungen von 2017 bis 2018 kaum florierende Geschäfte auf dem Straßenstrich beobachten. Für viele Frauen vergingen die Stunden auf dem Strich mit vergeblichen Kontaktversuchen zu vorbeilaufenden Männern – »Hast du Lust?«, »Alles gut?«, monotonem Auf-und-ab-Laufen an der Straße, Gesprächen mit Kolleginnen und männlichen Begleitern in verschiedenen Sprachen und so mancher Pause in den Kiosken in der und um die Kurfürstenstraße. Dabei fiel mir schon bald nach Aufnahme der Feldforschung auf, dass es in dem Kiez und in den Kiosken damals kaum öffentlich zugängliche Toiletten gab. Nach einigen Stunden Beobachtung konnte ich das Aufsuchen einer Toilette nicht mehr vermeiden, und vielmehr noch stellte sich die Frage nach der Verfügbarkeit von Toiletten für die Frauen, die täglich viele Stunden auf der Straße verbrachten. Es gab zwar gerade in der die Kurfürstenstraße kreuzenden Potsdamer Straße mehrere Restaurants, Kneipen und Bars, in denen sich ein Toilettengang erledigen ließe, aber diese wurden von den Frauen kaum aufgesucht. Deswegen wandte ich mich an Noemi, eine der Frauen aus Ungarn, mit der ich früh in Kontakt gekommen war, mit der Bitte um Hinweise in der Toilettenfrage. Sie erklärte mir, dass es in einem Imbissladen im Hinterraum eine Toilette gab, die sie und ihre Kolleginnen nutzten – ich solle es dort versuchen.

Aufgrund eigener Dringlichkeit ging ich sofort in den Laden und fragte, ob ich die Toilette benutzen dürfe. Der Mann hinter dem Tresen warf mir einen Blick zu und fragte, ob ich denn »ordentlich« sei. Die Frage verwirrte mich und ich fand nicht sofort eine Antwort, also begann der Mann mich von oben bis unten zu beäugen. Viel gab es nicht zu sehen, da es ein kühler Tag und ich in Stiefel, Hose und Mantel eingepackt war. Dieser Anblick reichte ihm allerdings aus, um sein Urteil zu fällen, dass ich »ordentlich« sei, nicht so wie die »anderen« Frauen. Vermutlich zu seiner Sicherheit fragte er aber nach, ob ich hier arbeiten würde. Ich verneinte und erhielt als Reaktion einen Schlüssel zu einer Toilette im Vorderraum, für die »ordentlichen« Leute, während Noemi und anderen sexarbeitenden Frauen vom Straßenstrich nur die Nutzung der Toiletten in einem Hinterraum erlaubt wurde.

Eine bestimmte Erscheinungsform, verbunden mit der Angabe, nicht in der Sexarbeit tätig zu sein, ging für den Ladenmitarbeiter also damit einher, mich als »ordentlich« anzusehen, was mir im wahrsten Sinne des Wortes Türen öffnete, die den auf dem Straßenstrich arbeitenden Frauen verschlossen blieben. Es handelte sich dabei um eine von vielen Begegnungen auf dem Straßenstrich, in der die Ko-Konstitution von Körpern und Räumen, sowie der Zugänge zu diesen (vgl. Low 2016) deutlich wurde. Derartige Einordnungen von Körpern sind für verschiedene Akteur*innen des Kiezes notwendig, gerade weil es sich bei ihm um einen Straßenstrich handelt. Dieser spezifische Raum rahmt und bedingt Einteilungen zwischen sexarbeitenden und nicht-sexarbeitenden Personen und ermöglicht somit Fragen nach Sexarbeitserfahrung. Denn selbst im liberalen Berlin würde die Frage, ob man in der Sexarbeit tätig sei, an vielen Orten in dieser Form nicht gestellt werden. Umgekehrt existieren gerade Straßenstriche deswegen, weil dort bestimmte Körper als sexarbeitend erkannt werden können oder wollen. Denn ohne die sexarbeitenden Frauen wäre die Kurfürstenstraße nur eine von vielen Straßen Berlins. In der gegebenen Konstellation ergab sich jedoch in Begegnungen wie zwischen dem Ladenmitarbeiter und mir zumindest für ihn die Notwendigkeit, mich entlang der Unterscheidung zwischen sexarbeitenden und nicht-sexarbeitenden Frauen einzuordnen.

Maßgeblich für die Irritationen durch und Verhandlungen von Sexarbeit im Kurfürstentkiez war somit v.a. die *Sichtbarkeit* sexarbeitender Körper im öffentlichen urbanen Raum. Bereits darin zeigt sich das ambivalente Verhältnis von urbanen Räumen und sexuellen Praktiken, die hegemonialen (sexual-)moralischen Normen widersprechen (Hubbard 2012: xiif). So ermöglicht die Verdichtung und Gleichzeitigkeit verschiedener Lebensrealitäten im urbanen Raum auf der einen Seite in besonderem Maße das Sichtbar-Werden nicht-normativer sexueller Praktiken und Subjektivitäten sowie ihr anonym(er)es Ausleben. Dabei werden sie aber auf der anderen Seite zum Objekt spannungsgeladener Aushandlungsprozesse und verschiedener Formen von Regulierung, die Sichtbarkeiten wiederum einschränken oder unterbinden können (ebd.). Entsprechend beschäftigten sich auch viele wissenschaftliche Arbeiten zu Sexarbeit im öffentlichen urbanen Raum mit Fragen der (rechtlichen) räumlichen Regulierung von sichtbarer Sexarbeit und damit zusammenhängenden Fragen der Raumordnung (vgl. u.a. Aalbers/Deinema 2012, Chapuis 2016, Hubbard 1997, 1998, Hubbard et al. 2008, Künkel 2011, 2016, Löw/Ruhne 2011, Slater 2010).

Der Straßenstrich im Kurfürstentkiez stellt allerdings in mancherlei Hinsicht eine Ausnahme gegenüber derartigen Analysen dar, da er sich weder in durch räumlich-regulatorische Mittel institutionalisierten Rotlichtvierteln (wie z.B. dem Frankfurter Bahnhofsviertel) befindet noch am Stadtrand, an den die Straßenstriche in vielen deutschen Städten mithilfe von Sperrbezirksverordnungen verdrängt wurden. Stattdessen handelt es sich bei ihm um einen legalen Straßenstrich in für Berliner Verhältnisse relativ zentraler Lage, den nicht nur sexarbeitende cis und trans Frauen, (potenzielle) Kunden und Schaulustige aufsuchen. Genauso treffen dort Menschen aus der Nachbar*innenschaft, Geschäftsleute, Tourist*innen, zugezogene Hipster und alteingesessene Berliner*innen, Sozialarbeiter*innen, Spaziergänger*innen, die ihre Hunde Gassi führen, Handwerker*innen, Kinder jeglichen Alters und Personen, die schlichtweg durch die Kurfürstenstraße von einer Station zur nächsten hasten, aufeinander. Insofern erwies sich der Kurfürstentkiez als Raum, in dem – in Abwesenheit rechtlicher Regulierungen bzw. Verbote von Sexarbeit – den soziokulturellen, verkörperlichten und affektiven Dimensionen der Verhandlung von urbanen Raumordnungen eine besondere Bedeutung zukam.

Vergeschlechtlichte Raumordnungen

Grundlegend fand in der Sexarbeit im Kurfürstentkiez eine enge cisheteronormativ-binäre Verbindung von Sexualität und Geschlecht ihren Ausdruck, da die Vergeschlechtlichung von Körpern mit einer klaren Rollenzuschreibung einherging: Weiblich gelesene Körper galten als (potenzielle) Sexarbeiterinnen, männlich gelesene Körper als (potenzielle) Kunden. Nun begegneten sich im Kiez allerdings nicht nur sexarbeitende Frauen und Kunden, sondern auch viele andere Menschen, die aufgrund ihrer Geschlechtspräsentation in eine der beiden Kategorien gesteckt werden konnten. Bereits in diesen Zuordnungen wurden die Relationalitäten derartigen vergeschlechtlichter Kategorisierungen deutlich, je nachdem, *wer* einen weiblich gelesenen Körper als sexarbeitende Frau einordnete. So hatte z.B. die Frage danach, ob ich »hier arbeite«, unterschiedliche Bedeutungen, je nachdem, wer sie mir stellte: Auf dem Straßenstrich tätige Frauen wollten

so herausfinden, ob ich eine Kollegin war, manche Männer wollten erfahren, ob sie mit mir ins Geschäft kommen konnten und der Ladenmitarbeiter fragte danach, weil er sich aus der Antwort eine Beurteilung meines Charakters erhoffte.

Insofern ergaben sich verschiedene Möglichkeiten vergeschlechtlicher Zuschreibungen und Zugehörigkeiten, denen sich aufgrund der gesellschaftlichen Dominanz cisheteronormativ-binärer Geschlechterkategorien kaum jemand entziehen konnte. Mehr noch fanden vergeschlechtlichte Raumordnungen auch Ausdruck in den Infrastrukturen des Kiezes, da z.B. Anlaufstellen für sexarbeitende, drogengebrauchende und/oder obdachlose Personen entlang von Geschlechterkategorien operierten und z.B. grundsätzlich oder an bestimmten Tagen nur für Frauen zugänglich waren. Der Zugang zu diesen Angeboten hing dabei von einer entsprechenden Verkörperung eines cisheteronormativen Verständnisses von Frau-Sein ab, was wiederum zu Problemen und Ausschlüssen der auf dem Straßenstrich tätigen trans Frauen führte. Denn einige von ihnen konnten oder wollten (insbesondere abseits ihrer Arbeitszeiten) nicht immer ein entsprechendes *Passing*, d.h. eine hegemonialen Vorstellungen entsprechende Verkörperung von Frau-Sein, erfüllen, was dazu führte, dass die trans Frauen im Kiez häufig sowohl wortwörtlich als auch diskursiv ›übersehen‹ wurden. Eine Unterscheidung zwischen cis und trans Frauen manifestierte sich auch in den räumlichen Positionen der Frauen im Kiez, da letztere nur in einem bestimmten Straßenzug und nur im Dunkeln arbeiteten, während cis Frauen zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten in mehreren Straßen anzutreffen waren.

Die Verknüpfungen von Geschlecht, Sexualität und Raum drückten sich zudem in den Kleidungspraktiken verschiedener Akteurinnen im Kiez aus. Denn um als Anbieterinnen käuflicher sexueller Handlungen erkennbar zu werden, wählten die auf dem Straßenstrich tätigen Frauen nicht nur bestimmte Positionen im Raum, sondern auch spezifische Kleidungspraktiken. Meistens trugen die Frauen Kleidungsstücke, die Beine und/oder Brüste betonten, je nach Witterungsbedingungen mehr oder weniger nackte Haut zeigten und oft durch grelle Farben Aufmerksamkeit erregten. Damit bedienten sich die Frauen einerseits hegemonialer (west-)›europäischer‹ Ideen darüber, wie Frauenkörper sexualisiert werden bzw. werden können, und prägten andererseits durch ihre Sichtbarkeit auch Vorstellungen davon, wie sexarbeitende Frauen aussehen bzw. aussehen können. Diese Reproduktion von Vorstellungen über das Aussehen sexarbeitender Frauen erzeugte umgekehrt Möglichkeiten der Vermeidung einer derartigen Einteilung durch bestimmte Kleidungspraktiken. So wurde mir noch vor Beginn meiner Forschung von Beratungsstellen für sexarbeitende Frauen geraten, mich möglichst »unauffällig« zu kleiden, um v.a. auch den auf dem Straßenstrich tätigen Frauen zu vermitteln, dass ich dort nicht arbeiten und somit keine Konkurrenz darstellen würde. Wie die Begegnung mit dem Ladenmitarbeiter, aber auch die Frage der Frauen, ob ich auf dem Strich arbeiten würde, zeigten, handelte es sich dabei jedoch um Praktiken, die nicht unbedingt ausreichend waren für einen solchen Ausdruck von Abgrenzung.

Bei einigen Anwohner*innen, so erzählte es mir eine Mitarbeiterin einer Beratungsstelle, sorgten die Kleidungspraktiken der auf dem Straßenstrich arbeitenden Frauen aufgrund ihrer körperlich-sexualisierten Freizügigkeit für Unmut. Doch während leicht bekleidete oder (teilweise) nackte Frauenkörper in hegemonialen ›westlichen‹ Geschlechterordnungen zwar (trotz jeglicher vermeintlicher Liberalisierung) weiterhin einer Mo-

ralisierung und Sexualisierung unterworfen sind, waren die Frauen im Kurfürstenkiez nicht die einzigen in Berlin, die sich leicht bekleidet im öffentlichen Raum bewegten. An anderen Orten sorgte dieser Umstand normalerweise nicht für Konflikte, sondern war generell bzw. im Rahmen bestimmter Veranstaltungen wie z.B. Pride Paraden durchaus Teil der Imagination eines liberalen Berlins. Der Unmut bzw. das Unbehagen über die Präsenz leicht bekleideter Frauenkörper ergab sich im Kurfürstenkiez also auch daraus, dass es sich bei ihnen um sexarbeitende Frauen handelte.

Die ›osteuropäische Prostituierte‹ als Schlüsselfigur der ›Problemzone‹ Straßenstrich

Dass verkörperlichte Ausdrücke von Zugehörigkeiten im Kurfürstenkiez Anlass für Debatten, Konflikte und Unbehagen boten, hängt damit zusammen, dass (insbesondere) öffentliche Sexarbeitsräume aufgrund der Moralisierung und Stigmatisierung von Sexarbeit eine besondere affektive Aufladung erfahren (vgl. Chapuis 2016). Diese können sich, wie z.B. im Fall des Amsterdamer Rotlichtviertels für Tourist*innen, als Wahrnehmung des Raumes bzw. seines Betretens als »spannende« und »aufregende« Erfahrung zeigen (ebd.). Für Anwohner*innen, Passant*innen und nicht zuletzt sexarbeitende Personen selbst können sie jedoch auch zu einer Konstruktion von Sexarbeitsorten als »Angsträume« (Löw/Ruhne 2011: 105ff) führen. Beide Facetten sind dabei Ausdruck und Effekt der Moralisierung und Exotisierung von Sexarbeit als ›verruchter‹ Tätigkeit, von der eine sexuelle Anziehung, aber auch Gefahr ausgeht.

Der Kurfürstenkiez schien zum Zeitpunkt der Forschung und in den Jahrzehnten davor von Politiker*innen und nicht-sexarbeitenden Anwohner*innen v.a. als gefährlicher Ort wahrgenommen zu werden (s. Abschnitt 3.4). Dieser Wahrnehmung konnte ich mich auch nicht entziehen, denn gerade meine ersten Aufenthalte auf dem Straßenstrich waren mit einem gewissen Unbehagen und Sicherheitsbedenken verbunden, obwohl es damals keine konkreten Anlässe wie z.B. gegen mich gerichtete Bedrohungen gegeben hatte. Vielmehr interpretierte ich diese affektiven Erfahrungen als Ausdruck dessen, dass gerade Straßenstriche nicht nur in lokalen, sondern auch überregional ›westeuropäischen‹ bzw. ›westlichen‹ Diskursen als ›Problemzonen‹ begriffen werden, was aufgrund der Stereotypisierung von Sexarbeit »kaum hinterfragt, sondern als mehr oder weniger selbstverständlich gegeben vorausgesetzt [wird]« (Löw/Ruhne 2011: 107). Obwohl es sich beim Kurfürstenkiez durchaus um einen Raum handelte, in dem Gewalthandeln im öffentlichen Raum stattfand, waren Gewaltpotenziale trotz oder gerade wegen der Vielfältigkeiten im Kiez sehr unterschiedlich verteilt. So waren v.a. die sexarbeitenden Frauen von Gewalt durch Kunden, durch Zuhälter, durch Beziehungspartner, durch männliche Begleiter, die sowohl Zuhälter als auch Beziehungspartner waren (vgl. Katona 2017), oder auch durch andere sexarbeitende Frauen betroffen. Für Personen wie mich, die nicht (eng) in diese Netzwerke und Beziehungen eingebunden waren, erwies sich der Kurfürstenkiez auch nicht als gänzlich ungefährlich, unterschied sich dabei z.B. im Hinblick auf sexuelle Belästigung jedoch nicht von diversen anderen Berliner Ortsteilen.

Allerdings beeinflusste die Einordnung des Kiezes als gefährlicher Raum die räumlichen Konstellationen und Relationen verschiedener Akteur*innen untereinander – was wiederum die Sichtbarkeiten der sexarbeitenden Frauen beeinflusste bzw. verstärkte. So

konnte ich beobachten, dass sich zwar viele verschiedene Menschen durch den Kiez bewegten, er aber nur wenige von ihnen zum Verweilen einzuladen schien. Nach ein paar Abenden im Kurfürstentempel konnte ich das zum Teil nachvollziehen, da ich während meines Verweilens mehrmals von Männern mit der Frage, ob ich hier arbeiten würde, angesprochen worden war. »Kann man ja vermuten, wenn du hier so sitzt«, versuchte sich einer von ihnen zu entschuldigen, nachdem ich seine Frage verneint hatte. Diese Begegnungen zeigten, dass die Existenz des Straßenstrichs zumindest manche Männer dazu veranlasste, sich länger im öffentlichen Raum aufhaltende Frauen als potenziell sexarbeitsend zu kategorisieren, was umgekehrt bedeutete, als Frau durch ein Nicht-Aufhalten einer derartigen Wahrnehmung vorbeugen zu können. Ähnlich verhielt es sich für Männer, die nicht von sexarbeitenden Frauen angesprochen werden wollten, was ebenso umso wahrscheinlicher wurde, je länger sie sich auf der Straße befanden. Es verstärkte sich also die öffentliche Sichtbarkeit derjenigen, die in irgendeiner Art und Weise mit dem Straßensexarbeitsgeschehen assoziiert waren, also die sexarbeitenden Frauen, ihre Begleiter oder ältere Nachbarn, die mit den Frauen bekannt waren, da sich andere aufgrund der Wahrnehmung des Straßenstrichs als gefährlicher Ort aus dem Straßenraum zurückzogen.

Gefährlicher machte dieser Umstand das Verweilen im Kurfürstentempel abermals v.a. für die sexarbeitenden Frauen, da diese aufgrund ihrer Präsenz zur Projektionsfläche für all das wurden, was für manche Anwohner*innen, Politiker*innen oder Aktivist*innen im Kiez falsch lief, nämlich die (vermeintliche) Verschmutzung des Kiezes, Unordnung, soziale Spannungen und Ähnliches. Wie ich vereinzelt beobachten konnte, veranlasste dies mitunter auch Passant*innen (die möglicherweise auch Anwohner*innen des Kiezes waren), die sexarbeitenden Frauen zu beschimpfen und ihnen gegenüber zumindest verbal gewalttätig zu werden. In diesen Begegnungen wurde zudem die Konstruktion verkörperlicher Differenzen (vgl. M'charek 2010) deutlich. Angesprochen wurden die Frauen nämlich nicht nur als sexarbeitende Personen, sondern auch mit rassistischen Begriffen – womit gleichzeitig festzuhalten ist, dass v.a. diejenigen Frauen von Beschimpfungen betroffen waren, deren Erscheinungsbild rassifizierten Vorstellungen entsprach.

Bei den sexarbeitenden Frauen im Kiez handelte es sich um eine heterogene Gruppe, die verschiedene Erfahrungen mit Rassifizierung und/oder verkörperlicher Ethnisierung machte. Während zwar viele der Frauen aus Bulgarien, Rumänien oder Ungarn kamen, handelte es sich bei ihnen nicht nur um Frauen, die sich als ethnisch bulgarisch, rumänisch oder ungarisch identifizierten. Einige von ihnen waren Mitglieder der türkischsprachigen Minderheit in Bulgarien und/oder Romnja und Sintizze, gehörten also soziokulturellen Gruppen an, deren Zugehörigkeiten zu ›(Ost-)Europa‹ bzw. ihren jeweiligen Herkunftsländern auch von den dortigen Mehrheitsgesellschaften in Frage gestellt werden (vgl. Imre 2005, Picker 2017). Daneben gab es einige weiße, ethnisch deutsche sexarbeitende Frauen, die in breitem Berliner Dialekt über die Verschlechterung der Einkommensmöglichkeiten auf dem Straßenstrich seit der verstärkten Präsenz von ›Osteuropäerinnen‹ schimpften. Auch die ›Nachbar*innenschaft‹ bestand nicht nur aus weißen, ethnisch deutschen Personen, da im Kiez ebenso zahlreiche Migrant*innen und/oder als nicht-weiß rassifizierte Personen lebten.

Dass bestimmte Personen im Kiez als ›osteuropäische Prostituierte‹ problematisiert und kritisiert wurden, ließ sich also nicht darauf zurückführen, dass die entsprechenden Personen ›eindeutig‹ als sexarbeitende Frauen aus ›osteuropäischen‹ Ländern erkennbar waren. Ebenso war in Frage zu stellen, ob diese Personen überhaupt für all das, was im Kiez als Problem oder Gefahr wahrgenommen wurde, verantwortlich gemacht werden konnten. Aus dieser Perspektive wird ersichtlich, dass manche Frauen v.a. deswegen als ›osteuropäisch‹ erkannt werden, weil sie das verkörperlichen, was in den Aushandlungen urbaner Zugehörigkeiten in Berlin mit ›Osteuropa‹ assoziiert wird, nämlich u.a. Armut, Prekarität und ›rückständige‹ Geschlechterrollen (vgl. Ivasiuc 2017) – und damit eine Gefahr für hegemoniale Raumordnungen des (neo-)liberalen Berlins (vgl. Künkel 2020b) darstellen, in dem für Armut und Prekaritäten kein Platz ist bzw. sein soll. So kumulieren in den Begegnungen mit ›osteuropäischen Prostituierten‹ im Kurfürstenkiez langfristige Verhandlungen über die Position(en), die Sexarbeit, Armut und innereuropäische Migration in Berlin (nicht) einnehmen können.

3.2 ›Babylon Berlin‹ und ›die Prostituierte‹: Das komplizierte Verhältnis zwischen Sexarbeit und Stadt

Dass der Straßenstrich im Kurfürstenkiez zum Zeitpunkt der Forschung in zentraler Lage mitten im urbanen Leben lag und bis dahin nie durch Sperrbezirksverordnungen verboten worden war, war Effekt einer bis in das späte 19. Jahrhundert zurückreichenden Verflechtung von Straßensexarbeit mit der Geschichte Berlins (Howe 2011: 5ff). In seinen Anfängen war der Kurfürstenkiez ein Ort von vielen, an denen im sich zu einer ›europäischen‹ Metropole entwickelnden Berlin Prostitution³ im öffentlichen Raum stattfand. Die weitreichende Präsenz von Straßenprostitution ließ ›die Prostituierte‹ zu einer zentralen Figur des ›modernen‹ Berlins um die Jahrhundertwende und darüber hinaus werden. Straßenprostitution hatte somit einen wesentlichen Anteil an der Etablierung der Imagination Berlins als sexuell liberaler, aber auch gefährlicher und ›verruchter‹ Stadt. Während diese Imaginationen auch nach der Jahrtausendwende weiterleben, ist die Straßensexarbeit inzwischen weitestgehend aus dem Stadtbild verschwunden. In diesem Abschnitt skizziere ich diesen historischen Prozess, um aufzuzeigen, wie die sozialräumlichen (Re-)Positionierungen des Kurfürstenkieses dazu beitrugen, dass der Straßenstrich die turbulente Geschichte der Stadt im 20. Jahrhundert überdauerte, sich dabei aber von einem umstrittenen Teil moderner europäischer Städte zu einem (vermeintlich) isolierten Problembereich wandelte.

Anfänge: (Straßen-)Prostitution im Berlin auf dem Weg zur Metropole

Die europaweit voranschreitende Industrialisierung und das damit einhergehende Aufkommen des modernen Kapitalismus im späten 19. Jahrhundert führte zu einer rasanten Urbanisierung und der Herausbildung regionaler Metropolen wie Paris oder London

3 Da der Begriff Sexarbeit erst in den 1970ern etabliert wurde, wird für diesen historischen Abriss der Begriff Prostitution genutzt.

(Smith 2013: 5), in denen sich Straßenprostitution als moderne Form der Prostitution im Stadtraum weitläufig verbreitete (ebd.: 6). Auch Berlin wurde mit der zunehmenden politischen und wirtschaftlichen Bedeutung Preußens für viele zum Anziehungspunkt und erlebte mit der Erhebung zur Reichshauptstadt im Zuge der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 einen rasanten Bevölkerungsanstieg. Um die Jahrhundertwende lebten in Berlin knapp zwei Millionen Einwohner*innen (Prestel 2017: 4), viele davon Arbeitsmigrant*innen aus Schlesien und Pommern (Smith 2013: 4), auf wesentlich kleinerem Gebiet als heute, da die Stadtgrenzen Berlins damals nur geringfügig über den Bereich des heutigen Bezirks Mitte hinausgingen. Das Leben in der Stadt brachte für die vielen neuen Bewohner*innen und besonders für Frauen nicht nur Möglichkeiten, sondern auch Probleme mit sich. So mangelte es an Arbeitsmöglichkeiten und adäquatem bzw. leistbarem Wohnraum, was insbesondere für Frauen aus der Arbeiter*innenklasse Prostitution zu einer notwendigen Einkommensquelle machte (ebd.: 4ff).

Während die letzte Bordellstraße Berlins, Hinter der Königsmauer, 1871 im Zuge einer Umgestaltung des Alexanderplatzes abgerissen wurde und damit verschwand (Prestel 2017: 77), erlebte Berlin in dieser Zeit dennoch einen deutlichen Anstieg an Prostitution (Smith 2013: 6). Insbesondere Straßenprostitution war damals weit verbreitet (Howe 2011: 6), wobei die Grenzen zwischen der Arbeit auf der Straße und der in Lokalen durchlässiger waren als heute (ebd.). Die weitreichende Präsenz (insbesondere weiblicher) Prostituiertes – oder Frauen, die als solche wahrgenommen wurden – im öffentlichen Raum trug zum Aufbrechen (aber auch zur verstärkten Kontrolle) bisheriger vergeschlechtlichter urbaner Raumordnungen bei, die Frauen v.a. in nicht-öffentlichen Räumen verorteten (Prestel 2017: 75ff, Rowe 2003: 82ff). Im Rahmen dessen begann sich nicht nur der Ruf Berlins als sexuell und moralisch liberale Stadt zu etablieren. Ebenso entwickelte sich ›die Prostituierte‹ zu einer Allegorie für Berlin als »Hure Babylon« (Smith 2013: 3) und für die Schattenseiten der urbanen Moderne (ebd.: 7).

Der Kurfürstenkiez nahm in diesen Entwicklungen in zweierlei Hinsicht *keine* zentrale Position ein: Erstens fand Prostitution an vielen Orten im öffentlichen Raum statt. Während sich Preisniveau und Klientel von Ort zu Ort durchaus unterschieden (Howe 2011: 6), stach der Kiez weder in die eine noch in die andere Richtung besonders heraus. Zweitens wurde das Gebiet im Schöneberger Norden entlang der Potsdamer Straße erst 1861 eingemeindet und lag zum Zeitpunkt der Reichsgründung am Stadtrand Berlins (ebd.: 5). Die Gegend entwickelte sich bald nach der Eingemeindung zu einem in Mietskasernen dicht besiedelten Arbeiter*innenwohnviertel, in dem sich ab 1885 auch ein »Prostitutionsmarkt« (ebd.) für das Kleinbürgertum und für Arbeiter etablierte (ebd.). Dieser überdauerte den Ersten Weltkrieg (1914–1918). Mit der Entstehung der Weimarer Republik und dem Beginn der 1920er Jahre begann sich die Lage des Kurfürstenkieses in der sozialen Geographie der Stadt allerdings zu verändern. Denn die dort weiterhin stattfindende Prostitution wurde nun Teil jenes Vergnügungsgebiets, das das Bild der Berliner ›Goldenen Zwanziger‹ maßgeblich prägte.

Aufstieg und Fall: Von den ›Goldenen Zwanzigern‹ zum Zweiten Weltkrieg

Wesentlich zur Veränderung der sozialräumlichen Repositionierung der Kurfürstenstraße trug das Inkrafttreten des Groß-Berlin-Aktes im Jahr 1920 bei, durch den Berlin

anhand der Eingemeindung zahlreicher umliegender Dörfer und Städte beinahe seine heutige Form annahm. Zu den Veränderungen, die durch die Vergrößerung der Stadt ausgelöst wurden, zählte u.a. die Verschiebung des Nachtlebens und der Vergnügungsindustrie weg von der Friedrichstraße hin zum Kurfürstendamm (Howe 2011: 6). Ausgehend vom Kurfürstendamm entwickelte sich in den folgenden Jahren eine »Vergnügungsachse« (ebd.) über den Nollendorffplatz zum Kurfürstenkiez, wobei der Kurfürstendamm extravagante Unterhaltung v.a. für gehobene Schichten bot, während sich der Prostitutionsmarkt im Kurfürstenkiez zu einem Rotlichtviertel mit entsprechenden Stundenhotels und Nachtsalons entwickelte (Künkel 2020b: 113). Aus dem Nachtleben entlang dieser Achse entsprangen die zeitgenössischen, aber auch die heutigen rückblickenden Imaginationen der ›Goldenen Zwanziger‹ in der Hauptstadt der Weimarer Republik (Howe 2011: 6). Prostitution, deren Strafbarkeit im Jahr 1927 abgeschafft wurde (vgl. Marhofer 2015), blieb somit Teil der Konstruktion Berlins als sexuell liberale Stadt, wobei sich die räumlichen Ausprägungen der Vergnügungsindustrie und des Nachtlebens auf bestimmte Bereiche des Stadtraums zu konzentrieren begannen, da dieser größer und diverser geworden war.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialist*innen im Jahr 1933 begann die ideologisch angestrebte Beseitigung der Prostitution den Umgang mit dem Gewerbe zu formen (vgl. Sommer 2010). Wie Sommer (ebd.) aufzeigt, war jedoch in der NSDAP die Ansicht verbreitet, dass dies in der Praxis kaum umsetzbar sei, weswegen sich die gesetzten Maßnahmen vorerst auf die Vertreibung der Prostitution aus dem öffentlichen Raum konzentrierten (ebd.: 9). So ging einerseits die Polizei härter gegen Straßenprostitution vor, andererseits wurde angestrebt, Prostituierte in isolierten und kontrollierbaren Bordellstraßen unterzubringen (ebd.: 48). Wie sich diese Prozesse spezifisch in Berlin gestalteten und auswirkten, ist aktuell noch nicht aufgearbeitet. Die Analysen von Sommer lassen allerdings den Schluss zu, dass es zu einem Rückgang der (sichtbaren) Straßenprostitution kam, zumal Prostituierte im Nationalsozialismus schließlich auch als »Asoziale« verfolgt, in Konzentrationslager verbracht und ermordet wurden. Da es an Analysen zu Prostitution in Berlin während der Kriegsjahre 1939–1945 mangelt, können an dieser Stelle keine Angaben dazu gemacht werden, wo und wie in dieser Zeit dennoch der Prostitution nachgegangen wurde und ob es damals im Kurfürstenkiez auch Straßenprostitution gab. Mindestens die Erinnerung an den Kurfürstenkiez als Gebiet der Straßenprostitution überdauerte die Kriegsjahre allerdings, da die Prostitutionstätigkeit nach Kriegsende dort weitergeführt wurde.

Prostitution in der geteilten Stadt

Im Nachkriegsberlin verschwammen soziokulturelle Grenzen und räumliche Sexualitätsnormen, wodurch andere Sichtbarkeiten von Prostitution im öffentlichen Raum möglich wurden (vgl. Evans 2011). Mit der Zerstörung von Gebäuden und Infrastruktur waren auch sozialräumliche Ordnungen gebrochen worden. Darüber hinaus machten die ökonomische Notlage vieler Bewohner*innen der Stadt Prostitution zu einer notwendigen Einnahme- oder Zuverdienstquelle (ebd.: 67). Damit wurde sie abermals an verschiedenen Stellen in unterschiedlicher Ausprägung sichtbar und blieb »a hallmark of city life in post-1945 Berlin« (ebd.: 121). Dabei wurde Prostitution primär als weiblich

ches Phänomen bzw. Problem wahrgenommen, was dazu beitrug, dass sich männliche Prostituierte als solche oft unerkannt im öffentlichen Raum bewegen konnten (ebd.: 130). Bei mann-männlicher Prostitution handelte es sich jedoch – wie bei männlicher Homosexualität insgesamt – um einen Strafbestand (ebd.), während von Frauen ausgeübte Prostitution in gewissem Rahmen legal war. Zu dem Verschwimmen gesellschaftlicher (Sexualität-)Normen trug auch die administrative und ab 1949 staatliche Grenze zwischen der Bundesrepublik Deutschland (BRD) und der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) bei. Diese zog sich vor dem Mauerbau teilweise unsichtbar durch die Stadt, sorgte aber für unterschiedliche Gesetzeslagen und unterschiedlichen behördlichen Umgang im Hinblick auf Prostitution und/oder gleichgeschlechtliche sexuelle Kontakte, je nachdem, wo man sich gerade aufhielt (ebd.). Ein deutliches Ende fanden derartige Verwirrungen im Jahr 1961 mit dem Bau der Berliner Mauer, mit der die zuvor durchlässigen Grenzen zwischen Ost und West unverkennbar und für viele unüberwindbar im Stadtgebiet errichtet wurden.

Damit spalteten sich in den folgenden Jahrzehnten auch die Sexarbeitslandschaften in Berlin. In der DDR wurde die Ausübung der Prostitution – ebenso wie Bettelei und Glücksspiel – im Jahr 1968 durch die Einführung des »Asozialen«-Paragrafen kriminalisiert (Brüning 2020: 9); der Prostitution wurde aber dennoch weiterhin nachgegangen. Ausgeübt wurde die Prostitution in Ost-Berlin vornehmlich in Hotels oder privaten Räumen, wobei die Studie von Falck (1998) verdeutlicht, dass es in der Stadt auch Bordelle gab, in denen nicht nur cis Frauen, sondern auch cis Männer und trans Personen arbeiteten (ebd.: 131ff). Es lässt sich nach aktuellem Forschungsstand nicht beurteilen, in welchem Ausmaß Prostitution in Ost-Berlin in nicht-öffentlichen Räumen stattfand. Es kann jedoch festgehalten werden, dass die Sichtbarkeit der Prostitution zwar abnahm, aber nicht vollständig aus dem öffentlichen Raum verschwand, da sich in Ost-Berlin um die Oranienburger Straße ein Straßenstrich etablierte (ebd.: 11). Gleichzeitig erübrigte sich durch das allgemeine Verbot die Frage nach einer räumlich-rechtlichen Regulierung von Prostitution, die in der Nachkriegs-BRD die Sexarbeitslandschaften in vielen Städten nachhaltig prägte (vgl. Löw/Ruhne 2011).

In West-Berlin wie auch in der gesamten BRD wurde Prostitution nicht verboten, allerdings begann sich das Verhältnis von Prostitution und urbanem Raum zu verändern. Anstelle einer stadtweiten Verbreitung wurde die Prostitution und »das Rotlichtmilieu« immer mehr zu einem in bestimmten Stadtteilen verorteten Phänomen. Einer dieser Orte, an denen (Straßen-)Prostitution im öffentlichen Raum sichtbar wurde, war abermals der Kurfürstenkiez, der sich nun allerdings nicht mehr in zentraler Lage, sondern am Rand West-Berlins nahe der Mauer befand. Ab den 1970ern nahm zudem die Anzahl der drogengebrauchenden Prostituierten im Kiez und den anliegenden Gebieten zu (Howe 2011: 7). Diesem »Drogenstrich«, der sich vom Kurfürstenkiez bis zum unweit gelegenen Bahnhof Zoologischer Garten ausdehnte (ebd.), wurde mit dem Buch *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo* (Rieck/F./Hermann 2011), den Memoiren der damals minderjährigen Christiane F., ein bleibendes Denkmal gesetzt, das über die Stadtgrenzen hinaus die Wahrnehmung der Probleme West-Berlins prägte. Besonderes Augenmerk fiel auch deswegen auf den Kurfürstenkiez, weil sich die (Straßen-)Prostitution in diesem Kiez weiter nach Norden bis zur Tiergartenstraße und in die Straße des 17. Juni ausdehnte (Howe 2011: 7), in anderen Gebieten der Stadt aber immer weiter aus dem öffentlichen Raum

verschwand. An dieser Stelle zeigt sich der wissenschaftliche *bias* zugunsten öffentlich sichtbarer Prostitution, da die geringe wissenschaftliche Beschäftigung mit Prostitution und Sexarbeit im Nachkriegs-West-Berlin kaum auf andere Formen bzw. Orte der Sexarbeit in Berlin eingeht. So lässt sich zwar festhalten, *dass* es im selben Zeitraum auch Bordelle, Stripclubs, Kontaktcafés und Ähnliches an verschiedenen Orten West-Berlins gab, die unter Einschränkungen legal betrieben werden konnten. Die Geschichte dieser Einrichtungen muss allerdings noch aufgearbeitet werden. Wo sie im öffentlichen Raum sichtbar war, wirkte Prostitution in West-Berlin jedoch prägend für die jeweiligen Kieze. So wurde der Kurfürstentempel als dezentraler und problembehafteter Stadtteil zu einer unbegehrten Wohnlage und entwickelte sich bis in die 1980er zu einem migrantisch geprägten Arbeiter*innenviertel, in dem hoher Leerstand herrschte (Künkel 2020b: 113).

Wiedervereinigung und (Re-)Orientierungen

Schon vor der Wende wurde mit Fördermitteln des Landes Berlin die Sanierung des Kurfürstentempels angestoßen (Künkel 2020b: 113). Nach dem Mauerfall (im Jahr 1989) verstärkte sich die Aufmerksamkeit vonseiten der Stadtverwaltung, da dieser den Kiez wieder in eine zentrale Lage gerückt hatte (ebd.: 114). Durch Sanierungsmaßnahmen wurden die Infrastrukturen des Rotlichtviertels, d.h. Nachtclubs und Stundenhotels, verdrängt (ebd.: 113) und in den 1990er Jahren zudem die Drogenszene mithilfe polizeilicher Repression und der Einstufung des Kiezes als »kriminalitätsbelasteter Ort« vertrieben (Reblin 2014: 64f). 1999 wurde der Kiez schließlich in das Förderprogramm »Soziale Stadt« aufgenommen, was mit der Einrichtung zweier sogenannter »Quartiersmanagements« (s. Abschnitt 3.4) – Schöneberg-Nord und Tiergarten-Süd – einherging (Künkel 2020b: 115). Eine derartige administrative Zweiteilung war notwendig, da sich die Grenze der Bezirke Tempelhof-Schöneberg und Mitte inzwischen genau auf der Kurfürstentempelstraße befand.

Die Assoziation des Kurfürstentempels mit Straßensexarbeit wurde nach der Wiedervereinigung institutionell und infrastrukturell, z.B. durch die Einrichtung lokaler niederschwelliger Beratungsstellen, festgeschrieben. Dies beeinflusste die Modalitäten von Begegnungen und den in ihnen enthaltenen Differenzierungsprozessen (s. Abschnitt 3.4). Zugleich nahm die öffentlich sichtbare (Straßen-)Sexarbeit im Rest Berlins weiter ab. Der ehemalige Ost-Berliner Straßenstrich in der Oranienburger Straße blieb nach der Wende bestehen, wurde im Zuge der Gentrifizierung des Areals in den 2000er Jahren jedoch zu einer Kulisse für die touristische Vermarktung des Kiezes (ebd.: 167). Zum Zeitpunkt meiner Forschung in den späten 2010er Jahren war seine Existenz bereits in Frage zu stellen. Mitarbeiter*innen der Gesundheitsämter und des Landeskriminalamts bestätigten in Interviews, dass auch an anderen, weniger geschichtsträchtigen Orten die Straßensexarbeit verschwunden war. Und selbst der Straßenstrich im Kurfürstentempel dehnte sich nicht mehr bis in die Tiergartenstraße aus, wo inzwischen ein Botschaftsviertel lag (Howe 2011: 7). Neben der Kurfürstentempelstraße blieb als öffentlicher Ort nur der Tiergarten übrig, in dem (junge und oft migrantische) Männer käufliche sexuelle Dienstleistungen für andere Männer anboten. Darüber wurde zwar auch medial diskutiert, allerdings war diese Form der Straßensexarbeit im Schutz der Bäume und Hecken im Tiergarten weniger für Außenstehende ersichtlich (und überschritt

sich zudem mit nicht ökonomisch-transaktionell konnotierten Cruising-Gebieten für hauptsächlich homosexuelle Männer).

Die Bedeutung des Kurfürstenkiezes als Begegnungsort mit öffentlich sichtbarer Sexarbeit und sexarbeitenden Körpern in den späten 2010er Jahren ergab sich also zu einem wesentlichen Teil daraus, dass Sexarbeit zu dieser Zeit an anderen öffentlichen Orten Berlins *nicht* sichtbar war. Wie der kurze historische Abriss zeigt, ist eine derartige Lokalisierung von Straßensexarbeit in urbanen Räumen keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Vielmehr lässt sich die abnehmende Verbreitung von Straßensexarbeit in europäischen Städten als Ausdruck sozioökonomischer Transformationen und des Wandels moralischer Normen und Raumordnungen begreifen (vgl. Hubbard 1998, Hubbard et al. 2008). Von einem in urbanen Räumen weit verbreiteten Phänomen der industrialisierten ›europäischen Moderne‹ entwickelte sich Straßensexarbeit zu einer Randerscheinung. Dies ist zum Teil als Ausdruck der ökonomischen Stabilisierung mancher gesellschaftlichen Schichten zu betrachten. Gleichzeitig führten sich verändernde Moralvorstellungen und eine zunehmende Regulierung von Sexarbeit zu einem Abwandern des Gewerbes in private Räume. Damit einhergehend veränderte sich auch die Demographie des Straßenstrichs. So ergibt sich die aktuelle Debatte um Straßensexarbeit im Kurfürstenkiez nicht bloß daraus, dass Sexarbeit hier im öffentlichen Raum sichtbar wird, sondern auch *was* und *wer* an dieser Stelle sichtbar wird.

3.3 (Un-)Sichtbare Körper: Berliner Sexarbeitslandschaften

Dass Sexarbeit in den späten 2010er Jahren kaum im öffentlichen Raum sichtbar war, bedeutete nicht, dass sie grundsätzlich beinahe aus Berlin verschwunden war. Ganz im Gegenteil verfügte Berlin über eine äußerst heterogene Sexarbeitslandschaft, die zu großen Teilen in privaten und digitalen Räumen verortet und, anstelle einer Konzentration in bestimmten Rotlichtvierteln, über das gesamte Stadtgebiet verteilt war. Lässt sich die historische Entwicklung der *indoor* Sexarbeit in Berlin zwar nach aktuellem Forschungsstand nicht vollumfassend beschreiben, so ließen sich an der Beschaffenheit der Berliner Sexarbeitslandschaft zum Zeitpunkt der Forschung dennoch Prozesse einer *Verhäuslichung* (Löw/Ruhne 2011: 71ff) und Digitalisierung des Sexgewerbes erkennen. Der Rückzug von Sexarbeit in private und digitale Räume ging mit einer Ausdifferenzierung des Gewerbes einher, besonders im Hinblick auf Arbeitsformen, aber auch auf die in der Sexarbeit tätigen Personengruppen (Bernstein 2007: 29ff). Dies führte dazu, dass manche Formen von Sexarbeit wie z. B. die Arbeit in Bordellen sich der öffentlichen Aufmerksamkeit entziehen konnten oder Einrichtungen wie Stripclubs sogar als Ausdruck sexuellen Vergnügens als Teil (neo-)liberaler Städte anerkannt wurden (vgl. Hubbard/Gorman-Murray/Nash 2017) – sofern sie entsprechende Ideale einer liberalen (west-)›europäischen‹ Mittelschicht verkörperlichten. Straßenstriche entwickelten sich im Rahmen dieser Transformationen zu Orten, an denen nicht nur Sexarbeit öffentlich sichtbar blieb, sondern gleichzeitig auch besonders prekarierte, materiell arme Personen sichtbar wurden, was wiederum die Wahrnehmung des Kurfürstenkiezes als ›Problemzone‹ verstärkte.

Die Berliner Sexarbeitslandschaft in den 2010er Jahren

Während man in den 2010er Jahren abseits des Kurfürstenkiezes im öffentlichen Raum Berlins lange nach Sexarbeit und sexarbeitenden Personen suchen musste, wurde man in digitalen Räumen schnell fündig. Online fanden sich unzählige Webseiten, Portale und Plattformen, auf denen Personen individuell Anzeigen für Escort-Services, Hausbesuche, Buchungsmöglichkeiten in Terminwohnungen⁴ und Studios o.Ä. schalteten oder sich über zahlreiche Escort-Agenturen vermitteln ließen. Teilweise handelte es sich dabei um Berlin-spezifische Seiten, die versprachen, Interessierten einen Überblick über die Angebote des lokalen Sexgewerbes zu geben, zum Teil aber auch um deutschlandweit bzw. global operierende Seiten mit lokalen Suchoptionen. Ein über diese Wege vereinbartes Treffen mit Kund*innen konnte an vielen Orten, wie z.B. Hotels, Privatwohnungen etc. stattfinden. Dadurch wurde die gesamte Stadt zu einem potenziellen Sexarbeitsort, der sich meist nur den Beteiligten als solcher erschloss. Personen, die primär über das Internet Sexarbeit anboten, konnten sich abseits der Treffen als Sexarbeiter*innen unerkannt durch den urbanen Raum bewegen und anonym bleiben. Gerade in der Online-Sexarbeit waren auch viele Männer (und z.T. auch nicht-binäre Personen) tätig, während in den in Folge beschriebenen Einrichtungen hauptsächlich Frauen arbeiteten.

Bordelle und ähnliche Einrichtungen ließen sich zum Zeitpunkt der Forschung in Berlin über das gesamte Stadtgebiet verteilt finden, häufig in Form von Wohnungsbordellen⁵. Großteils verzichteten diese auf auffällige Außenwerbung und inserierten stattdessen auf Online-Portalen oder vereinzelt im Anzeigenteil von Printmedien. Auch

4 Bei Terminwohnungen handelt es sich um Wohnungen, die von sexarbeitenden Personen primär zu Arbeitszwecken angemietet, z.T. aber auch als Privatwohnungen genutzt werden. Teilweise werden diese von einer oder mehreren Personen langfristig für Sexarbeitszwecke gemietet, teilweise mieten sich Personen darin kurzfristig ein, z.B., wenn sie nur ein paar Wochen in Berlin arbeiten. Die Grenzen zwischen Terminwohnungen und (Wohnungs-)Bordellen verlaufen fließend, so z.B. wenn die Wohnung offiziell einer Drittperson oder einer sexarbeitenden Person gehört, die sie an sexarbeitende Personen untervermietet, wodurch erstere zu Betreiber*innen werden. Unterschiede ergeben sich in der Sichtbarkeit dieser Wohnungen, denn während Bordelle in der Regel als konkrete Einrichtung mit Adresse beworben werden und auffindbar sind, werden die Adressen von Terminwohnungen meist nur nach Absprache weitergegeben. Diese Beschreibung spiegelt den Stand zum Zeitpunkt der Forschung (2017–2018) wider. Da mit der Einführung des ProstSchG auch diverse Regelungen für Prostitutionsstätten erlassen wurden, kann es seitdem hinsichtlich der Handhabung von Terminwohnungen zu Veränderungen gekommen sein.

5 Bei Wohnungsbordellen handelt es sich um Bordelle, die sich in einzelnen Einheiten von Wohnhäusern befinden. Dementsprechend arbeiten dort üblicherweise nur wenige Personen, anders als in Großbordellen oder großen Lauffhäusern, wo mehrere Dutzend Personen gleichzeitig arbeiten können. Meist handelt es sich um Frauen, die Männer als Kunden erwarten. Dort tätige Frauen halten sich üblicherweise mehrere Stunden durchgehend im Bordell auf und warten auf Kunden, die teilweise spontan vorbeikommen, teilweise ihren Besuch vorab ankündigen. Im Unterschied zu Terminwohnungen oder Lauffhäusern mieten die Frauen in Wohnungsbordellen meist kein Zimmer, sondern zahlen einen Prozentsatz der jeweiligen Raten an die Betreiber*innen – aber auch hier sind Grenzen nicht immer eindeutig gesetzt. So vermieten manche Wohnungsbordelle auch einzelne Zimmer. Manche Wohnungsbordelle haben nur tagsüber, z.B. von 10 bis 22 Uhr, geöffnet und dementsprechend wenig mit der nächtlichen Vergnügungsindustrie zu tun (Beschreibung Stand 2017–2018, s. Fußnote 4).

an den Gebäuden selbst verriet manchmal nicht einmal das Klingelschild, dass in einer der Einheiten eine Prostitutionsstätte existierte. So gab es zwar in jedem Berliner Bezirk Bordelle, doch finden konnte sie meist nur, wer gezielt nach ihnen suchte. Wie viele Bordelle und ähnliche Einrichtungen es zum Zeitpunkt der Forschung in Berlin gab, lässt sich nicht eindeutig beantworten⁶, zumal die Definitionen und Grenzen verschiedener *Indoor*-Arbeitsbereiche oft fließend verlaufen. Das wurde besonders bei Einrichtungen deutlich, die unter dem Begriff »Massage(-salon/-studio)« beworben wurden. Manche von ihnen hatten nichts mit käuflichen sexuellen Handlungen zu tun (und machten das mitunter auch auf ihren Webseiten deutlich), andere boten offiziell oder inoffiziell einzelne sexuelle Handlungen an (aber schlossen z. B. penetrativen Geschlechtsverkehr aus). Bei manchen handelte es sich wiederum um Bordelle, die bloß unter anderem Namen operierten. Darüber hinaus gab es einige SM-Studios mit spezialisierter Ausstattung, in denen die Grenzen zwischen kommerziellen und nicht-kommerziellen sexuellen Handlungen verschwammen, da ihre Räume auch von nicht-sexarbeitenden Personen gebucht werden konnten.

Deutlicher im öffentlichen Raum erkennbar waren Orte der Sexarbeit v. a. dann, wenn sie sich an den Schnittstellen zwischen Sexarbeit und (nächtlicher, sexualisierter) Vergnügungs- bzw. Wellnessindustrie bewegten. So lockten einige Stripclubs potenzielle Besucher*innen mit opulent gestalteten Eingangsbereichen und auf das einzige stadtbekanntes Großbordell bzw. den einzigen »FKK-Club«⁷ Berlins wurde auf Taxis und anderen Außenwerbeflächen hingewiesen. Im Fall der Stripclubs spielte zudem (penetrativer) Geschlechtsverkehr eine untergeordnete bzw. keine Rolle im Angebot. Einige Stripclubs grenzten sich gezielt davon ab und boten ausschließlich Striptease an. Andere verfügten über Zimmer, in die sich Arbeiter*innen und Kunden für mehr als eine private Stripeinlage zurückziehen konnten, was allerdings nicht auffällig beworben wurde und nicht unbedingt legal war. Die meisten Stripclubs konnten zudem Menschen verschiedener Geschlechter als Gäste betreten, dort alkoholische Getränke konsumieren und »Party machen«, wobei sich im Rahmen meiner Beobachtungen zeigte, dass es sich bei der überwiegenden Mehrheit der Besucher*innen um Männer handelte.

Die Frage der Legalität von Geschlechtsverkehr in Stripclubs verweist schließlich auf eine weitere relevante Dimension der räumlichen Verteilung von Sexarbeitsorten in Berlin, nämlich ihre rechtliche Definition und damit einhergehende Betriebseinschränkungen. In Berlin existieren zwar keine Einschränkungen durch Sperrbezirksverordnungen, allerdings fungieren Bau- und Gewerbeordnung sowie Planungsrecht als regulierende Mechanismen. Mit der Einführung des ProstSchG im Juli 2017 spitzte sich dieser Umstand weiter zu, da auch bereits bestehende Einrichtungen nun ein Genehmigungsverfahren durchlaufen und den im Gesetz festgeschriebenen Regelungen für »Prostitutionsstätten« nachkommen mussten. Stripclubs waren davon nicht betroffen, sofern dort

6 Vgl. Kap. 2, insbesondere Abschn. 2.2.

7 Bei FKK-Clubs handelt es sich um Einrichtungen, in denen auch Wellnessangebote wie Saunen, Restaurants o.Ä. zur Verfügung stehen, aber gleichzeitig die Möglichkeit besteht, käufliche sexuelle Handlungen in Anspruch zu nehmen. Auch dort ergibt sich anhand von Geschlechterkategorien eine klare Rollenverteilung, Frauen können den Club betreten, um dort zu arbeiten, Männer hingegen als Kunden (Beschreibung Stand 2017–2018, s. Fußnote 4).

tatsächlich nur Striptease angeboten wurde, da diese Form sexueller Arbeit nicht unter die rechtliche Definition von Prostitution fiel. Bis April 2019 hatten in Berlin knapp 200 Prostitutionsstätten eine derartige Genehmigung beantragt (Senatsverwaltung für Gesundheit 2019), was zumindest einen Anhaltspunkt für die Anzahl von Bordellen o.Ä. in Berlin in diesem Zeitraum bietet, aber dennoch nur einen Ausschnitt der weitläufigen Sexarbeitslandschaft widerspiegelt.

Verhäuslichung, Verdrängung, Vergnügen

Die weitreichende Verschiebung des Sexgewerbes von öffentlichen in private urbane Räume ließ sich im Laufe des 20. Jahrhunderts nicht nur in Berlin, sondern in vielen deutschen, europäischen und nordamerikanischen Städten beobachten (vgl. Aalbers/Sabat 2012, Benkel 2010, Bernstein 2007, Edelman 2011, Hubbard 1998, 2019, Hubbard/Gorman-Murray/Nash 2017, Hubbard et al. 2008, Künkel 2011, 2016, 2020b). Löw und Ruhne (2011) beschreiben dieses »sukzessive [...] Verschwinden der Sexarbeiterinnen aus dem Straßenbild durch die zunehmende Organisation des Gewerbes in geschlossenen Häusern« (ebd.: 71) als Prozess der *Verhäuslichung*, in dem sich eine »Strategie der Vertreibung aus dem öffentlichen Raum bei gleichzeitiger ›Domestizierung‹ [des Sexgewerbes, Anm. UP]« (ebd.: 72) ausdrückt. Anhand des Fallbeispiels Frankfurt a.M. zeigen die Autorinnen auf, dass dabei nicht nur die Sexarbeit an sich von bürgerlichen gesellschaftlichen Schichten und Medien als »anstößig« (ebd.) angesehen wird, »sondern vor allem die in sie eingebettete Inszenierung einer Straßenkultur, die hier deutlich als proletarische Kultur interpretiert wird« (ebd.).

In zweierlei Hinsicht ist eine Übertragung dieser Analyse auf Berlin allerdings schwierig. Einerseits machen Löw und Ruhne diesen Prozess stark an einer Regulierung des Gewerbes durch Sperrbezirksverordnungen als Ausdruck der gesellschaftlichen Aushandlungen über die räumliche Verteilung von Prostitution fest (ebd.: 71ff), die in Berlin nicht stattgefunden hat. Dennoch widerspricht die Situation in Berlin nicht gänzlich ihren Ausführungen. Vielmehr verdeutlicht z.B. die Existenz von spezifischen Sonderregelungen im Berliner Polizeirecht zur Kontrolle von Bordellen, dass Sperrbezirksverordnungen nur ein Teil des Regulierungsprozesses des Sexgewerbes sind. Andererseits ist in Frage zu stellen, ob die Vertreibung des Sexgewerbes aus dem öffentlichen Raum gerade im Ost-Berliner Kontext (und anderen Städten der DDR sowie weiterer ehemals sozialistischer Länder Europas) als Verdrängung der ›proletarischen‹ Straßenkultur verstanden werden kann, da der ›proletarischen Kultur‹ (bzw. dem, was darunter verstanden wurde) in der DDR ein hoher Stellenwert eingeräumt und Prostitution vielmehr als Ausdruck kapitalistischer Fehlentwicklungen verstanden wurde. Eine umfassende Analyse der Diskurse um die urbanen Sichtbarkeiten von (Straßen-)Prostitution in sowohl Ost- als auch West-Berlin ist in der Literatur noch nicht vertreten (und kann an dieser Stelle auch nicht geleistet werden). Dennoch wird gerade in der spezifischen Situation Berlins deutlich, dass sichtbare Prostitution als Ausdruck moralischer Grenzüberschreitungen abhängig von den jeweiligen gesellschaftlichen Strukturen als Projektionsfläche für verschiedene Probleme herhalten konnte und kann.

Auch wenn hinsichtlich der Hintergründe dieser Verschiebungen des Gewerbes in private bzw. geschlossene Räume in Berlin noch Forschungsbedarf besteht, lässt sich

dennoch ein Löws und Ruhnes (2011) Ausführungen ähnliches Ergebnis festhalten, nämlich dass ein Großteil der Sexarbeit inzwischen nicht mehr im öffentlichen Raum angebahnt wird. Dies führt allerdings auch dazu, dass sexarbeitende Personen als solche weniger am öffentlichen Leben teilnehmen (ebd.: 103). Für sie hat dieser Umstand durchaus auch Vorteile, wie z. B. in den Ausführungen Kasias zum Straßenstrich deutlich wurde:

»Andere Mädels haben auf dem Straßenstrich gearbeitet, das hab ich nie gemacht, das konnte ich nicht, das war für mich extrem erniedrigend, weil mich andere sehen. Und ich wollte auch nicht in der Situation sein, dass jemand sagt: ›Ah, du Hure, guck mal«, oder dass Kinder vorbeilaufen. Auf der Straße, ich mein, da sieht dich jeder!«

Dies führt zu der Frage der Begegnung mit und des Erkennens von sexarbeitenden Personen im Alltag zurück, da Frauen wie Kasia durchaus im öffentlichen Raum, beim Einkaufen, im Park etc. anzutreffen, sie dabei aber nicht als sexarbeitende Person erkennbar sind. Aufgrund der spezifischen Beschaffenheit der Berliner Sexarbeitslandschaft ist das Erkennen und Einordnen bestimmter Körper als sexarbeitend also nur an bestimmten Orten möglich.

Hubbart et al. (2008) und Künkel (2020b) weisen zudem auf eine sich in westeuropäischen und nordamerikanischen Städten etablierende Trennung zwischen ›guter‹, d. h. im Kontext von erotisierten Vergnügungsangeboten und als touristische Attraktion vermarktbarer, und ›schlechter‹, d. h. aufgrund einer Wahrnehmung als soziales Problem zu verdrängender, Sexarbeit hin (Künkel 2020b: 20ff). Dies trug zur Tolerierung oder gar Institutionalisierung von Stripclubs oder ähnlichen Formen der Sexarbeit in bestimmten Stadtteilen und der Etablierung von Rotlichtvierteln als Tourismusattraktionen (wie z. B. in Amsterdam) bei. Zwar mag es auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, dass gerade Berlin in den späten 2010er Jahren nicht über ein Rotlichtviertel verfügte, doch kann der Ruf Berlins als sexuell liberale Stadt und seine vielfältigen *sex scapes* (vgl. Hubbard/Gorman-Murray/Nash 2017) auch als Grund gesehen werden, warum es nicht zu einer Entwicklung eines Rotlichtviertels kam, da – vereinfacht ausgedrückt – Berlin kein Rotlichtviertel brauchte, um sich als Ort sexueller Vergnügungen zu präsentieren.

Ansätze einer Eingliederung von Orten der Straßensexarbeit in Strategien der Vermarktung bestimmter Imaginationen von Berlin ließen sich zumindest um die 2000er Jahre dennoch erkennen. So beschreibt Künkel, dass der Straßenstrich in der Oranienburger Straße in dieser Zeit Teil der touristischen Inszenierung des gentrifizierenden Viertels nahe des Hackeschen Marktes war (Künkel 2020b: 150ff); ein Umstand, der sich damals wie zum Zeitpunkt der Forschung für den Straßenstrich im Kurfürstentempelkiez nicht erkennen ließ. Neben den sozialräumlichen Bedingungen dieser Straßenstriche wurde mir von sowohl sexarbeitenden Teilnehmer*innen als auch Mitarbeiter*innen von Beratungsstellen als wesentlicher Unterschied genannt, dass die Frauen dort anders aussahen bzw. anders gekleidet waren: »[Auf der] Oranienburger zum Beispiel, die Frauen, die hat man irgendwie bewundert, die waren alle so hübsch, so zurecht gemacht, und jetzt fährt man zur Kurfürsten und es ist einfach nur traurig, was da für Frauen stehen«, erzählte z. B. Joanna, die selbst seit mehreren Jahren in verschiedenen Bereichen des Sexgewerbes tätig war und inzwischen nebenberuflich über Internetplattformen Hausbesuche anbot. In ihrer Aussage schwingt die Frage nach der ›Ordentlichkeit‹ der Frauen vom Straßenstrich mit, die – den Begriff wörtlich genommen – nicht in hegemoniale

Ordnungen von hübschem oder erotischem Aussehen passen und deswegen als ›unordentlich‹ auffallen. Insofern ist zu bedenken, dass ein Teil der Aufregung um den Kiez auch daraus resultierte, dass dort Körper sichtbar wurden, die weniger vermarktbar Erotik, sondern eher Armut und Prekarität vermittelten. Die Möglichkeiten der sichtbaren Präsenz von Sexarbeit in urbanen Räumen sind also daran geknüpft, welche Formen von Sexualität dabei verkörperlicht werden bzw. werden können.

Erschließung digitaler Räume: Internet, Digitalisierung und Differenzierung

Dass zum Zeitpunkt der Forschung hauptsächlich äußerst prekarierte sexarbeitende Körper auf dem Straßenstrich die öffentliche Wahrnehmung von Sexarbeit prägten, hing allerdings nicht nur mit der Verhäuslichung anderer Formen von Sexarbeit zusammen, sondern auch mit der zunehmenden Digitalisierung des Sexgewerbes. Einerseits verlagerte sich dadurch die Werbung und Anbahnung käuflicher sexueller Handlungen ins Internet, wodurch ein Anbahnen im öffentlichen Raum für viele sexarbeitende Personen (aber auch ihre Kund*innen) vermeidbar wurde. Andererseits veränderten sich damit auch Arbeitsweisen und -bedingungen und es entstanden neue Arbeitsformen wie z.B. Camming⁸ (vgl. Bernstein 2007, Jones 2020). Das Aufkommen von Online-Werbeplattformen, auf denen Sexarbeiter*innen individuell Anzeigen schalten und Kund*innenanfragen bearbeiten konnten, machte schließlich einen der wenigen Vorteile obsolet, den Straßensexarbeit lange gegenüber anderen Arbeitsformen hatte, nämlich die Möglichkeit, jederzeit bei Bedarf und ohne vorherige Absprachen, Verpflichtungen gegenüber Betreiber*innen oder Lohninbußen für Miete etc. arbeiten zu können. Wer derart spontan und/oder unregelmäßig arbeiten wollte, konnte im Internet darüber hinaus noch Anonymität bewahren, was wiederum einen großen Vorteil gegenüber der Exponiertheit auf dem Straßenstrich darstellte.

Auch wenn digitale und durch digitale Plattformen vermittelte Formen von Sexarbeit inzwischen weit verbreitet sind, ist zu bedenken, dass diese nicht allen gleichermaßen zugänglich sind. Neben der Anschaffung entsprechender technischer Mittel erfordert digitale Sexarbeit auch Fähigkeiten wie (zumindest rudimentäres) technisches Know-how, Sprachkenntnisse und Kenntnisse und Möglichkeiten einer für die jeweilige Klientel ansprechenden Präsentation, um aus der Masse an digitalen Anzeigen hervorzustechen.⁹

Bernstein (2007) beschreibt diese Schwerpunktverschiebung von Straßenprostituierten um die Jahrhundertwende hin zu digital vermittelter Sexarbeit im 21. Jahrhundert als Entwicklung von moderner zu post-industrieller Sexarbeit, die zu einer Diversifizierung, aber auch einer Spezialisierung des Angebots und zu einem Verschwimmen räumlicher Begrenzungen der Sexarbeit in urbanen Kontexten geführt hat (ebd.: 170).

8 Mit Camming wird Sexarbeit per Videoübertragung bezeichnet. Dabei begegnen sich Kund*innen und Sexarbeiter*innen in digitalen Räumen, was zu einer Deterritorialisierung beiträgt, da diese Angebote (mit guter Internetverbindung) von überall ausgeübt oder in Anspruch genommen werden können.

9 Da viele meiner Gesprächspartner*innen das Internet für ihre Arbeit nutzten, werden die Modalitäten, Vorteile, aber auch Probleme der Online-Sexarbeit in den folgenden Kapiteln, insbesondere in Kap. 5, Kap. 6 und Kap. 7, vertiefend dargestellt.

Im Zuge der Spezialisierung und Professionalisierung des Gewerbes kam es allerdings auch zu einer Hierarchisierung verschiedener Arbeitsformen. Um in Arbeitsbereichen wie z.B. High-Class-Escort-Services konkurrenzfähig zu arbeiten, müssen Personen ein bestimmtes Verhalten und Aussehen verkörperlichen können. Dafür ist entsprechendes finanzielles und soziales Kapital notwendig, über das nicht alle sexarbeitenden Personen gleichermaßen verfügen. Eine Anpassung(-sfähigkeit) an Verhaltens- und Aussehensnormen einer (west-)europäischen Mittel- und Oberschicht eröffnet dabei nicht nur höhere Einkommensquellen in der Sexarbeit, sondern geht ebenso mit der Möglichkeit einer höheren Toleranz für sexarbeitende Personen in den entsprechenden sozioökonomischen Schichten einher. Der Straßenstrich stellt dazu gewissermaßen einen Gegenpol dar: Als letzter Anhaltspunkt für diejenigen, die aufgrund ihres sozialen Hintergrunds keinen Zugang zu anderen Arbeitsformen des Sexgewerbes (oder Arbeitsmärkten insgesamt) finden, erhöht sich die Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit für Straßensexarbeit, da dort nicht nur sexarbeitende, sondern vermehrt auch prekarierte und migrantische bzw. rassifizierte Körper sichtbar werden, die in mehrfacher Hinsicht ein ›Problem‹ für Raumordnungen neoliberal geprägter Städte darstellen (vgl. Picker 2017). Dies führte ab den 1990er Jahren im Kurfürstenkiez auch deswegen zu einer zunehmenden Problematisierung des Straßenstrichs, da im Kiez aufgrund seiner nun wieder zentralen Lage im wiedervereinten Berlin Gentrifizierungsprozesse begannen, die zu einer verstärkten Regulierung und Verdrängung von sowohl Sexarbeit als auch Armut beitrugen.

3.4 Fremde Körper: Gentrifizierung und Migration im Kurfürstenkiez

Im Hinblick auf die lange Geschichte des Kurfürstenkiez als Straßenstrich und Ort der Drogenszene handelt es sich bei der Präsenz von prekarierten sexarbeitenden Frauen und ihren männlichen Begleitern, drogenabhängigen Personen und Sexarbeitskunden keineswegs um ein neues Phänomen. Um zu erklären, warum in den 2010er Jahren also gerade die ›osteuropäischen Prostituierten‹ und die mit ihnen assoziierten Begleiter (d.h. Zuhälter) und Begleiterscheinungen (z.B. Kriminalität, Gewalt, Verschmutzung) zu einer Beurteilung und Regulierung des Areals als ›Problemkiez‹ führten, ist eine Auseinandersetzung mit den demographischen und infrastrukturellen Veränderungen notwendig, die sich seit den 1990er Jahren im Kurfürstenkiez vollzogen. Die in dieser Zeit mit einer zunehmend neoliberalen Stadtverwaltung einhergehende Gentrifizierung führte zu einer Zuspitzung der Verhandlungen von Zugehörigkeiten und ›Fremd-Sein‹ im Kiez.

›Problematische‹ Körper und die Regulierung von Raum

Ein Donnerstagabend im Sommer 2018: Erika hatte mich zum Dinner eingeladen, das über das Projekt *trans*sexworks* wöchentlich in den Räumlichkeiten der Beratungsstelle *subway* organisiert wurde, damit ich einige der trans Frauen kennenlernen konnte, die in einer Seitenstraße der Kurfürstenstraße auf dem Straßenstrich arbeiteten. Die meisten trans Frauen, die im Zeitraum meiner Forschung in den Nachtstunden in der Frobenstraße arbeiteten, kamen aus Bulgarien. Meine Gesprächspartnerinnen waren zudem al-

lesamt bereits vor mehreren Jahren nach Berlin gekommen, da sie in Bulgarien als trans Frauen und in vielen Fällen als Teil der türkischsprachigen Minderheit und/oder Romnja bzw. Sintizze mit vielschichtiger Diskriminierung und Gewalterfahrungen zu kämpfen hatten. Für Frauen wie Vicky, die ich an jenem Abend kennenlernte, war das Verlassen ihres Herkunftslandes und die Migration nach Berlin (mit Umwegen) mit der Hoffnung verbunden, hier auf ein offeneres Umfeld zu stoßen, in dem sie v.a. als trans Frauen so leben konnten, wie sie es sich wünschten.

Diese Hoffnungen wurden allerdings kaum erfüllt, da auch ihr Lebensalltag in Berlin durch verschiedene Prekaritäten und multiple Marginalisierungsformen geprägt war (vgl. Altay/Yurdakul/Korteweg 2020). Ein eingeschränkter Zugang zu institutionalisierten Bildungssystemen und ein Mangel an Dokumenten wie Zeugnissen, Ausweisen etc. führten dazu, dass die Frauen trotz ihres längeren Aufenthalts wenig Chancen auf dem Berliner Arbeits- und Wohnungsmarkt hatten; als Migrantinnen standen ihnen Hürden bei der Eingliederung in bestehende Sozialsysteme im Weg. Zudem hatten sie auf der Straße auch immer wieder mit transfeindlichen gewalttätigen Übergriffen zu kämpfen. So war Vicky nicht meine einzige Gesprächspartnerin, die obdachlos war und ihre Tage und Nächte auf den Straßen des Kiezes oder in nahegelegenen Hilfseinrichtungen verbrachte, zu denen sich der Zugang als trans Frau allerdings auch teilweise schwierig gestaltete.

Da mir Erika und Vicky nach dem Dinner noch ihren Arbeitsplatz zeigen wollten, begleitete ich die beiden von der Einrichtung zur Frobenstraße. Unser Ziel war ein Kiosk, in dem Vicky den großen schwarzen Müllsack zwischenlagern konnte, in dem sich ihre Habseligkeiten befanden. Der Sack war so schwer, dass wir uns beim Tragen immer wieder abwechseln mussten, während Erika und Vicky mir auf dem Weg in einer Mischung aus Deutsch, Englisch und Bulgarisch einiges über die Gegend erzählten. Es stellte sich heraus, dass Vicky, die bereits über zehn Jahre in Berlin war, früher unweit des Straßenstrichs in Schöneberg gewohnt hatte, diese Wohnung aber vor einiger Zeit verloren hatte, weil sie die steigenden Mieten nicht mehr bezahlen konnte. Auch in der Frobenstraße selbst hatte sich einiges verändert. Vicky erzählte von einer Tankstelle, die früher einmal an der Ecke zur Bülowstraße gestanden hatte, inzwischen aber einem Hotel und Wohnhäusern gewichen war. Damit hatte sich laut Vicky auch das Geschäft in der Straße verändert. Wo es vor einigen Jahren anscheinend noch regen Kundenbesuch gab, war heute fast nichts mehr los. In diesem Kontext war es kaum verwunderlich, dass Vicky ihre Erzählungen mit der Bemerkung enden ließ, dass »früher alles besser war«.

Ob es bzw. was früher besser gewesen war, mochten verschiedene Akteur*innen des Kiezes unterschiedlich gesehen haben. Festhalten lässt sich jedoch, dass von vielen Seiten zu hören war, dass sich der Kiez in den letzten Jahrzehnten verändert hatte. Verändert hatte sich in den letzten Jahrzehnten allerdings nicht nur der Kiez, sondern auch seine Wahrnehmung als ›Problemgebiet‹ vonseiten der Stadtverwaltung, (über-)lokalen Medien und Teilen der dort ansässigen Nachbar*innenschaft. Zwar war (und ist) der Kurfürstenkiez nicht der einzige ›Problembereich‹ Berlins, so handelte es sich inzwischen um den einzigen, in dem Sexarbeit in Form eines Straßenstrichs im öffentlichen Raum sichtbar wurde, was die Diskussionen über Sexarbeit in der Stadt auf diesen Bereich konzentrierte, gleichzeitig aber auch dazu beitrug, dass (Straßen-)Sexarbeit als lokal isoliertes Phänomen begriffen wurde.

Die Identifizierung einer *lokalen* ›Problemzone‹ ließ die Stadtverwaltung, manche Anwohner*innen und zivilgesellschaftliche Akteur*innen Handlungsbedarf erkennen. Während allerdings die Ursachen von Drogengebrauch und -abhängigkeit sowie der Prekaritäten der Straßensexarbeit weit über den Kiez hinaus gehen und in verschiedenen hierarchischen sozioökonomischen Strukturen verankert sind, setzte mit der von Künkel (2011) beschriebenen Neoliberalisierung in der Stadtplanung und -verwaltung auch eine »Lokalisierung« von Lösungsstrategien ein, bei der auf sozialräumliche Regulierung und community-internes lokalisiertes Konfliktmanagement gesetzt wurde, strukturelle Fragen dagegen ausgeblendet wurden. So sollte über die 1999 eingerichteten Quartiersmanagements (Schöneberg-Nord und Tiergarten-Süd) ein Dialog mit und innerhalb der Nachbar*innenschaft angeregt werden¹⁰, um konkrete Konfliktpunkte zu identifizieren und Lösungsstrategien zu finden, die mit den finanziellen Mitteln des Quartiersmanagements umgesetzt wurden (ebd.). Doch wie bereits erwähnt bewegten sich verschiedene Akteur*innen im und durch den Kiez, die bei Weitem nicht alle in diese Dialoge einbezogen wurden. Damit stellte sich erstens die Frage, wer innerhalb dieser räumlichen Grenzen des Quartiers zur Gemeinschaft bzw. Nachbar*innenschaft gehörte und zweitens, *wessen* Probleme durch Maßnahmen des Quartiersmanagements gelöst und *für wen* der Kiez nutzbar gemacht werden sollte, kurz gesagt, *wer* ein Anrecht auf diesen spezifischen Stadtraum hatte (ebd.: 55).

Ob nun Sexarbeit und insbesondere die sichtbaren sexarbeitenden Frauen zur Gemeinschaft in den Quartieren gehören, war und ist aufgrund der Stigmatisierung des Themas umstritten.¹¹ Verschiedene Anwohner*innenbefragungen und Studien zeigen auf, dass in der Nachbar*innenschaft dazu durchaus unterschiedliche Ansichten vertreten sind (vgl. Döring 2018). So z. B. wird der Straßenstrich nicht nur als zu verdrängendes oder gar zu verbotendes Problem, sondern auch als Teil des Kiezes wahrgenommen. Im politischen und medialen Diskurs dominiert dennoch die Einordnung der Frauen auf dem Straßenstrich nicht als gleichberechtigte Akteur*innen in der Aushandlung der Kiezzgestaltung, sondern als ›Störfaktor‹, der reguliert und kontrolliert werden muss (vgl. von Dassel 2019). Dies schlug sich seit den 2000er Jahren im Kiez u. a. durch die Errichtung mehrerer physischer Barrieren wie Zäune und Tore nieder, die um Parks, Spielplätze u. Ä. errichtet wurden, um die Frauen und ihre Kunden von Orten fernzuhalten, an

10 Die Maßnahmen des Quartiersmanagements umfass(t)en beispielsweise das Angebot von Nachbar*innenschaftssprechstunden, die Durchführung von Informationsveranstaltungen für Anwohner*innen, die Koordinierung und Beratung verschiedener Akteur*innen im Kiez, die Finanzierung wissenschaftlicher Studien über die Verfasstheit von Straßensexarbeit und die Perspektiven von Anwohner*innen und schließlich auch die Umsetzung von Problemlösungsstrategien wie z. B. einer täglichen Reinigung des Kiezes, der Errichtung von Zäunen etc. Auch wenn dabei über Beratungsstellen zwar durchaus Kontakt mit sexarbeitenden Frauen angeregt wurde, waren diese jedoch nicht zentrale Akteur*innen dieser Prozesse und Maßnahmen.

11 Dieser Umstand wurde inzwischen auch von Sexarbeitsinitiativen aufgegriffen, die anhand von Stadtführungen und eines Audio-Rundgangs (seit Dezember 2022 verfügbar über die Berlin History App) die Geschichte von Sexarbeit im Kurfürstenkiez sowie Berlin allgemein einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen, um aufzuzeigen, dass Sexarbeit seit Langem Teil des Kiezes und der Stadt ist (vgl. Nachwort).

denen Sexarbeit nach Ansicht der Anwohner*innen nichts zu suchen hatte. Die diskursive Sichtbarmachung sexarbeitender Frauen als zu regulierendes Problem führte somit zu einer *securitization* und Privatisierung des Raumes (vgl. Glück/Low 2017), was durch den Verlust von Rückzugsorten langfristig wiederum zu einer stärkeren Sichtbarkeit der Frauen im öffentlichen Raum führte.

Bereits kurz vor dem Mauerfall begannen sich zudem in der und um die Kurfürstenstraße soziale Einrichtungen zu etablieren, die sich primär an drogengebrauchende und sexarbeitende Menschen richten. Ende der 1980er Jahre öffnete das heutzutage dem Drogennotdienst unterstellte und von öffentlichen Mitteln finanzierte *Frauentreff Olga*, das (hauptsächlich cis) Frauen niederschwellige Services wie Waschgelegenheiten, ärztliche Grundversorgung und Sozialberatung anbietet. Ebenso durch öffentliche Mittel finanziert wird die oben erwähnte Einrichtung *subway*, die im unweit gelegenen Nollendorfkiez ähnliche Angebote für junge cis Männer zur Verfügung stellt, die in den dortigen Bars und Kneipen sexuelle Handlungen gegen Geld anbieten. Darüber hinaus fungiert die Obdachlosenhilfe im Kurfürstenkiez als weitere staatliche Akteurin, die u.a. mobile Beratungsservices bereitstellt. Daneben bieten seit den 1990ern Jahren auch christliche Initiativen Anlaufstellen für (hauptsächlich cis) Frauen an, die auf dem Straßenstrich tätig sind, nämlich die *Mittwochsinitiative e.V.* der evangelischen Zwölf-Apostel-Gemeinde und der überkonfessionelle christliche Verein *Neustart e.V.* (seit 2007). Damit schlug sich die Wahrnehmung von Sexarbeit als betreuungsbedürftiges Problem infrastrukturell nieder, womit sich zugleich auch deren Wahrnehmung als lokal isoliertes Phänomen verstärkte.

Fremde Körper: Gentrifizierung und Relationen von Nachbar*innenschaft

Während die Beratung und Betreuung sexarbeitender Personen institutionalisiert wurde, sprach sich zumindest der auf politischer Ebene dominante Teil der Nachbar*innenschaft deutlich gegen eine infrastrukturelle Fixierung der Sexarbeit aus. Mitte der 2000er Jahre stand zur Debatte, in der Kurfürstenstraße ein Laufhaus zu errichten, um die Sichtbarkeit der Sexarbeit im Straßenraum zu verringern. Dagegen formierte sich in der Nachbar*innenschaft eine Protestbewegung, weswegen das Projekt aufgegeben wurde (Künkel 2011: 61). Wie auch die Anwohner*innenbefragungen verdeutlichen, wurden (und werden weiterhin) in diesen (politischen) Debatten jedoch primär diejenigen Personen als Teil der Nachbar*innenschaft einbezogen, die im Kiez mit entsprechender Meldung bei den Bezirksämtern wohnen oder dort ein Geschäft betreiben. Dies traf zum Zeitpunkt meiner Forschung auf die Frauen auf dem Straßenstrich kaum zu. Einige fanden zwar irregulär und unter prekären Bedingungen z. B. bei Kunden Unterschlupf in der Nähe der Kurfürstenstraße, verfügten aber nicht über eine Meldebescheinigung, was weitere Probleme z. B. bei der Eingliederung in Sozialsysteme mit sich brachte. Wie Vickys Geschichte zeigte, hatten andere zwar früher im Kiez gewohnt, konnten sich inzwischen aber aufgrund der Verteuerung des Wohnraums im Kiez die Miete nicht mehr leisten. Wohnungs- und Obdachlosigkeit waren für viele Frauen ein Problem, das weitere Vulnerabilitäten und Abhängigkeiten erzeugte (vgl. Probst 2020) und sie zudem aus Definitionen von Nachbar*innenschaft ausschloss, die darunter nur diejenigen verstanden, die private Räume im Kiez besaßen oder mieteten. Betroffen von diesen Prozes-

sen waren jedoch nicht nur sexarbeitende Frauen, sondern auch andere Akteur*innen des Kiezes wie z. B. prekarierte Anwohner*innen und nicht-sexarbeitende rassifizierte Personen.

Insofern muss die in den späten 2010er Jahren medial und politisch postulierte Verschlimmerung der Situation im Kiez (Künkel 2020b: 118) im Kontext dieser demographischen Veränderungen betrachtet werden. Durch seine Rezentralisierung im Zuge der Wiedervereinigung, der Vertreibung der Drogenszene in den 1990er Jahren und die Entwicklung umliegender Areale und Kieze hin zu Mittelklasse- oder Botschaftsvierteln erfuhr der Kiez eine Aufwertung, die sich in den späten 2010er Jahren auch im Straßenbild in Form von Bauprojekten für luxuriöse Wohnhäuser manifestierte (durch die zudem vormals öffentliche Flächen verloren gingen). Während sich diese Prozesse im Laufe meiner Forschung gerade entfalteten und sich das Straßenleben im Kiez wie eingangs beschrieben (noch?) heterogen gestaltete, verweist die diskursive Zuspitzung der Spannungen um den Straßenstrich im Kiez auf Machtverhältnisse, die Mitsprachemöglichkeiten im Rahmen der Nachbar*innenschaft eröffnen oder einschränken.

Denn löst man sich von einer Definition von Nachbar*innenschaft, die das Konzept der Gemeinschaft im Kiez mit Besitz oder Miete von Wohnraum verknüpft, erwiesen sich die sexarbeitenden Frauen vom Straßenstrich durchaus als mit den Gegebenheiten des Kiezes vertraute und im Kiez vernetzte Akteur*innen. So wussten gerade sie, wo es Toiletten gab und wo sie ihre Sachen während der Arbeit sicher abstellen konnten. Sie kannten Mitarbeiter*innen der Kioske und begrüßten einige Passant*innen und Mitarbeiter*innen nahegelegener Geschäfte herzlich. Eine Gruppe von Frauen sammelte zudem ihre leeren Flaschen, um sie einem Flaschensammler zu geben, der abends die Mülleimer des Kiezes nach Pfandflaschen durchsuchte, was zeigte, dass einige Frauen mit Praktiken vertraut waren, die man aufgrund der Eigenheiten des deutschen Pfandsystems durchaus als regionalspezifisch bezeichnen kann.

Der Kurfürstenkiez offenbart sich dahingehend als Spannungsfeld unterschiedlicher sozialer bzw. sozioökonomischer Hintergründe, da nicht nur die Frauen, sondern auch viele ihrer Bekanntschaften im Kiez aus (mehr oder weniger) prekären Verhältnissen kamen, informeller Arbeit nachgingen oder ihr Einkommen aus Quellen bezogen, die in Deutschland in rechtlichen Grauzonen verortet sind. So wurde der Diskurs um die Probleme im Kurfürstenkiez von denjenigen bestimmt, die über ausreichendes finanzielles wie soziales Kapital verfügen, um ihre Ansprüche auf diesen Stadtraum geltend zu machen und für die die Straßensexarbeit und ihre Begleiterscheinungen Störfaktoren darstellten. Aufgrund ihrer sozioökonomischen Marginalisierung verfügten sowohl die sexarbeitenden Frauen als auch einige Personen in ihrem Umfeld nicht über derartige Möglichkeiten. Durch die Gentrifizierung des Kiezes vergrößerte sich diese Kluft. Damit verfestigten sich Differenzen zwischen ›der Nachbar*innenschaft‹ und dem sozialen Gefüge der Straßensexarbeit und weiteren Personen, die aufgrund ihrer sozioökonomischen Hintergründe und/oder Rassifizierungserfahrungen nicht die Vorstellungen einer bürgerlichen Mittel- bis Oberschicht-Nachbar*innenschaft verkörperlichen konnten.

Bedeutsam wurde dabei schließlich die in Abschnitt 3.1 beschriebene Sichtbarkeit der sexarbeitenden Frauen, die nicht nur denjenigen, die sich den Vorstellungen einer (vornehmlich weißen) deutschen Mittelschicht anpassten bzw. anpassen konnten, eine

Projektionsfläche für soziale Ängste und Grenzen verkörperlichter Zugehörigkeiten bietet. Ebenso gibt diese Sichtbarkeit nicht-sexarbeitenden Personen, die sich aufgrund anderer Faktoren in den Graubereichen einer Zugehörigkeit zur Nachbar*innenschaft wiederfinden (wie z.B. ökonomisch arme Personen), die Möglichkeit, sich in Abgrenzung zu den sexarbeitenden Frauen oder mit ihnen assoziierten Personen als Teil der Nachbar*innenschaft zu positionieren. Dies lässt die Körper der sexarbeitenden Frauen zu ›Fremdkörpern‹ werden, deren Körperlichkeiten all das repräsentieren, was die Nachbar*innenschaft nicht ist oder sein soll.

›Osteuropäische‹ Körper: Zur Vermischung von Rassismus und Klassismus

Zur Konstruktion der sexarbeitenden Frauen als ›Fremdkörper‹ im Kiez trug zudem ein ebenso in den 1990er Jahren beginnender demographischer Wandel und eine Veränderung der Problemlagen der auf dem Straßenstrich tätigen Frauen bei. In der Überlapung von Drogenszene und Straßenstrich arbeiteten bis in die 1990er Jahre hauptsächlich Frauen mit deutscher Staatsbürgerschaft im Kurfürstenkiez, wobei die Finanzierung des Drogenkonsums für viele einen wesentlichen (aber nicht den einzigen) Grund für die Tätigkeit in der Sexarbeit darstellte. Die Präsenz von Frauen mit deutscher Staatsbürgerschaft ging im Zuge der Verdrängung der Drogenszene durch polizeiliche und sozialarbeiterische Mittel zurück; teilweise verlagerten diese Frauen ihre Tätigkeit aber auch einfach in andere, insbesondere digitale, Bereiche. Mit den EU-Erweiterungen der 2000er Jahre fanden sich gleichzeitig mehr Frauen aus Polen, Tschechien und Ungarn, und später aus Bulgarien und Rumänien im Kurfürstenkiez ein. Wie Künkels (2020b) Beschreibung der Heterogenität der Frauen in den 2000er Jahren im Hinblick auf Staatsbürgerschaft, Arbeitsmotivationen oder Alter (ebd.: 115) verdeutlicht, vollzog sich dieser demographische Wandel allerdings nicht schlagartig, sondern in einem längerfristigen Prozess, in dem herkunftsbasierte Kategorisierungen und Abwertungen sowohl unter den Frauen als auch vonseiten der Anwohner*innen ihnen gegenüber immer ausgeprägter zutage traten (ebd.).

So beschwerten sich deutsche Frauen darüber, dass ›die Osteuropäerinnen‹ die Preise drückten, indem sie weniger als ihre deutschen Kolleginnen verlangten (ebd.: 146). Einige Anwohner*innen monierten, dass sich die ›Frauen aus Osteuropa‹ nicht zu benehmen wussten, erst recht für Unruhe im Kiez sorgten und dazu noch unangenehme Begleiterscheinungen bzw. Begleitpersonen mit sich brachten, die den Kiez gefährlich(er) machten (ebd.). Tatsächlich lag das Preisniveau auf dem Straßenstrich im Kurfürstenkiez zum Zeitpunkt meiner Forschung äußerst niedrig¹² und manche der Frauen fielen ab und an durch laut geführte Gespräche, Schreie über die Straße hinweg oder Ähnliches auf. Es ist also nicht mein Ziel zu behaupten, dass es keine Probleme im Kiez gab. Allerdings gilt es in Frage zu stellen, warum diese Probleme in einen derart engen Zusammenhang mit ›Osteuropa‹ gebracht werden.

Denn wie bereits erwähnt stellten die Frauen, die zum Zeitpunkt meiner Forschung im Kurfürstenkiez tätig waren, eine heterogene Gruppe dar, in der unterschiedliche so-

12 Eine konkrete Preisspanne wird an dieser Stelle absichtlich nicht genannt, zur Begründung vgl. Abschn. 2.5.

ziokulturelle Hintergründe vertreten waren. Vornehmlich handelte es sich um Romnja, Sintizze und Mitglieder anderer sozialer bzw. ethnischer Gruppen, die bereits in ihren jeweiligen Herkunftsländern prekariert, diskriminiert und von Arbeitsmärkten und Sozialsystemen ausgeschlossen wurden, was sich dort auch seit den 1990er Jahren verstärkt hatte (Finger 2016: 109). Wie Finger (2017) am Beispiel ungarischer Romnja auf dem Straßenstrich in Zürich aufzeigt, stellt für diese Frauen transnationale Arbeitsmigration und eine Involvierung in Sexarbeit aufgrund ihrer gesellschaftlichen Positionierungen eine der wenigen Möglichkeiten dar, einen angemessenen Lebensunterhalt für sich und ihre Familien zu generieren. Generationenübergreifende Erfahrungen von Armut und Ausgrenzung der Frauen aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Zugehörigkeit zu einer stigmatisierten ethnischen Minderheit oder aufgrund ihres Migrant*innenstatus in vielen der Länder, in die sie für Arbeitszwecke (temporär oder zirkulär) migrieren, bedingen zudem komplexe strukturelle Vulnerabilitäten (vgl. Castañeda 2013, Probst 2020) und Abhängigkeitsverhältnisse, die zu Ausbeutung und Gewalterfahrungen führen (können).

Die Präsenz der sexarbeitenden Frauen im Kurfürstenkiez kann dementsprechend v.a. als Sichtbarwerdung von Armut und den Folgen systematischer Ausgrenzung verstanden werden; diese Ausgrenzung prekariert Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern und die darin enthaltene Vermischung klassistischer und rassistischer Stereotype trägt allerdings gleichzeitig dazu bei, dass die zugrundeliegenden Problemlagen weniger als ökonomische, sondern vielmehr als kulturelle Unterschiede entlang europäischer Ost-West-Dichotomien wahrgenommen werden. Dass nun die Lebenssituation der Frauen im Kurfürstenkiez in vielen Belangen dem entspricht, was in stereotyper Weise ›Osteuropa‹ zugeschrieben wird, trägt dazu bei, dass als Erklärung besagter Lebenssituation unhinterfragt ihre regionale Herkunft herangezogen wird. Oder mit Ahmed (2000) formuliert: Um ›die osteuropäische Prostituierte‹ zu erkennen, muss man etwas über sie wissen, und dieses Wissen wird in einem Diskurs konstruiert, in dem sich soziale Ängste über Sexarbeit und Migration aus ›Osteuropa‹ vermischen. Insofern ist es das Stereotyp der ›osteuropäischen Prostituierten‹ als hilflose, aber auch gefährliche ›Andere‹, das im Kurfürstenkiez sexarbeitende Frauen als ›osteuropäische Prostituierte‹ erkennbar werden lässt.

In diesem Zusammenhang begannen sich Fragen lokaler Zugehörigkeiten zur Nachbar*innenschaft mit übergeordneten Aushandlungen ›europäischer‹ Zugehörigkeiten zu überlappen, wobei die Zugehörigkeit der Frauen zum Kiez sowohl als sexarbeitende Personen *als auch* als Migrant*innen von Anwohner*innen, Politiker*innen und weiteren Akteur*innen in Frage gestellt wurde und ihnen so Ansprüche auf (Wohn-)Raum oder Unterstützung aberkannt wurden. Dass Vicky davon sprach, dass früher alles besser gewesen sei, verdeutlicht, dass sich diese in öffentlichen Diskursen oft unsichtbaren Formen der Ausgrenzung durch die Gentrifizierung des Kiezes, aber auch durch die europaweite Neoliberalisierung und insbesondere den Abbau von Sozialsystemen verstärkt haben.

3.5 Begegnungen im Kurfürstenkiez als Legitimationsgrundlage sozialer Ausgrenzung

»The passing of bodily fluids in public spaces becomes symptomatic of the failure to pass as neighbours.«
(Ahmed 2000: 26)

Nach dieser umfassenden Einbettung der Begegnungen im Kurfürstenkiez in urbane, globale und lokale Prozesse kehre ich abschließend zur Frage der Toilettenverfügbarkeit im Kurfürstenkiez zurück. Denn dieser Umstand hatte sich im Laufe meiner Feldforschung und danach zu einem Politikum entwickelt, anhand dessen sich exemplarisch die komplexen und teilweise widersprüchlichen Interpretationen der Begegnungen mit ›osteuropäischen Prostituierten‹ und damit zusammenhängende (Un-)Sichtbarkeiten ihrer Lebensrealitäten veranschaulichen lassen. Dabei zeigt sich, dass in Deutschland bzw. ›Westeuropa‹ dominante Diskurse über Sexarbeit und Migration aus ›Osteuropa‹ als soziales Problem nicht nur auf die Begegnungen im Kurfürstenkiez einwirken. Diese Begegnungen, bzw. insbesondere die Möglichkeit des Erkennens von den Stereotypen entsprechenden Körpern im Kurfürstenkiez wurden umgekehrt auch zur Legitimation eines Diskurses herangezogen, der ›osteuropäische Prostituierte‹ als gefährliche sowie vulnerable ›Andere‹ konstruiert und damit grundlegende ökonomische wie soziokulturelle Ungleichverhältnisse ausblendet.

Schmutzige Körper als Gefahr für die öffentliche Ordnung

Die Toilettenfrage erhielt ihre weitreichende Bedeutung dadurch, dass sich ein Teil der ›Nachbar*innenschaft‹ u. a. im Zuge von Veranstaltungen des Quartiersmanagements, über die mangelnde Sauberkeit im Kiez und die Präsenz von Uringeruch und Fäkalien im Straßenraum beschwerte (vgl. Döring 2018). Nun war der Kurfürstenkiez wahrlich nicht die sauberste Gegend Berlins, aber auch bei Weitem nicht die einzige in der Stadt, in der aus so manch dunkler Ecke Uringeruch wehte oder Müll auf der Straße lag. In einer Stadt, die grundsätzlich von manchen Einwohner*innen, aber gerade auch von Auswärtigen als ›dreckig‹ wahrgenommen wird, war fragwürdige Sauberkeit also kein Alleinstellungsmerkmal des Kurfürstenkieses. Der Unterschied lag vielmehr darin, wer von Politiker*innen und Anwohner*innen dafür verantwortlich gemacht wurde bzw. werden konnte. Denn die Stigmatisierung von Sexarbeit als ›unreine‹ bzw. eine die Gesellschaft moralisch verschmutzende Tätigkeit (Donnan/Magowan 2010: 74) befördert die Wahrnehmung sexarbeitender Körper als schmutzig, (physisch wie psychisch) krank und gefährlich (Hubbard 2019: 100). Verstärkt wird diese Zuschreibung im Falle der Frauen am Kurfürstenkiez durch ihre Kategorisierung als ›osteuropäisch‹ bzw. den Minderheiten der Rom*nja und Sinti*zze zugehörig, da gerade in der Rassifizierung letzterer Vorurteile über mangelnde Sauberkeit und Schmutz (re-)produziert werden. So führt die Präsenz der Frauen zu einer Veränderung der Raumwahrnehmung bei einem Teil der Anwohner*innenschaft und anderen Akteur*innen im Kiez, bei der Müll und Schmutz

deutlicher wahrgenommen und den Frauen zugeschrieben werden – obwohl auch alle anderen Akteur*innen des Kiezes dafür verantwortlich sein könnten.

Das öffentliche (Ver-)Teilen von Körperflüssigkeiten markiert zudem, wer zum Kiez gehört und wer nicht (Ahmed 2000: 26) – »gute Nachbar*innen« pinkeln nicht in den Park und haben dort auch keinen Sex, die Frauen tun aber (angeblich) beides. Die diskursive Verknüpfung von Sexarbeit und Schmutz wirkt dabei auch insofern dominant, als dass nicht gefragt wird, *warum* die Frauen dazu übergehen, Geschäfte mit Kunden in Parks abzuwickeln oder Hauseingänge als Toiletten zu nutzen. Vergessen wird, dass für einen Rückzug dieser Praktiken ins Private Ressourcen notwendig sind, die den Frauen nicht zur Verfügung stehen, wie z.B. eigene Wohnungen in der Nähe. Zusätzlich bleiben ihnen, wie im in Abschnitt 3.1 geschilderten Beispiel, andere Optionen verschlossen, da sie bestimmte verkörperlichte Vorstellungen von z.B. »Ordentlichkeit« nicht erfüllen. So zeigt sich in dieser Debatte ein schwer zu durchbrechender Teufelskreis, in dem die Frauen aufgrund ihrer Ausschlüsse aus der »Nachbar*innenschaft« weiter in die Öffentlichkeit gedrängt werden, was wiederum als Begründung für gerade diese Ausschlüsse genutzt wird.

Die in den 2010ern Jahren präsentierten Lösungsansätze für dieses Problem orientierten sich eher an der (Wieder-)Herstellung der öffentlichen Ordnung und weniger an der Behebung zugrundeliegender Ursachen. Nachdem über das Quartiersmanagement bereits vor einigen Jahren eine tägliche Reinigung des Kurfürstenkiezes durch die Berliner Stadtreinigung veranlasst wurde, wurde im Herbst 2018 die Errichtung von Öko-Toiletten als Strategie propagiert, um den Schmutz zu beseitigen und den Frauen Orte zu bieten, an denen sie Geschäfte mit Kunden abwickeln konnten. Obwohl Anwohner*innen, Mitarbeiter*innen von Beratungsstellen und politische Akteur*innen an der Effektivität der Maßnahmen zweifelten, wurde über den Runden Tisch Sexarbeit 2019 schließlich beschlossen, mehr Öko-Toiletten aufzustellen.

Aus analytischer Perspektive veranschaulicht die Debatte um die Öko-Toiletten im Kurfürstenkiez v.a. die Problematik einer Wahrnehmung des Straßenstrichs als lokales und lokal regulierbares Phänomen. So ergibt sich die mangelnde Sauberkeit im Kiez nicht einfach aus einem Mangel an Toiletten, sondern aus einem komplexen Gefüge verschiedener gesellschaftlicher Strukturen, die auf verschiedenen Ebenen zur systematischen Ausgrenzung der Frauen auf dem Straßenstrich beitragen. Diese auf lokaler Ebene regulieren zu wollen, macht den Kurfürstenkiez zu einem unlösbaren Problem, da darin auch nationale Rechtslagen und transnationale Prozesse zum Ausdruck kommen, die durch die angesprochene Neoliberalisierung der Stadtplanung und -verwaltung allerdings in den Hintergrund treten. Auf lokaler Ebene lässt sich damit nur die Verdrängung und Ausgrenzung der Frauen anhand eigens für sie aufgestellter Toiletten fortsetzen, die zwar Fäkalien und Sex aus dem öffentlichen Raum entfernen können, aber keinesfalls zu einer Verbesserung der grundlegenden Problematik führen und sich inzwischen zu einem Symbol für politisches Scheitern entwickelt haben.

Vulnerable Körper als Objekt von Fürsorge

So rekurren in aktuellen Debatten neben erbosten Anwohner*innen vornehmlich auch Prostitutionsgegner*innen auf die Öko-Toiletten, die im Kiez auch als »Verrich-

tungsboxen« bezeichnet werden (vgl. u.a. Nehls 2020). Dass darin käufliche sexuelle Handlungen »verrichtet« werden sollen, wird dabei als Manifestation und politisch legitimierte Institutionalisierung der Ausbeutung von Frauen in der Sexarbeit kritisiert. Während Kritik an der Argumentation für diese Toiletten nicht unbegründet ist, findet in diesen Debatten jedoch eine Essenzialisierung von Ausbeutung und Gewalt statt, anhand derer die Frauen im Kurfürstenkiez zur Verkörperung der hilflosen ›Anderen‹ werden, die einer Rettung bedürfen (vgl. Agustín 2007). In der Polarisierung von Sexarbeitsdebatten führt dies auch zu einer Unsichtbarmachung struktureller Ursachen von Ausbeutung und lässt die Frauen auf dem Straßenstrich zu einer Projektionsfläche für moralische Werte werden (vgl. Doezema 1999, Hubbard 2019): Die Frauen im Kurfürstenkiez als hilfsbedürftige ›Andere‹ (er-)kennen zu können, legitimiert die Wahrnehmung des Selbst als moralisch überlegen all denjenigen gegenüber, die für die prekäre Lage der Frauen verantwortlich gemacht werden.

Die Bewertung der Frauen als hilflos rechtfertigt darüber hinaus, nicht *mit* ihnen, sondern *über* sie zu sprechen, da sie selbst als nicht dazu fähig verstanden werden. Die Frauen werden als passives Objekt von Fürsorge konstruiert, wobei ihr Status als prekarierte Migrantinnen als weitere Legitimation für diese Auffassung herangezogen wird. Dieser Konstruktion liegt auch ein pauschalisierendes Verständnis von Migration aus ›Osteuropa‹ zugrunde, das Heterogenitäten und unterschiedliche Motivationen von Migrantinnen ausblendet. Das Verständnis sexarbeitender Frauen im Kurfürstenkiez als bedürftige ›Andere‹ manifestiert sich durch die Einrichtung zahlreicher Anlauf- und Beratungsstellen sogar infrastrukturell, wobei die Mitarbeiter*innen dieser Beratungsstellen pauschalisierenden Diskurse entgegen die heterogenen Lebenswelten der Frauen durchaus anerkennen. Allerdings handelt es sich auch bei der sozialarbeiterischen Fürsorge nur um eine kurzfristige bzw. scheinbare Lösung: Niederschwellige Angebote wie Duschen, Essen oder Schlafgelegenheiten schaffen in dringenden Belangen Abhilfe, lösen aber zugrundeliegende strukturelle Probleme wie Ausgrenzungen aus dem Sozialsystem nicht.

Diese Grenzen der Beratungsarbeit werden wiederum in Kombination mit dem *Othing* (d.h. der ›Anders-Machung‹) der Frauen als passive ›Andere‹ als Legitimation genutzt, die Einrichtungen insgesamt in Frage zu stellen, wie folgender Auszug aus dem Thesenpapier zum Straßenstrich des damaligen Bürgermeisters des Bezirks Mitte, Stephan von Dassel, verdeutlicht:

»Zuhälter/Betreuer der Sexarbeiterinnen lassen ›ihre‹ Frauen die Hilfsangebote nutzen, weil sich dadurch ihr Zustand/ihre Gesamterscheinung verbessert und sie somit für die Freier attraktiver werden – die staatlich finanzierte Hilfe für die Sexarbeitenden führt damit auch zu höheren Einnahmen bei den Zuhältern/Betreuern der Frauen.« (von Dassel 2019)

Hierbei wird neben strukturellen Ursachen für Ausbeutung jegliches Eigeninteresse der Frauen an den Duschen oder anderen niederschwelligen Unterstützungsleistungen negiert, um die Unterstützung sexarbeitender Frauen auf dem Straßenstrich als eine Verschwendung von Steuergeldern zu rahmen, was wiederum auf die Frage zurückführt, wessen Interessen im Kiez politisch vertreten werden (können).

Die Körper der Frauen werden in diesen Debatten zu Symbolen der Aushandlung gesellschaftlicher Moralvorstellungen im Zusammenhang mit Sexarbeit und Migration; die Aufmerksamkeit verschiedener Akteur*innen für sie und die darin implizierte Bedeutung des (Er-)Kennens der ›osteuropäischen Prostituierten‹ im Kurfürstenkiez macht allerdings andere Lebenswelten von Migrant*innen aus osteuropäischen Ländern unsichtbar, die in Berlin anderweitig in der Sexarbeit tätig sind. Damit soll nicht impliziert werden, dass sich diese Lebensrealitäten in anderen Arbeitsbereichen per se weniger problematisch gestalten. Allerdings wird durch die Fokussierung auf den Straßenstrich die Auffassung verstärkt, dass sich die Probleme mit einer Auflösung des Straßenstrichs beheben ließen – eine Auffassung, die die voranschreitende Verdrängung sexarbeitender Körper aus dem öffentlichen Raum weiter legitimiert.

3.6 Fazit: Der Kurfürstenkiez als lokale Verortung der (Re-)Produktion europäischer Ost-West-Dichotomien

Im Jahr 2019 gingen die Bilder vom Kurfürstenkiez und den »Verrichtungsboxen« nicht nur durch lokale, sondern auch durch internationale Medien (vgl. Robinson 2019). »Sex sells«, und so generiert das Thema (Straßen-)Sexarbeit trotz der moralischen Abwertung als schmutzig oder gefährlich Aufmerksamkeit. Wie ich in diesem Kapitel aufgezeigt habe, steckt hinter dieser Aufmerksamkeit für den Straßenstrich in Berlin allerdings mehr als die Anziehungskraft eines aus Sicht gesellschaftlicher Normen moralisch fragwürdigen Lebensbereichs. So ist die Existenz des Straßenstrichs im Kurfürstenkiez sowie die Sichtbarkeit prekarisierter sexarbeitender Migrantinnen Ausdruck einer zunehmenden (lokalen wie europaweiten) Neoliberalisierung und ihrer Effekte auf urbane Räume sowie das Sexgewerbe. In diesem Sinne handelt es sich bei den Sichtbarkeiten sexarbeitender Frauen aus ›osteuropäischen Ländern‹ im Kurfürstenkiez vielmehr um ein Symptom als eine Ursache von Ausbeutung und Marginalisierung. Die weitreichenden Ursachen bleiben jedoch zugunsten eines Diskurses unerkant, der Begegnungen mit ›osteuropäischen Prostituierten‹ im Kurfürstenkiez v.a. zur Projektionsfläche von Aushandlungen verkörperlichter urbaner Zugehörigkeiten werden lässt. Denn auf lokaler Ebene werden die sexarbeitenden, ›osteuropäischen‹ Körper zum Sinnbild dessen, was in der ›Nachbar*innenschaft‹ als fremd gilt, und überregional oder gar transnational auf (west-)europäischer Ebene zu einem Symbol für die Verfehlungen Berlins oder das Scheitern deutscher bzw. (west-)›europäischer‹ Sexarbeits- und/oder Migrationspolitik. Die Verbreitung der Bilder und Geschichten vom Kurfürstenkiez erfüllt also auch über seine Grenzen hinaus den Zweck, innereuropäische ›Fremde‹ oder ›Andere‹ zu markieren. Damit werden anstelle eines Verständnisses für komplexe Zusammenhänge zwischen urbanen Räumen, transnationalen Prozessen und Entwicklungen im Sexgewerbe einfache Lösungen nahegelegt, die v.a. eine weitere Ausgrenzung prekarisierter sexarbeitender Migrant*innen bedingen. Insofern wird die Debatte um den Kurfürstenkiez zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung, die die aufgezeigten Probleme auch selbst produziert.

All diese Faktoren bedingen die alltäglichen wie auch diskursiven Begegnungen mit den ›osteuropäischen Prostituierten‹ im Kurfürstenkiez, über die Differenzen in bestimmte Körper eingeschrieben werden. So entstehen gesellschaftliche Vorstellungen

darüber, wie ›osteuropäische Prostituierte‹ aussehen und wo sie zu finden sind. Dies *ermöglicht* es anderen, weniger deutlich als ›osteuropäische Prostituierte‹ erkennbaren ›osteuropäischen‹ Migrant*innen, als Sexarbeiter*innen unsichtbar zu werden. Gleichzeitig wird eine solche verkörperlichte Abgrenzung von dieser Einordnung allerdings auch *notwendig*, um Zugehörigkeiten zu Berlin bzw. (West-)›Europa‹ auszudrücken. Insofern erwies sich der Kurfürstenkiez indirekt auch als Bezugspunkt für andere Forschungsteilnehmer*innen, die nie in der Straßensexarbeit tätig waren oder werden wollten, und die im Verfolgen ihrer Lebensziele, Pläne und Orientierungen doch die dort über Körperlichkeiten konstruierten europäischen Ost-West-Dichotomien navigieren mussten.

4. Freizügig sein auf dem Weg zum ›guten Leben‹?

Europäische Des-/Orientierungen und Irritationen neoliberaler Ideale von Mobilität und Freiheit

Wenige Gehminuten von der Kurfürstenstraße entfernt erstreckte sich um den Nollendorfsplatz und die Motzstraße der sogenannte ›Regenbogenkiez‹. Diese Bezeichnung trug der Kiez zum Zeitpunkt der Forschung aufgrund seiner Geschichte als Anlaufpunkt für homosexuelle und andere Menschen, die im Widerspruch zu (cis-)heteronormativen Ordnungen lebten. Ehemals leistbarer Zufluchtsort für diejenigen, die anderswo keinen Platz finden konnten, hatten die stadtweiten Gentrifizierungsprozesse bis in die 2010er Jahre auch diesen Kiez erreicht. So bestand das Straßenbild während meiner Aufenthalte aus einer Mischung von Restaurants und touristischen Bars, die demonstrativ Regenbogenflaggen gehisst hatten, sowie Sexshops, Buchhandlungen und ein paar unscheinbaren Kneipen. Letztere hatten die Jahrzehnte scheinbar unberührt überdauert und fielen im Straßenbild nicht auf, verfügten allerdings über eine lange Geschichte als Anbahnungsorte käuflicher sexueller Handlungen (Ellison/Weitzer 2017: 1394). In oder vor den Kneipen versammelten sich auch zum Zeitpunkt meiner Forschung einige junge Männer, um in den Kneipen nach »Klienten« zu suchen, wie es einer von ihnen ausdrückte.

In einer jener Kneipen lernte ich im Herbst 2017 Radko kennen. Radko war damals 20 Jahre alt und zu diesem Zeitpunkt bereits seit mehr als einem Jahr in Berlin. Aufgewachsen war er in einer bulgarischen Kleinstadt unweit von Sofia. Diesen Ort hatte er mit 18 Jahren in Richtung Deutschland verlassen. Denn dort sah er für sich keine Zukunftsperspektiven, wie er erzählte: »Viele junge Leute in Bulgarien arbeiten nicht, sie gehen nur auf der Straße auf und ab. Ein paar haben Arbeit, aber sie gehen nicht hin, es ist schlechte Arbeit. Ich bin nach der Schule nach Deutschland gegangen, ich kann hier mehr Geld machen.« Radko war aber nicht nur wegen des Geldes in Deutschland. Er besuchte in Berlin auch einen Integrationskurs, lernte Deutsch und Englisch und war erpicht darauf, sich mit mir auf Deutsch zu unterhalten, um seine Sprachkenntnisse zu verbessern. Er plante, in Deutschland zu bleiben. Nach der »Schule«, wie er den Kurs nannte, wollte er eine Ausbildung machen und im Bausektor arbeiten, irgendwann heiraten und eine Familie gründen – zumindest waren dies die Ziele, die er mir gegenüber

nannte. Denn wenngleich sein Bestehen auf Deutsch als Kommunikationssprache seinen Bestrebungen einen praktischen Ausdruck verlieh, erzählte er mir in dieser Sprache von Aktivitäten, die darauf hindeuteten, dass er nicht nur zur Existenz- und Familiengründung in Berlin war. So war Berlin nicht seine erste Anlaufstelle in Deutschland gewesen, sondern eine andere (west-)deutsche Stadt, in der seine ältere Schwester bereits seit einigen Jahren gelebt hatte. Dort war es ihm allerdings zu langweilig geworden, weswegen er nach Berlin zog, um die Vorteile der Großstadt (abseits, wie er es ausdrückte, familiärer »Überwachung«) zu genießen. Denn Radko war ein junger Mann, der auch im Hier und Jetzt etwas erleben, sich ausprobieren und Anteil an den Freiheiten einer liberalen Gesellschaft haben wollte. Wenn er sich nicht gerade mit mir traf, verbrachte er seine Freizeit damit, an Berliner Seen zu entspannen, mit Freunden in Parks oder Wohnungen bis in die Morgenstunden zu feiern oder zu versuchen, in die Berliner Clubs zu kommen, die für ihre sexuell freizügigen Parties bekannt waren.

Gerade das Sexleben der Hauptstadt schien auf Radko eine Faszination auszuüben, die auch durch Unkenntnis und mangelnden Kontakt mit nicht-cisheteronormativen sexuellen Praktiken und Identitäten geprägt war. So brachte er immer wieder Fragen zu unseren Treffen, ob »so etwas« wie z. B. homosexuelle Beziehungen, transgeschlechtliche Identitäten o.Ä. hier »okay« sei. Deswegen war es nicht verwunderlich, dass die Art seiner Einkommensgenerierung zwischen uns lange unausgesprochen blieb. Der Ort unseres Kennenlernens legte Vermutungen nahe, ebenso wie seine ausführlichen Kenntnisse der lokalen Ausprägungen von transaktionellem Sex. Allerdings erklärte mir Radko zunächst, dass er sich mit Reinigungsjobs in einem Hotel über Wasser hielt. Nach allem, was ich über Radko gelernt hatte, handelte es sich dabei nicht zwangsweise um eine Notlüge, war sein Leben doch geprägt von irregulären Arbeitsverhältnissen und Gelegenheitsjobs. Dass das Anbieten sexueller Handlungen gegen Geld eine dieser Einkommensquellen war, stellte sich nach einigen Monaten unserer Bekanntschaft heraus, als er eines unserer Treffen bald beendete, weil er in eine andere Kneipe musste – »bisschen unterhalten, bisschen arbeiten«, wie er es flüsternd formulierte. Sonst oft knapp bei Kasse kam er zu unserem nächsten Treffen mit großen Geldscheinen und erzählte mir, welche Schuhe er sich dafür kaufen wollte – Sneaker einer (teuren) Marke, die für ihn eine wichtige Ergänzung seines angestrebten Erscheinungsbilds waren. Im Zeitraum unserer Treffen kam es allerdings nie zu diesem Kauf, denn das Geld war schneller weg als gedacht.

Radkos Lebensweg entfaltete sich zwischen dem Streben nach verschiedenen lang- oder mittelfristigen Lebenszielen und zahlreichen sozioökonomischen Hindernissen auf dem Weg dorthin. Und auch wenn sich seine konkreten Ziele und Wünsche von denen anderer Teilnehmer*innen unterschieden, zeichnete sich auch in deren Lebensplanungen ein vergleichbares Spannungsfeld ab. Damit irritieren ihre Biographien pauschalisierende und simplifizierende Narrative europäischer »Armutsmigration«, die (in diesem Fall) sexarbeitende Migrant*innen in einem unausweichlichen Kampf um das Überleben verorten, ohne ihnen Motivationen, Ziele oder *agency* bzw. Handlungsfähigkeit zuzuerkennen (Mai 2018: 3, Shah 2014: 190). Während sozioökonomische Prekaritäten unzweifelhaft die Lebensrealitäten der Forschungsteilnehmer*innen prägten und ihre Handlungsoptionen bedingten, richteten sie ihre Handlungen zugleich nach Vorstellungen eines »guten Lebens« aus (vgl. Fischer 2020).

Diese Vorstellungen, Hoffnungen und Ideen der Forschungsteilnehmer*innen von ›dem guten Leben‹ stellen den Ausgangspunkt dieses Kapitels dar, anhand dessen verschiedene Bruchstellen der (implizit west-)›europäischen‹ und durch die Europäische Union (EU) vertretenen Werte von Freizügigkeit und Mobilität aufgezeigt werden. Diesem Spannungsfeld nähere ich mich mithilfe von Ahmeds Konzept der Orientierungen (*orientations*) (Ahmed 2006), welches ermöglicht, die Aufmerksamkeit auf die spezifischen soziokulturellen Kontexte und das relationale Zusammenspiel von Materialitäten, Narrativen, Körpern und Objekten zu lenken, im Rahmen derer sich Vorstellungen vom ›guten Leben‹ und damit assoziierten Subjektivitäten¹ formieren (Mai 2018: 10). Basierend auf Forschungen mit sexarbeitenden Migrant*innen erweitert Mai dieses Konzept zu *mobilen* Orientierungen (*mobile orientations*) (ebd.), um die Bedeutung von sozialen wie räumlich-geographischen Mobilitäten und deren Verbindungen zu bzw. mit angestrebten Subjektivitäten aufzuzeigen (ebd.: 9). Mai nutzt das Konzept der mobilen Orientierungen zudem für eine situierte und kontextualisierte Analyse von *agency*: »Mobile orientations frame agency as the capacity to act within, rather than against, the contradictory constraints and opportunities for subjectivation engendered by the globalization of neoliberal policies and politics« (Mai 2018: 10). Diese Herangehensweise liegt auch den folgenden Ausführungen zugrunde, da die Forschungsteilnehmer*innen durchaus über (teilweise äußerst eingeschränkte) Handlungsfähigkeiten verfügten, ihre Handlungen aber nicht per se hegemoniale neoliberale Imaginationen von Mobilität und Freizügigkeit herausforderten, sondern innerhalb dieser stattfanden und sie dabei mitunter auch reproduzierten.

Während Mai mobile Orientierungen in globalen Kontexten verortet, widmet sich dieses Kapitel ihrer (Re-)Lokalisierung, da die Teilnehmer*innen im Verfolgen ihrer mobilen Orientierungen auch Vorstellungen von ›Europa‹ zwischen ihren Herkunftsregionen und Berlin bzw. Deutschland verhandelten. Denn ein hegemoniales, durch neoliberale Werte definiertes (West-)›Europa‹ fungierte für die Teilnehmer*innen als Imaginationsraum für Ideen und Ideale eines ›guten Lebens‹. Diese Imaginationen wirkten sich einerseits auf (vergeschlechtlichte) Subjektivierungsprozesse aus, im Rahmen derer neoliberale (west-)›europäische‹ Vorstellungen von ›Moderne‹, (sexueller) Freiheit, Erfolg und Selbstverwirklichung verfolgt wurden. Andererseits gerieten sie aber auch in Widerspruch mit anderen (angestrebten) Rollenbildern, Subjektpositionen und soziokulturellen Obligationen. Herausgefordert und transformiert wurden Orientierungen

1 Vereinfacht gesprochen lassen sich Subjektivitäten als »synonym for inner life processes and affective states« (Biehl/Good/Kleinman 2007: 6) verstehen. Wie Biehl, Good und Kleinman (ebd.) weiter ausführen, spiegeln sich in Subjektivitäten dabei breitere soziokulturelle Prozesse und Strukturen wider, wobei diese im Rahmen von Subjektivierungsprozessen nicht bloß adaptiert, sondern auch reflektiert und verarbeitet werden: »The subject is at once a product and agent of history; the site of experience, memory, storytelling and aesthetic judgment; an agent of knowing as much as of action; and the conflicted site for moral acts and gestures amid impossibly immoral societies and institutions. [...] Yet subjectivity is not just the outcome of social control or the unconscious; it also provides the ground for subjects to think through their circumstances and to feel through their contradictions, and in so doing, to inwardly endure experiences that would otherwise be outwardly unbearable. Subjectivity is the means of shaping sensibility.« (Ebd.: 14)

in Richtung (West-)»Europa« zudem durch multiple Ausgrenzungserfahrungen in Berlin (und z.T. in den Herkunftsregionen). Dass die Teilnehmer*innen in diesem Kontext Sexarbeit als eine Option der Einkommensgenerierung auf dem Weg zur Verfolgung mobiler Orientierungen nutzten – und dadurch z.T. Stigmatisierung und Ausbeutung bewusst auf sich nahmen – macht deutlich, dass individualisierte und kommerzialisierte Versprechen eines ›guten Lebens‹ in (West-)»Europa« nur wenigen auf soziokulturell, moralisch und/oder legal anerkannten Wegen zugänglich sind.

4.1 Orientierungen zum ›guten Leben‹ zwischen Märkten, Werten und Moral

»I begin with a simple proposition: that we should understand the end of economics, as well as politics, to be provisioning the good life as widely as possible for people as they themselves conceive it. This normative assertion raises the empirical questions: Just what are different people's visions of the good life? And how do they engage markets in pursuit of wellbeing as they conceive it?«
(Fischer 2020: 1)

Im Sinne dieses Zitats möchte ich die Betrachtung dessen, wie die Forschungsteilnehmer*innen an (Arbeits-)Migration und (in-)formellen Arbeitsmärkten partizipierten, mit der Frage beginnen, was bzw. welche Ziele sie dabei verfolgten. Denn wie Fischer (2020) aufzeigt, greifen rein ökonomisch motivierte Erklärungsansätze zu (Arbeits-)Migration und Arbeitsmarktpartizipation zu kurz (ebd.: 4). Auch (angestrebte) Subjektpositionen sowie (angestrebte) soziale Beziehungen und Rollen prägten die Motivationen der Forschungsteilnehmer*innen. Für Ildiko und Deniza waren ihre Pläne und Vorstellungen z.B. eng mit der Verantwortung für ihre Kinder und ihrer Rolle als Mutter verbunden:

»Ich möchte zurück nach Ungarn und dort ein Haus kaufen für mein Kind und mich.«
(Ildiko, eine cis Frau Anfang 20 aus Ungarn, die im Kurfürstenkiez auf der Straße arbeitete)

»Also so langfristig hab ich noch nicht überlegt, aber jetzt mal bleibe ich noch in Berlin, weil ich will gerne auch irgendeine Zukunft für meine Kinder aufbauen.«
(Deniza, eine cis Frau Ende 20 aus Bulgarien, die in einem Berliner Bordell arbeitete)

Ewa und Monika hingegen strebten nach einer (Selbst-)Verwirklichung als Geschäftsfrau bzw. Künstlerin, sahen sich dabei aber finanziellen Hindernissen ausgesetzt:

»Ich hatte vorher Hotelfach gelernt und kurz vor dem Ende der Ausbildung habe ich damit [Sexarbeit, Anm. UP] nebenbei angefangen. Und dann hab ich eingesehen, das Geld reicht vorne und hinten nicht, so stelle ich mir meine Zukunft nicht vor. Dann habe ich noch mit Sexarbeit nebenbei eine private Kosmetikschule absolviert, aber das ist ja auch nicht ertragreich genug. Mein Ziel wäre es jetzt, über das Internet eine Boutique zu eröffnen, mit Textilien, die ich in Polen direkt kaufe bei einem Großhandel und dann in Berlin verbreite. Das ist mein Ziel, aber das schiebt man immer wieder so auf, weil es ja so gemütlich ist und das Geld kommt ja auch so rein und dann hat man immer keinen Bock.« (Ewa, eine cis Frau Mitte 20 aus Polen, die in Berlin als Escort arbeitete)

»I want to do art, but like, what the fuck, how? For that I have to work all day, and that is what they want. That is what the system wants, just to pump out everything you have and then you cannot create, you cannot rebel, because you have to lay down in your bed, so that you can work the day after again.« (Monika, eine cis Frau Anfang 30, die u.a. in einem Stripclub arbeitete)

Felicia und Sophia schließlich gingen flexibel mit ihrer Zukunftsplanung um, hatten aber dennoch Ziele und Träume, die sie dabei leiteten:

»Ich mache mir solche Pläne nicht, ich bin eine spontane Frau. Ich habe immer Pläne gemacht, und habe es nie geschafft, was zu machen. Und dann habe ich mir gesagt, nein, was morgen kommt, werde ich morgen entscheiden. Oder wenn ich heute früh aufstehe und dann sage, ab jetzt ist es vorbei, dann ist es vorbei. Ich habe natürlich mein Ziel, und wenn ich dieses Ziel erreicht habe, dann höre ich mit diesem Job auf, weil den kannst du nicht ewig machen, oder ich mache mal weniger.« (Felicia, eine cis Frau Anfang 20 aus Rumänien, die in einem Berliner Bordell arbeitete – und ihr Ziel nicht beschreiben wollte, um es nicht zu beschreiben)

»Was soll ich sagen, ich lass die Zukunft auf mich zukommen, aber mein Traum ist als Model eine Karriere zu starten.« (Sophia, eine trans Frau Mitte 30 aus Bulgarien, die im Kurfürstentempel auf der Straße arbeitete)

Diese Vorhaben stehen exemplarisch für verschiedene Ziele und Motivationen, nach denen die Forschungsteilnehmer*innen ihr Handeln ausrichteten. Verbindendes Element ist dabei der Umstand, dass sie sich im Verfolgen dieser Ziele sozioökonomischen Prekaritäten ausgesetzt sahen, die die Verwirklichung ihrer Lebenspläne erschwerten. In diesem Zusammenhang erweist sich die Frage der Einkommensgenerierung durch Sexarbeit zwischen Notwendigkeit und Wunsch nach (viel) Geld als Moment der Sichtbarmachung und Aushandlung mitunter widersprüchlicher neoliberaler Wert- und Moralvorstellungen, die die Teilnehmer*innen in ihrem Handeln beeinflussen.

Was die Zukunft bringt: Grausamer Optimismus und mobile Orientierungen

»Ich bin in den Wendejahren aufgewachsen, ich bin Anfang der 80er Jahre geboren, das heißt, ich habe noch vor der Wende gelebt, ich habe klare Erinnerungen an die Wende

selbst«, erzählte Zsuzsanna, eine cis Frau in ihren frühen 30ern. Sie war Ungarn aufgewachsen, lebte aber inzwischen in einem ›westeuropäischen‹ Land, von wo aus sie regelmäßig nach Deutschland pendelte, um Freund*innen und Kunden zu treffen. Sie bezeichnete sich als »eine Mischung zwischen der Osteuropäerin mit allem, was das so mit sich bringt, und linksextremischer Akademikerin, die nicht in für Akademikerinnen vorgesehenen Jobs arbeiten will.« Auf meine Nachfrage, was für sie »Osteuropäerin«-Sein mit sich brachte, begann sie von ihren Erinnerungen an die Wende zu erzählen:

»In Ungarn war damals eine große Aufregung, ich erinnere mich noch an Fernsehsendungen mit den Worten Demonstration und einer Reihe neuer Wörter, die ich dann gelernt habe, und an jede Menge Leute, die aufgeregt waren. Und dann kamen die Jahre, wo uns diese gewaltige Kommerzialisierung auf den Kopf gefallen ist. Also es war wirklich spürbar auch für kleine Kinder, dass es ab jetzt von heute auf morgen was ganz Neues gibt, das die Erwachsenen total beschäftigt, und dass alles anders wird. Und Kapitalismus und Kommerz hatten natürlich einen großen Effekt auf uns, also als Kind hat man ja auch einen weniger kritischen Sinn, wir fanden das total geil, dass es jetzt hundert Schokoladensorten oder was weiß ich im Laden gibt. Und also das hat uns sehr geprägt, der Westen war immer ein begehrtes Beispiel, es war etwas Anstrebenswertes. Bis heute noch. Also die Leute sind natürlich enttäuscht, aber gleichzeitig ist es noch immer ein bisschen so ›ach, ja, der Westen.«

Erinnerungen an »die Wende«, d.h. die politischen und ökonomischen Umbrüche in zahlreichen Ländern Europas nach dem Fall der Berliner Mauer und dem Zusammenbruch der Sowjetunion, sind aus heutiger Perspektive – und gerade im Kontext der vorliegenden Arbeit – eine schwierige Angelegenheit. Denn die Erinnerungen an die Ereignisse der 1990er Jahre in den nun postsozialistischen Ländern Europas sind vielfältig, umstritten und umkämpft (vgl. Vrzgulová/Lutherová 2021). Abgesehen davon waren viele Forschungsteilnehmer*innen in den späten 1980er Jahren noch nicht geboren, verfügten also nicht über erlebte Erinnerungen an diese Zeit. Mit Zsuzsannas Erzählungen möchte ich also nicht eine Diskussion über Erinnerungskulturen der Wendejahre beginnen.² Vielmehr dienen ihre Erinnerungen einer exemplarischen Veranschaulichung dessen, welche Vorstellungen von (West-)›Europa‹ (im Gegensatz zum ›Europa‹ ihrer Herkunftsländer) in den Orientierungen der Teilnehmer*innen zum Zeitpunkt der Forschung wirkten.

Es handelte sich bei diesem (West-)›Europa‹ um eine ambivalente Imagination eines Raumes, der die Verwirklichung von Lebensplänen und einem ›guten Leben‹ versprach, damit aber zugleich die Lebensrealitäten der Teilnehmer*innen vor dem Verlassen ihrer Herkunftsregionen als ›noch-nicht-gutes‹ oder gar ›schlechtes‹ Leben begreifen ließ. Gerade für jüngere Teilnehmer*innen spielten dabei ebenso Narrative und Imaginationen um die EU-Erweiterungen in den Jahren 2004 und 2007 als Eröffnung neuer Möglichkeiten und Mobilitäten eine Rolle. Während sich in ihren Imaginationen somit eine Dominanz ›westlicher‹ Interpretationen der Wendejahre und EU-Erweiterungen ausdrückt,

2 Für eine weiterführende Auseinandersetzung mit der Frage des alltäglichen, institutionellen und/oder medialen Erinnerens an den Kalten Krieg bzw. Sozialismus in Europa vgl. u.a. Heß (2016), Light and Young (2015) und Mihelj (2017).

ist zu bedenken, dass in dieser Forschung nur mit Personen gesprochen wurde, die sich in Richtung Berlin, Deutschland und/oder anderer ›westeuropäischer‹ Länder orientierten. Andere Imaginationen und Interpretationen ›Europas‹ existieren durchaus, können allerdings in dieser Arbeit nicht abgebildet werden.

Die Teilnehmer*innen gaben sich diesen Imaginationen auch nicht unkritisch hin. Wie sich in Zsuzsannas Erzählung abzeichnet, waren die Reflexionen der Teilnehmer*innen durchaus von einem Bewusstsein dafür geprägt, dass dieses imaginierte (West-)›Europa‹ nicht für alle die erhofften Verbesserungen gebracht hatte. Ausschlaggebend dafür waren Erzählungen über und/oder Erlebnisse der Konsequenzen der neoliberalen Transformationen in postsozialistischen europäischen Ländern bzw. das Erleben der Finanzkrise des Jahres 2008 und ihrer Nachwirkungen. Es war aber auch die ideelle Vormachtstellung (v.a. nord-)›westeuropäischer‹ Länder, die Teilnehmer*innen Anlass zur Kritik am ›Westen‹ gab, da sie zwar mit ihrer ökonomischen Situation unzufrieden waren, darin aber nicht eine Abwertung ihrer national-ethnischen Herkunft gerechtfertigt sahen (s. Abschnitt 4.3 und Kapitel 5). Während eine Orientierung in Richtung ›Westeuropa‹ also nicht unbedingt mit einer Idealisierung des ›Westens‹ einherging, war es dennoch ein durch ›westeuropäische‹ bürgerliche Mittelklassen und Institutionen wie die EU definiertes ›Europa‹, das als Imaginationsraum für eine bessere Zukunft und die Verwirklichung eines ›guten Lebens‹ fungierte.

Damit lassen sich die Zukunftsvisionen der Teilnehmer*innen bis zu einem gewissen Grad als Ausdruck von Berlants (2011) grausamem Optimismus (*cruel optimism*) begreifen. Darunter beschreibt Berlant ein Festhalten an »konventionellen« (ebd.: 2) Fantasien eines ›guten Lebens‹ in einem Umfeld, das die Verwirklichung dieser Fantasien unmöglich macht. Berlant bedient sich dabei einer Definition des ›guten Lebens‹, die neben ökonomischen auch moralische und intime Relationen berücksichtigt (ebd.) und eine breitere Perspektive auf im neoliberal-kapitalistischen ›Westen‹ immer mehr in Frage stehende Vorstellungen des ›guten Lebens‹ eröffnet:

»The fantasies that are fraying include, particularly, upward mobility, job security, political and social equality, and lively, durable intimacy. The set of dissolving assurances also includes meritocracy, the sense that liberal-capitalist society will reliably provide opportunities for individuals to carve out relations of reciprocity that seem fair and that foster life as a project of adding up to something and constructing cushions for enjoyment.« (Berlant 2011: 3)

Nach Berlant ist es das Festhalten an diesen Vorstellungen – die als Fantasien in der neoliberal-kapitalistischen Gesellschaft letztendlich nicht verwirklicht werden können – das einem »flourishing« im Wege steht:

»A relation of cruel optimism exists when something you desire is actually an obstacle to your flourishing. [...] These kinds of optimistic relation are not inherently cruel. They become cruel only when the object that draws your attachment actively impedes the aim that brought you to it initially.« (Berlant 2011: 1)

An diesem Punkt wird die Übertragbarkeit des Konzepts auf die Lebensrealitäten der Forschungsteilnehmer*innen allerdings schwierig. Denn wo sich auf einer abstrakten Ebene bewahrheitet, dass ein Verfolgen hegemonialer Ideale vom ›guten Leben‹ der Ver-

wirklichung anderer Formen eines erfüllenden Lebens im Wege steht, läuft diese Argumentation Gefahr, die Partikularitäten und v.a. Unterschiede zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Positionen und Positionierungen innerhalb (West- wie Ost-)Europas zu übersehen. Denn für mehrfach marginalisierte Teilnehmer*innen wie z.B. Ildiko, Radko oder Sophia waren es keineswegs nur ihre Hoffnungen, die einer Verwirklichung eines ›guten Lebens‹ im Wege standen, sondern auch ihre von ökonomischer Prekarisierung und/oder sexistischer, rassistischer oder transfeindlicher Diskriminierung geprägten Lebensrealitäten. Insofern lässt sich nicht eindeutig beantworten, ob es sich bei den Vorstellungen der Teilnehmer*innen um einen grausamen Optimismus in enger Auslegung Berlants handelte oder um Optimismus im Angesicht durchaus als grausam zu bezeichnender Lebensrealitäten am Rande von Gesellschaften, an deren Annehmlichkeiten sie nur bedingt Anteil haben konnten.

Diese Ambivalenzen zeigen sich in den Aussagen der Teilnehmer*innen auch dahingehend, dass ihre Zukunftspläne alles andere als eindeutig waren: Spontanität und Flexibilität standen z. B. für Felicia nicht im Widerspruch zur Verfolgung langfristiger Ziele, Radko sah sich in der Zukunft als Familienvater, aber im Jetzt als freizügig lebender Single in einer ›europäischen‹ Metropole, und Ewa wollte ein Unternehmen aufbauen, sich aber auch schon heute immer wieder mal »etwas gönnen«. Diese Widersprüche bieten unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten: als Ausdruck einer neoliberalen Idee der unbegrenzten Möglichkeiten und des zentralen Stellenwerts der Selbstverwirklichung darin oder in Antwort auf sozioökonomische Unsicherheiten als Ausdruck dessen, dass Planungen aufgegeben wurden und das ›gute Leben‹ im Jetzt im Fokus stand, während ›die Zukunft‹ vielmehr zur Projektionsfläche von Wünschen oder sozialen Erwartungshaltungen wurde. Bis heute entziehen sich die Zukunftspläne der Teilnehmer*innen für mich einer eindeutigen Klassifizierung, zumal auch sie selbst dazu keine klare Haltung zu haben schienen und sich ihre Vorstellungen vom ›guten Leben‹ immer wieder veränderten.

Vor diesem Hintergrund erwiesen sich Mais mobile Orientierungen (Mai 2018) als hilfreiche Metapher, um die relationalen Dynamiken und Multilinearitäten in den Lebensplänen der Teilnehmer*innen zu begreifen. Die Bedeutung der Mobilität ergibt sich dabei nicht bloß aus der Verfolgung räumlich-geographischer Mobilitäten durch die Teilnehmer*innen. Denn diese standen in enger Verbindung mit einem Streben nach sozialen Mobilitäten, d.h. einer Bewegung aus den gegebenen soziokulturellen und sozioökonomischen Strukturen hinaus. Für die meisten Teilnehmer*innen ging es dabei v.a. um sozialen Aufstieg, also das Erreichen einer besseren sozioökonomischen Absicherung und/oder im Kontext diverser soziokultureller Hierarchien besser gestellten Subjektposition(en). Diese Mobilitätsbestrebungen entfalteten sich im Kontext verschiedener sozialer und kultureller Gefüge, die wiederum unterschiedliche Objekte, Subjektivitäten und/oder Körperlichkeiten zu einem Teil und Ausdruck angestrebter Subjektpositionen und damit zu ›Orientierungspunkten‹ werden ließen. So lässt sich z.B. Radkos Ziel einer Familiengründung als Ausdruck dessen verstehen, dass er sich (v.a. im Kontext seiner familiären Beziehungen in Bulgarien) als Vater in einer Rolle mit größerer Anerkennung positionieren wollte. Das Besuchen von Partys, die Trinkabende mit seinen Freunden und der Wunsch nach Markenkleidung war für ihn hingegen Ausdruck dessen, ein ›modernes‹ und freizügiges Subjekt zu sein, das gewisse ›tradi-

tionelle« Konventionen sowie nationale Grenzen überwunden hat, was für ihn in seiner Herkunftsregion und den dortigen Netzwerken nicht erreichbar war bzw. erschien.

Diese Widersprüche unterscheiden sich nicht grundlegend von denen anderer Bewohner*innen Europas, die ebenso mit unterschiedlichen Definitionen eines ›guten Lebens‹ konfrontiert werden und darin ihre eigenen Prioritäten aushandeln müssen. Jedoch standen den Teilnehmer*innen aufgrund verschiedener Formen sozioökonomischer Marginalisierung weniger Pfade zur Verwirklichung eines ›guten Lebens‹ offen. Dass die Teilnehmer*innen u.a. durch Migration in ›westeuropäische« Länder und/oder die Aufnahme der Sexarbeit Aus- oder Umwege sahen, verdeutlicht einerseits ihre grundlegende Handlungsfähigkeit, andererseits aber ebenso, dass sie dabei nicht unbedingt gegen, sondern innerhalb hegemonialer neoliberaler Ideen des ›guten Lebens‹ in (West-)›Europa« handelten und z.B. Vorstellungen von sozialem Aufstieg durch harte Arbeit oder von konsumorientierter Selbstverwirklichung nicht in Frage stellten (ebd.: 9). Dabei erwies sich schließlich auch Geld nicht bloß als Mittel zum Zweck, sondern als mit soziokulturellen und affektiven Bedeutungen aufgeladenes Objekt, das in mehrfacher Hinsicht zum Orientierungspunkt wurde (Mai 2014: 183).

Geld brauchen, Geld haben, Geld machen: Geld-Werte, Moral und Neoliberalisierung

Da Lohnarbeit im globalisierten kapitalistischen Wirtschaftssystem für die meisten Menschen eine (Über-)Lebensnotwendigkeit darstellt, nahm die Frage der Einkommensgenerierung auch in den mobilen Orientierungen der Teilnehmer*innen einen zentralen Stellenwert ein. So beeinflussten u.a. Vorstellungen und Hoffnungen auf bessere Einkommensmöglichkeiten ihre Migrationsprozesse. Es handelte sich bei Fragen der Einkommensgenerierung jedoch nicht um rein ökonomische Abwägungen. Ebenso wurden dadurch soziale Beziehungen und Positionierungen sowie Wert- und Moralvorstellungen verhandelt. Mai (2014) zeigt auf, dass das auch von Radko erwähnte »Geldmachen« verschiedene Funktionen im Leben sexarbeitender Migrant*innen erfüllt bzw. erfüllen kann:

»[M]aking money« emerges as a key discourse and priority for independent young migrants. Besides its obvious economic meaning, ›making money‹ is a discourse and an aim enabling young people to justify their desire to achieve psychological autonomy and upward social mobility in a context characterised by poverty and the necessity to survive.« (Mai 2014: 183)

Diese Vielschichtigkeit von Geld spiegelte sich in den Gesprächen mit Teilnehmer*innen wider. Eigenständig (ausreichend) Geld zu verdienen fungierte als Ausdruck von Selbstständigkeit oder Unabhängigkeit von familiären Strukturen, zudem ermöglichte es eine Positionierung gegenüber z.B. Familienmitgliedern, Freund*innen oder anderen sozialen Zusammenhängen als erfolgreiches Subjekt. Diese Bedeutungen ergaben sich dabei auch gerade wegen der Erfahrungen sozioökonomischer Marginalisierung. Wenn es in z.B. familiären und/oder sozialen Netzwerken an Geld mangelte, wurde der Besitz von Geld zum Ausdruck sozialen Aufstiegs und der Möglichkeit der Teilhabe an einer konsumorientierten Gesellschaft, die älteren Familienmitgliedern und/oder Freund*innen

verwehrt blieb. Auch darin zeigt sich, dass die meisten Teilnehmer*innen innerhalb hegemonialer neoliberaler Strukturen operierten und diese in ihre Orientierungen inkorporierten. Denn Geld zu haben und diesem Umstand durch z. B. das Tragen teurer Kleidungsstücke Ausdruck zu verleihen signalisierte für Menschen wie Radko nicht nur das Überkommen eigener Armutserfahrungen, sondern auch eine Anschlussfähigkeit an eine ›moderne‹ neoliberal-konsumorientierte (west-)europäische Gesellschaft.

Ebenso nahm Geld eine bedeutende Rolle in der Gestaltung sozialer Beziehungen und der eigenen Positionierungen in ihnen ein. Dies zeigte sich z. B. in den Orientierungen von Deniza und Ildiko, die Geld nicht bloß für sich, sondern auch für ihre Kinder verdienten, um dadurch ihrer Fürsorge Ausdruck zu verleihen und sich in moralischen Ordnungen als ›gute Mütter‹ zu positionieren (Keough 2006: 446ff). Geld zu machen war dabei nicht bloß ein Mittel zur Etablierung von Zukunftsperspektiven für Kinder und Familie, sondern ist ebenso im Zusammenhang mit einer Kommodifizierung bzw. »Objektivierung« (Mai 2018: 9) sozialer Beziehungen zu verorten. So war es Deniza und anderen Teilnehmerinnen mit Kindern in ihren Herkunftsländern wichtig, bei den regelmäßigen Besuchen Geschenke mitzubringen, über die sie (u. a.) ihrer Zuneigung und Fürsorge Ausdruck verleihen wollten bzw. im Hinblick auf lokale Rollenvorstellungen mussten. Und schließlich war Geld auch ein Mittel, um z. B. im Rahmen von Schönheitsoperationen den eigenen Körper zu modifizieren. Kurz gesagt standen auch die Forschungsteilnehmer*innen mitten in einer sich über verschiedene lokale Kontexte erstreckenden hegemonialen konsumorientierten ›europäischen‹ Gesellschaftsordnung, die nicht nur ihre Erfahrungen, sondern auch ihre Bedürfnisse prägte.

Insofern müssen auch die Entscheidungen, an räumlich-geographischen Mobilitäten teilzuhaben und/oder Sexarbeit aufzunehmen bzw. weiterzuführen, in diesem Gefüge von ökonomischen Ungleichverhältnissen und soziokulturellen Bedeutungen von Geld und Reichtum im neoliberalen (West-)Europa verortet werden. So handelte es sich bei der Aufnahme der Sexarbeit für fast alle Teilnehmer*innen um eine bewusste Entscheidung. Derartige Entscheidungen negieren keineswegs Prekaritäten und Gewalt- oder Ausbeutungserfahrungen in der Sexarbeit (vgl. Kapitel 6 und 7), verdeutlichen jedoch die Abwägungsprozesse sowie die Aushandlung moralischer Beurteilungen bei der Wahl der Einkommensgenerierung. Die Diskussion von Moral im Kontext von Sexarbeit fokussiert sich meist auf den der Tätigkeit inhärenten Bruch mit hegemonialen Moralvorstellungen zur Unvereinbarkeit von Sexualität und Ökonomie (vgl. Zelizer 2005). In den Entscheidungen der Teilnehmer*innen (vgl. Kapitel 7) zeigte sich jedoch, dass dieser Moralbruch mitunter in Relation zu anderen als moralisch ›fragwürdigen‹ beurteilten Tätigkeiten und/oder den angestrebten Zielen gesetzt wurde, die den Moralbruch der Sexarbeit als ›geringeres Übel‹ oder tolerierbare Notwendigkeit erscheinen ließen. So erwähnten u. a. Radko und einige seiner Kollegen, aber auch Felicia und weitere Teilnehmerinnen, dass sie »wenigstens nicht stehlen« würden, sondern ihr Geld auf eine »ehrliche« Art und Weise verdienen würden. Für Teilnehmerinnen wie Deniza oder Ewa handelte es sich bei der Sexarbeit um einen im Hinblick auf ihre Ziele tragbaren Tabubruch. Denn das damit gewonnene Einkommen ermöglichte – im Gegensatz zu anderen zwar weniger ›fragwürdigen‹, aber auch geringer vergüteten Jobs – die Erfüllung einer Positionierung als fürsorgliche Mutter oder erfolgreiche Geschäftsfrau. Und die oben zitierte Aussage von Monika verdeutlicht die unter den Teilnehmer*innen mehr-

fach vertretene Ansicht, dass die Umstände der Sexarbeit (zumindest theoretisch) einen Ausbruch aus den Mühlen der schlecht bezahlten Lohnarbeit eröffneten, der eine Selbstverwirklichung erst möglich werden ließ.

Was sich zusammenfassend in den mobilen Orientierungen der Teilnehmer*innen und den darin enthaltenen Verhandlungen von Ideen des ›guten Lebens‹ erkennen lässt, sind die weitreichenden Auswirkungen einer voranschreitenden Neoliberalisierung nicht nur auf ökonomische Ungleichverhältnisse, sondern auch auf Subjektivierungsprozesse. Während die Bemühungen der Teilnehmer*innen, ein ›gutes Leben‹ zu etablieren, aufzeigen, dass Erfolgs- und Aufstiegsmöglichkeiten entgegen hegemonialer individualisierter Narrative der unbegrenzten Möglichkeiten in (West-)›Europa‹ nicht allen gleichermaßen zugänglich sind, prägen diese Narrative dennoch die Orientierungen der Teilnehmer*innen. Denn die Verheißung unbegrenzter Möglichkeiten eröffnete auch die Hoffnung auf eine Vereinbarkeit widersprüchlicher Ansprüche, die sich aus den vielfältigen Positionierungen und (angestrebten) Subjektpositionen der Teilnehmer*innen in ihren Herkunftsregionen wie auch in Berlin ergaben. Während sich dieser Abschnitt damit beschäftigte, wie die Teilnehmer*innen im Zusammenhang mit ökonomischen Zielen und Aktivitäten unterschiedliche Wert- und Moralvorstellungen navigierten, befasse ich mich in Folge mit der Frage, was die Teilnehmer*innen dabei (nicht) verkörperlichen konnten oder wollten und lenke dabei den Blick insbesondere auf die vergeschlechtlichten Dimensionen von Freiheiten, ›Tradition‹ und ›Moderne‹.

4.2 Subjektivierungsprozesse im Spannungsfeld vergeschlechtlichter Visionen von Moderne, Freiheit und ›Europa‹

Radko wollte nach der Schule gerne auf dem Bau arbeiten. Mit diesem Ziel war er nicht allein unter den jungen Männern, die im Nollendorfkiez unterwegs waren. Manche von ihnen waren mit der Hoffnung auf einen derartigen Job nach Berlin gekommen, andere sahen, wie Radko, ihre aktuelle Tätigkeit und zum Teil auch ihren Aufenthalt in der deutschen Hauptstadt als Zwischenstation auf dem Weg in ein konventionelles bzw. ›traditionelles‹ Berufsleben – eventuell gar in einer anderen Stadt oder einem anderen Land. Ein zentrales Problem dabei war jedoch, dass Arbeitsplätze im Bausektor für migrantische, sogenannte ›unqualifizierte‹ (d.h. ohne formale Ausbildung) Arbeitskräfte bei Weitem nicht in Fülle existierten, oder zumindest nicht unter Bedingungen, die das Erreichen eines abgesicherten Lebensstandards ermöglicht hätten. Radkos Orientierung in Richtung eines für ihn mit sozialem Prestige verbundenen Bauarbeiterjobs erinnerte an sozialistische Imaginationen und seine Klassenposition. Über die Dauer unserer Treffen bekam ich jedoch den Eindruck, dass er nicht ganz überzeugt von diesem Plan war und seine Sinnhaftigkeit durchaus in Frage stellte. Die Gründe dafür waren vielfältig: Die Jobsuche war schwierig, der Abschluss der Ausbildung noch weit entfernt. Sein sozialer Hintergrund konnte im Nollendorfkiez zwar theoretisch in der Kundenakquise in Marktwert umgewandelt werden, doch verkörperlichte Radko nur bedingt die einer migrantischen Arbeiterklasse zugeschriebene Hypermaskulinität (Özbay 2017: 126), da sein körperliches Erscheinungsbild nicht den Vorstellungen eines durchtrainierten und physisch starken Arbeiters entsprach. Ebenso wenig konnte er sich den Gepflogenheiten ei-

ner in Berlin geschätzten internationalisierten Mittelklasse anpassen. Die Fokussierung auf »Schule«, Ausbildung und Bauarbeiterjob ermöglichte es ihm, in dieser ambivalenten Position zu verweilen, ohne Gewissensbisse aufgrund von »Untätigkeit« zu haben. Allerdings war sein Verweilen auch Ausdruck dessen, dass er sich in einem Prozess der Um- oder Neuorientierung befand, der die Frage aufwarf, was oder wer er selbst in seinem Leben sein wollte und konnte.

In diesem Abschnitt werde ich dieses Spannungsfeld rund um Radkos Verfangen-Sein zwischen verschiedenen Orientierungen entlang der Frage betrachten, wie sich darin vergeschlechtlichte Subjektivierungsprozesse und Vorstellungen eines »guten Lebens« zwischen Imaginationen von »Moderne(n)« und »Tradition(en)« entlang europäischer Ost-West-Dichotomien ausdrücken (vgl. Keinz/Lewicki 2019, Keough 2006, Lyon/Capussotti/Laliotou 2007, Trofimov 2019, 2020). Denn Radkos Orientierung in Richtung eines Bauarbeiterjobs enthält, ebenso wie Denizas oder Ildikos Fokussierung auf eine Positionierung als »gute Mutter«, eine unverkennbar vergeschlechtlichte Komponente, die auf die Zentralität von Geschlechterrollen und -verhältnissen in den Lebensrealitäten der Teilnehmer*innen verweist.

Auch vor diesem Hintergrund erweisen sich mobile Orientierungen als hilfreicher Ansatz, da Mai dieses Konzept anhand verschiedener Forschungsprojekte mit weiblichen und männlichen, cis wie trans Sexarbeitenden entwickelte (Mai 2018: 11ff). Somit eröffnet es eine Perspektive, die über jene Fokussierung auf ein bestimmtes Geschlecht hinaus geht, auf die die Sexarbeitsforschung so häufig noch beschränkt ist und wodurch bestimmte geschlechterübergreifende Momente vergeschlechtlichter Subjektivierungen mitunter nicht wahrgenommen werden. So wird die aktive Aushandlung von Geschlechterrollen häufig anhand (cis-)männlicher Sexarbeiter untersucht (vgl. Ellison 2018, Özbay 2017, Trofimov 2019), eine Einschränkung durch hegemoniale Geschlechterbilder jedoch vermehrt an (cis-)weiblichen Sexarbeiterinnen (vgl. Bloch 2003, Finger 2017, Le Breton 2011, Walker/Galvin 2018). Gerade im Falle Radkos fragte ich mich jedoch, ob er nicht genauso durch Männlichkeitsbilder eingeschränkt war und diese in seinem Streben nach dem Bauarbeiterjob unhinterfragt übernahm, ohne sich darin wirklich wiederzufinden. Zudem beinhaltete seine Position als junger migrantischer Mann ebenso Vulnerabilitäten wie z.B. einen mangelnden bzw. nicht vorhandenen Zugang zur Krankenversicherungen und eine unsichere Wohnsituation (vgl. Castañeda 2013, Probst 2022). Gleichzeitig war sein Oszillieren zwischen »traditionellen« Männlichkeitsvorstellungen vom Familienvater in einem maskulin konnotierten Beruf, dem Auskosten (sexueller) Freizügigkeiten und an Konsum, Erfolg und Geld festgemachten Männlichkeiten ein anschauliches Beispiel für die nicht immer eindeutigen Verhandlung vergeschlechtlichter Subjektivitäten. Diese Perspektive soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass derartige Aushandlungen für Menschen verschiedener Geschlechter im Kontext einer cisheteronormativen Geschlechterordnung unter unterschiedlichen Parametern erfolgen. So ist z.B. der Umstand, dass es sich bei der Mehrheit der Menschen in der Sexarbeit um cis Frauen handelt, keineswegs als Zufall, sondern als Ausdruck hierarchisierender Geschlechterordnungen zu betrachten.

Cis Frauen zwischen Selbstverwirklichung und sozialen Verpflichtungen

Auf meine Frage, was Deniza in ihrer Freizeit unternahm, entgegnete sie: »Also in meiner privaten Zeit bin ich meistens unterwegs. Ich bin fünf Tage hier arbeiten und die zwei Tage, die ich frei habe, nutze ich immer für mich selber, einkaufen und sowas.« Einkaufen war eine gängige Antwort auf meine Frage nach der Freizeitgestaltung der Teilnehmerinnen, die auf die erwähnte Konsumorientierung verweist. Es war aber bei Weitem nicht die einzige Aktivität, die sie abseits der Arbeit unternahmen. Felicias wichtigstes Hobby waren ihre Haustiere, außerdem ging sie gerne feiern, Monika widmete sich ihrer Kunst, andere Teilnehmerinnen erwähnten zudem lange Spaziergänge in den vielen Parks und Wäldern Berlins oder Unternehmungen mit Freund*innen, um nur einige Beispiele zu nennen. Insgesamt handelte es sich bei den Freizeitaktivitäten der Teilnehmerinnen meistens um ›alltägliche‹ Dinge, die auf den ersten Blick belanglos erscheinen mögen. Eingebettet in ihre Geschichten, Hintergründe und Orientierungen zeigte sich jedoch, dass es für sie keineswegs eine Selbstverständlichkeit war, Zeit zu haben, die sie für sich selbst nutzen konnten, wie es Deniza formulierte.

Denn entgegen der medialen Wahrnehmung ›osteuropäischer‹ sexarbeitender Frauen als naive Opfer lag den Lebensrealitäten der Teilnehmerinnen eine Orientierung in Richtung eines selbstbestimmten Frau-Seins zugrunde, verbunden mit dem Wunsch, diesem durch Zeit, Raum oder Geld für sich selbst Ausdruck zu verleihen. Auch wenn sich zwar nur wenige Teilnehmerinnen als Feministinnen bezeichneten, lassen sich in ihren Orientierungen dennoch Effekte langjähriger Kämpfe feministischer Bewegungen erkennen, die dazu beitragen, dass die Teilnehmerinnen Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung im Rahmen ihres Hoffnungs- und Erwartungshorizonts wahrnahmen und enge Rollenbilder nicht gänzlich unhinterfragt übernahmen. Ebenso zeigt sich darin allerdings die Verschmelzung (post-)feministischer Forderungen mit neoliberalen Vorstellungen, die derartige Ziele zu einer Frage individueller Gestaltung machen und auch weiterhin wirkmächtige strukturelle geschlechtliche Ungleichverhältnisse ausblenden bzw. sie in der Propagierung des selbstgestaltenden und damit auch selbstregulierenden Subjekts (re-)produzieren (Gill und Scharff 2013: 7).

Denn Deniza und die anderen Teilnehmerinnen waren in komplexe soziale Zusammenhänge eingebunden, aus denen sich verschiedene Einschränkungen und Erwartungshaltungen ergaben, die auch mit ihrem Geschlecht zusammenhingen. Dies zeigte sich bei den Teilnehmerinnen mit Kindern v.a. in der Aushandlung ihrer Rolle(n) als Mutter. Dabei ist als eines der wenigen Muster im Kontext dieser Forschung zu erwähnen, dass es sich bei allen teilnehmenden Müttern um alleinerziehende Mütter in dem Sinne handelte, dass die Männer, die an der Zeugung der Kinder beteiligt waren, abwesend waren und keinen Anteil an der Fürsorgearbeit hatten. Ebenso hatten viele Mütter unter den Teilnehmerinnen ihre Kinder in jungem Alter geboren, teilweise gar vor rechtlicher Volljährigkeit, was in Kombination mit mangelnden Möglichkeiten familiärer oder staatlicher finanzieller Unterstützung dazu führte, dass sie Ausbildungen abbrechen und direkt ins Berufsleben einsteigen mussten. Als ich Deniza nach Sozialleistungen wie Kindergeld o.Ä. fragte, brach sie in Gelächter aus. Zwar existierten solche Leistungen theoretisch in ihrem Herkunftsland Bulgarien, doch war ihr Umfang so gering, dass sie für Deniza kaum einen Unterschied machten. In Ermangelung anderer

Optionen oblag also ihr die Aufgabe, den Lebensunterhalt und die Bildungskosten ihrer Kinder zu finanzieren: »Ja, meine Tochter ist in der zweiten, dritten Klasse noch und die Kleine ist noch im Kindergarten. Dafür muss sich Mama noch ein bisschen anstrengen.«

An dieser Schnittstelle von ökonomischen Prekaritäten und geschlechterspezifischen Fürsorgerwartungen und -notwendigkeiten orientierte sich Deniza in Richtung einer mobilen Mutterschaft (vgl. Contreras/Griffith 2012, Ishkanian 2002, Keough 2006). Diese stellte eine Option dar, ihrer Fürsorge Ausdruck zu verleihen und zugleich ein Entkommen aus den als einschränkend wahrgenommenen sozioökonomischen Rahmenbedingungen für sich und ihre Kinder anzuvisieren. Während Denizas Kinder bei ihrer Mutter in Bulgarien lebten – die Kindererziehung also nicht gänzlich von Deniza übernommen wurde – arbeitete Deniza in einem Berliner Bordell und besuchte ihre Familie alle zwei bis drei Monate für eine Woche oder länger. Dabei ergaben sich Spannungen zwischen Fürsorge, Migration und Sexarbeit, die z.B. in folgendem Ausschnitt des Gesprächs zwischen Deniza und mir deutlich wurden:

Ursula: »Und hast du in Bulgarien schon [in der Sexarbeit, Anm. UP] gearbeitet? «

Deniza: »Nein, nein (lacht), weil da ist das bisschen schwer.«

Ursula: »Warum?«

Deniza: »Meine Mutter. Sie weiß, was ich arbeite, aber es ist besser, wenn sie das nicht so vor die Augen bekommt, weißt du.«

Ursula: »Also hast du dann in Bulgarien was anderes gemacht?«

Deniza: »Ja, also Gymnasium, sagt man so in Bulgarien, aber war ein bisschen schwer, danach Geld zu verdienen, im ganzen Monat nur dreihundert Euro. Wenn man noch Kinder hat, da ist das schnell weg.«

Denizas Begründung für den Einstieg in die Sexarbeit lag darin, dass sie ihr in Anbetracht ihrer mangelnden Ausbildung und schlechter Jobmöglichkeiten mehr Geld, aber auch mehr Flexibilität einbringen konnte. Wie für andere Teilnehmerinnen wurde somit ihr vergeschlechtlichter Körper zur Ressource der Einkommensgenerierung, worin sich einerseits eine Form von Handlungsfähigkeit ausdrückt. Zugleich ist diese aber andererseits im Kontext der sozioökonomischen Marginalisierung von Frauen und weiblicher Arbeit zu verorten, die Sexarbeit erst zu einer der wenigen (vermeintlich) lukrativen Formen von Lohnarbeit werden lässt. Auffallend an Denizas Aussage ist, dass ihr Absehen von Sexarbeit in Bulgarien in dem Wunsch begründet lag, ein gewisses Ansehen in den Augen ihrer Mutter zu bewahren. Denizas transnationale Mobilität ermöglichte es ihr, einer Stigmatisierung durch die Aufnahme der Sexarbeit innerhalb der Familie (zumindest teilweise) zu entgehen. Insofern war es nicht bloß Sexarbeit, sondern besonders *mobile* Sexarbeit, die es Deniza ermöglichte, verschiedene Subjektpositionen zu verkörperlichen (Mai 2018: 80ff). Andere Teilnehmerinnen hielten ihre Involvierung in Sexarbeit vor ihren Familien und sozialen Zusammenhängen in den Herkunftsgebieten komplett geheim und konnten sich somit vor ihnen als »im Westen« erfolgreiche Frauen positionieren, die durch Geldtransfers und Geschenke ihre sozialen Verpflichtungen »zu Hause« erfüllten. In den Gesprächen zeigte sich allerdings auch, dass sich die Teilnehmerinnen durch die in der Sexarbeit (im Gegensatz zu z.B. Pflege- oder Reinigungsarbeit) flexibleren Arbeitszeiten mitunter kleine, aber dennoch vorhandene Freiräume schafften, in

denen sie sich sich selbst widmen und ein Leben abseits von an sie als Mutter oder Tochter gerichteten Erwartungshaltungen führen konnten.

Auch für die kinderlosen Teilnehmerinnen standen ihre mobilen Orientierungen in Zusammenhang mit vergeschlechtlichten Subjektivierungsprozessen. So empfanden sie die in ihren Herkunftsländern bzw. -umfeldern hegemonialen Geschlechternormen als einschränkend. Dies beschrieb z. B. Irina, die sich Russland auch aufgrund der dort in ihrer Wahrnehmung vorherrschenden Diskriminierung von Frauen abgewandt hatte: »In Russia, as a woman you are expected to suffer, to give everything and yourself to men. There is little discourse that things could also be different.« Diesen Wahrnehmungen gegenüber imaginierten Irina und andere Teilnehmerinnen ›Westeuropa‹ bzw. Deutschland als Raum, in dem ein freie(re)s Leben als Frau möglich sei. Diese Wahrnehmungen lagen in ihren Erfahrungen mit Marginalisierung und Diskriminierung begründet, wobei der Umstand, dass sie sich ein anderes Leben als Frau vorstellen konnten, gleichzeitig verdeutlichte, dass auch in ›osteuropäischen‹ Ländern Raum für Imaginationen bzw. Orientierungen in Richtung anderer Formen weiblicher Subjektivitäten existierte.

Einerseits sollte also nicht übersehen werden, dass auch in ›osteuropäischen‹ Ländern Weiblichkeiten und damit assoziierte Rollenbilder Gegenstände von Verhandlungen sind (vgl. Funk/Mueller 2018) – wenngleich Konfliktlinien mitunter anders verlaufen als in deutschen oder ›westlichen‹ Diskursen. Andererseits gestaltete sich die Verfolgung und Erfüllung derartiger Orientierungen im ›Westen‹ für die Teilnehmerinnen nicht problemfrei. Und dass viele von ihnen die Verhandlungen unterschiedlicher Ansprüche, Beziehungen und der Einkommensgenerierung als Frage individueller Anstrengung begriffen, führte dazu, dass sie zugrundeliegende Ungleichverhältnisse letztendlich nur bedingt in Frage stellten.

Auf der Suche nach sexuellen Freiheiten

»Ich bin hier immer in den Clubs unterwegs, KitKat, Berghain, und arbeite auch mit Frauen, aber manchmal ist denen mein Schwanz zu groß«, erklärte mir Alex mit einem Augenzwinkern. »Lecken finde ich total super, will heute später noch einen Dreier haben. Magst du mitmachen? Hier, schau mal, ich hab wirklich einen großen Schwanz«, führte er aus und hielt mir sein Smartphone unter die Nase, das ein Foto von (s)einem Penis zeigte. All das passierte ungefähr fünf Minuten, nachdem wir uns in einem kleinen Park im Nollendorfkiez kennengelernt hatten, in dem Alex mit ein paar anderen jungen Männern, die wie er aus Rumänien nach Berlin gekommen waren, seine Zeit verbrachte. Es war Sommer 2018, ich war schon lange im Feld und hatte mich an derartige Gespräche gewöhnt. Ich konnte mir zwar ein Augenrollen nicht verkneifen, war aber zugleich fasziniert davon, dass unerwünschte Penisbilder es inzwischen aus dem digitalen in den nicht-digitalen Raum geschafft hatten.

Nachdem ich in meiner Antwort auf Alex' ›Angebot‹ etablieren konnte, dass ich nicht mit Alex ins Bett gehen würde, änderte sich unsere Gesprächsdynamik rasch. Es stellte sich heraus, dass Alex in vielerlei Hinsicht allein war: »Ich habe keine Freunde in Berlin, sind alle komisch hier, Freundin hab ich auch keine, dafür hab ich keine Zeit. [...] Mit dem Geld ist es auch schwierig, früher hab ich geklaut, mach ich aber jetzt nicht mehr.« Alles in allem war Alex' Situation ein deutliches Beispiel dafür, wie Sexualität, in diesem Fall in

Form von expliziter sexualisierter Sprache und Bildern von Körperteilen, genutzt wird, um eine anderweitig eher macht- und erfolglose Position zu verbessern. In diesem Sinne hatten Alex' Aussagen weniger mit mir als mit ihm selbst zu tun, was mich schließlich zu der Frage führte, warum Alex und seine Kollegen sich (mir gegenüber) ausgerechnet über derart explizit sexuelle Inhalte zu profilieren versuchten. Schließlich handelte es sich bei diesen Interaktionen (soweit ich es beurteilen konnte) um durchaus ernst gemeinte Anmachversuche, da die jungen Männer auch Sex mit Frauen haben wollten. Unsere Gespräche ergaben allerdings, dass sie dabei nicht besonders erfolgreich zu sein schienen. So erzählte mir Radko auch nach einigen Monaten Bekanntschaft betrübt, dass das bei ihm mit dem Sex und den Partys nicht wirklich klappte: In die Clubs wurde er nicht hineingelassen und im Endeffekt bliebe ihm nur das Masturbieren in der Dusche.

Diese kurze Episode veranschaulicht, dass neben dem Streben nach finanziellem Erfolg und dessen Zurschaustellung durch teure Kleidungsstücke etc. auch ›sexueller Erfolg‹ einen hohen Stellenwert für die jungen Männer hatte. Diese Bewertung entfaltete sich an den Schnittstellen zwischen anhaltenden Vorstellungen eines ›männlichen‹ Sexualtriebs als Bestandteil hegemonialer Männlichkeitsvorstellungen und einer freizügig ausgelebten Sexualität als Ausdruck von Zugehörigkeiten zu einem liberalen, ›modernen‹ (West-)›Europa‹ (vgl. Ammaturo 2016, Gressgård/Smoczy 2020: 25). Besonders deutlich wurden dabei diese Ambivalenzen in der Tatsache, dass die Männer zwar faktisch kein sexloses Leben führten, dieses aber vermehrt aus sexuellen Handlungen gegen Bezahlung mit anderen cis Männern bestand, obwohl sie sich selbst (mir gegenüber) als heterosexuell bezeichneten. Diese Praktiken und Selbstrepräsentationen der jungen Männer im Nollendorfkiez sind kein Sonder- oder Einzelfall im Feld der cis-männlichen Sexarbeit (vgl. Özbay 2017, Trofimov 2020), erinnerten sie doch an Özbays Analysen von sogenannten *rent boys* in Istanbul (Özbay 2017), für die mann-männliche Sexarbeit nicht (nur) ein Mittel zum Überleben darstellte, sondern eine Möglichkeit neoliberal geprägte Subjektivitäten und damit assoziierte heteronormative Lebensziele zu verfolgen (ebd.: 39). Dabei diente die (versuchte) Performanz von Hypermaskulinität der Konsolidierung ihrer heterosexuellen Orientierungen (ebd.: 59ff). In ihren Praktiken weichten die Männer im Nollendorfkiez aber die Kategorie der Heterosexualität auf (ebd.: 149f), da ihre homosexuellen Praktiken nicht ausschließlich in Opposition zu ihren Orientierungen gesetzt, sondern auch als Teil eines sexuellen Ausprobierens verstanden wurden. Diese Orientierungen sind dabei auch im Kontext der aufgeladenen politischen Debatten über Sexualität, sexuelle Freiheiten und Toleranz sexueller Vielfalt als Ausdruck (west-)europäischer Werte zu betrachten (vgl. Trofimov 2019, 2020), die sexuelle Freizügigkeit und sexuelles Ausprobieren als einen Ausdruck (west-)europäischer Zugehörigkeiten erscheinen lassen. Dass die Männer nach derartigen sexuellen Freizügigkeiten strebten bzw. sie z.T. praktizierten, in ihren Selbstbeschreibungen aber auch auf cisheteronormative Kategorien zurückgriffen, verdeutlicht, dass die Männer (und die anderen Teilnehmer*innen) als soziale Akteur*innen zu begreifen sind (Dilger 2003: 26), die nicht bloß den einen oder anderen Diskurs übernahmen, sondern sich aktiv zwischen ihnen bewegten. Dabei verhandelten sie ihre eigenen Subjektivitäten entlang von, aber auch über Ost-West-Dichotomien hinweg, wobei auch hier räumlich-geographische Mobilitäten es je nach Kontext erlaubten, verschiedene Subjektpositionen und sexuelle Moralvorstellungen zu vertreten.

Dies traf im Grunde ebenso auf die cis Frauen unter den Teilnehmer*innen zu, deren Verhandlung sexueller Subjektivitäten aufgrund ihrer engen Verbindung mit Geschlechterkategorien jedoch auf anderen Bahnen verliefen. So war für die meisten von ihnen eine ›freie‹, d.h. nicht ausschließlich an Vorstellungen romantischer oder reproduktiver sexueller Beziehungen geknüpfte Sexualität ein Teil ihrer Orientierungen in Richtung ›moderner‹ Subjektivitäten. Damit stießen sie allerdings bereits in ihren Herkunftsumfeldern stärker als die jungen Männer an die Grenzen von Geschlechternormen und erfuhren – wie z.B. Ewa es beschrieb – soziale Abwertung als »Schlampen« o.Ä. Durch spärlich vorhandene (oder nicht berücksichtigte) sexuelle Aufklärung führten unverbindliche sexuelle Kontakte für manche von ihnen zudem zu ungeplanten Schwangerschaften, was eine weitere Dimension moralischer Konflikte eröffnete. So führte das Austragen der Schwangerschaft zu den oben geschilderten Problemen der Vereinbarkeit verschiedener Rollen und der Finanzierung des Lebensunterhalts. Schwangerschaftsabbrüche waren aufgrund von z.T. mangelnder Verfügbarkeit und ihrer Durchführung in legalen Graubereichen mit gesundheitlichen Risiken verbunden und für einige Teilnehmerinnen aufgrund ihrer (christlich geprägten) Moralvorstellungen ausgeschlossen.

Diesen Erfahrungen gegenüber imaginierten die Teilnehmerinnen Deutschland als Raum, in dem sie der Abwertung ihrer sexuellen Subjektivitäten entkommen konnten, machten allerdings die Erfahrung, dass ihnen ihre sexuelle Selbstbestimmung als ›osteuropäische‹ Frauen erneut abgesprochen wurde und/oder sie als solche sexualisiert wurden (vgl. Kapitel 5). Wie die Teilnehmerinnen in diesem Zusammenhang ihre sexuellen Subjektivitäten zwischen verschiedenen Sexualitäts- und Moralverständnissen und der Sexarbeit erlebten und verhandelten, wird in Kapitel 6 detailliert besprochen. An dieser Stelle ist vorerst darauf hinzuweisen, dass Sexarbeit nicht außerhalb, sondern in Verbindung mit derartigen Subjektivierungsprozessen verortet wurde. So erzählten manche Teilnehmerinnen, dass die bereits erfahrene Abwertung als sexuell freizügige Frau und die eigene Orientierung zu unverbindlichem Sex als Form von Vergnügung und Ausdruck sexueller Subjektivitäten die Sexarbeit als nicht abwegige Form der Einkommensgenerierung erscheinen ließen. So war auch für die Männer im Nollendorfkiez die Inanspruchnahme von Sexarbeit mit ihren (angestrebten) sexuellen Subjektivitäten verbunden. Radko erwähnte z.B., dass »manche Jungs« im Nollendorfkiez in Ermangelung anderer Möglichkeiten Frauen für heterosexuelle Kontakte bezahlten oder ihnen Geld dafür anboten – was einer seiner Kollegen auch mir gegenüber mehrmals tat.

Leben abseits der Cisheteronormativität

Während sich die Ausführungen in diesem Abschnitt bisher mit Frauen und Männern beschäftigten, die sich selbst cisheterobinären Normen (mehr oder weniger) anpassen konnten, war die Verwirklichung geschlechtlicher und sexueller Subjektivitäten für diejenigen Teilnehmer*innen, die sich abseits dieser Normen bewegten, mit weiteren Spannungen aufgeladen (vgl. Altay/Yurdakul/Korteweg 2020, Ammaturo 2016, Baer 2020, Gressgård/Smoczy 2020). So war die Migration nach Deutschland für trans Frauen wie Sophia durchaus eine Frage des Überlebens, da sie und ihre trans Kolleginnen aus dem Kurfürstenkiez von weitreichenden Erfahrungen mit physischer Gewalt in ihren Herkunftsländern berichteten. »In Bulgarien muss ich mit Mütze rumlaufen«, erzählte

Sophia und zeigte auf ihre langen Haare, die sie dort nicht offen tragen konnte, »da kann ich nicht weiblich rumlaufen. Die Bulgaren und Südländer sind so, da hab ich mich irgendwann entschieden, weg aus dem Land und meine erste Station war Österreich, dann bin ich nach Deutschland gekommen.« Beziehungen zu Bulgarien hatte sie inzwischen keine mehr, denn ihre Mutter war verstorben und der Rest der Familie hatte den Kontakt zu ihr abgebrochen.

In Sophias Erzählung spiegelt sich die Ablehnung einer als einschränkend wahrgenommenen ›südosteuropäischen‹ Gesellschaft zugunsten einer Hoffnung auf ein selbstbestimmteres Leben im ›Westen‹ bzw. Deutschland wider. Diese Hoffnungen erfüllten sich in Berlin jedoch nur teilweise: So bewegte sich Sophia als trans Frau in Berlin ›freier‹ als es ihr in Bulgarien möglich gewesen war und hatte inzwischen eine romantische Beziehung (mit einem cis Mann) und ein soziales Netzwerk gefunden. Gleichzeitig erzählte sie, dass sie während ihrer Arbeit auf dem Straßenstrich im Kurfürstenkiez physischer und verbaler Gewalt ausgesetzt war und sich inzwischen beruflich umorientieren wollte, dabei aber auf verschiedene Ausschlüsse stieß, die ihr dies erschwerten. Einige ihrer Kolleginnen hatten zudem die Erfahrung gemacht, dass sie in Berlin trotz seiner sexuellen Liberalität vornehmlich Diskriminierung und Exotisierung als (nicht an ›westeuropäische‹ Vorstellungen von Trans-Sein und Geschlechternonkonformität angepasste) trans Frauen erfuhren und (deswegen) Vorstellungen von Partner*innenschaft, Beziehungen und Intimität kaum verwirklichen konnten. Dennoch war gerade Berlin der Ort, an dem sie – und auch die anderen Teilnehmer*innen – ihre Hoffnungen auf ein ›gutes Leben‹ in ›Europa‹ verortet hatten bzw. auch weiterhin verorteten.

4.3 ›Europäische‹ Orientierungen und ihre geographischen Verortungen

»Junge Leute in Bulgarien gehen nur auf der Straße auf und ab, sie spazieren nur« – Radko benutzte diese Formulierung häufig, wenn wir über das Leben in Bulgarien sprachen. Die einfache, konkret bildliche Formulierung war dem Umstand geschuldet, dass er im Erlernen der deutschen Sprache begriffen war und ihm die Worte für das fehlten, was er ausdrücken wollte. Denn wie sich im Laufe unserer Gespräche herausstellte, benutzte er diese Formulierung, um auf die prekären Lebenslagen von jungen Menschen aufmerksam zu machen, die wie er von sozioökonomischer Marginalisierung betroffen waren. So ließ sich die Erwähnung des Auf-und-ab-Gehens, des Wartens und Verweilens als beinahe ethnographische Beschreibung einiger Effekte von Arbeits- und Perspektivlosigkeit junger Menschen interpretieren, wie sie bereits in verschiedenen regionalen Kontexten dokumentiert wurden (Eisenstein 2021: 495). Zugleich drückt diese Beschreibung Radkos Wahrnehmung seines Umfelds in Bulgarien aus, nämlich als ein Raum, in dem Menschen zwar in Bewegung waren, aber nicht von der Stelle kamen.

Schon dieser Auffassung ist eine Wertung inhärent, denn es ist keineswegs selbstverständlich, dass Stillstand oder ein zielloses Spazieren negativ konnotiert sind. Vielmehr drückt sich in dieser Abwertung der Stellenwert von (räumlich-geographischer und damit assoziierter sozialer) Mobilität in neoliberalen Imaginationen eines ›guten Lebens‹ und globalisierten sowie auch (west-)›europäischen‹ Vorstellungen von ›Moderne‹ aus (Parvulescu 2014: 4). Schließlich handelte es sich bei Mobilität um einen der Grundpfei-

ler der EU, der ihren Bürger*innen im Rahmen der Freizügigkeitsrechte als Grundrecht zuerkannt wird (ebd. 2). In der Bewertung dieser Rechte sind allerdings unterschiedliche Chronologien und Relationen bestimmter Länder und Regionen zur Idee einer ›europäischen Einigkeit‹ bzw. der EU als Institution zu bedenken. Während die Bundesrepublik Deutschland als Gründungsmitglied der EU bzw. ihrer Vorgängerorganisationen bereits seit mehreren Jahrzehnten Zugang zu diesen Rechten hat und ihre Ausformulierung mitgestaltet, können Länder wie Bulgarien, Polen oder Rumänien erst seit den 2000er Jahren daran teilhaben. Radko und andere Forschungsteilnehmer*innen waren zwar zu jung, um sich an eine Zeit vor dem EU-Beitritt ihrer Herkunftsländer erinnern zu können, doch erwähnten manche durch Eltern und ältere Familienangehörige vermittelte Erinnerungen an Zeiten, in denen derartige räumlich-geographische Mobilitäten über die Landesgrenzen hinaus in Richtung ›Westeuropa‹ für viele Menschen unerreichbar erschienen.³ So ist an dieser Stelle auch eine Differenzierung von Mais Analyse (West-)›Europas‹ als »idealized space for subjectification« (Mai 2018: 72) notwendig, da ein solcher Raum nicht überall gleichermaßen im geographischen (West-)›Europa‹, sondern in Reproduktion und Herausforderung hegemonialer Ost-West-Dichotomien und assoziierten Auf- und Abwertungen bestimmter Nationalstaaten unterschiedlich verortet wurde.

Nationale (Wert-)Ordnungen und Komplexitäten europäischer Ost-West-Dichotomien

Die Ideen mancher Teilnehmer*innen vom ›guten Leben‹ lagen also bei Weitem nicht nur im ›Westen‹ bzw. in Deutschland oder gar Berlin verortet. Vielmehr orientierten sich Teilnehmer*innen wie Ildiko oder Deniza in Richtung eines ›guten Lebens‹ in ihren Herkunftsorten oder -regionen. Für die beiden Frauen stand dies in engem Zusammenhang mit ihren dort lebenden Kindern. Zum Zeitpunkt unserer Gespräche wollten sie diese nicht nach Deutschland holen oder mit ihnen in einem anderen Land leben, sondern orientierten sich gezielt danach, für sich selbst und ihre Kinder ein besseres Leben in Ungarn bzw. Bulgarien aufzubauen. Dabei erwies sich (Arbeits-)Migration auf den ersten Blick als Mittel zum Zweck. Durch Arbeit ›im Westen‹ den gewünschten Lebensstandard zu erreichen, war aber auch Teil der Imagination eines erfolgreichen Subjekts – was jedoch nicht mit einer idealistischen Überhöhung ›Westeuropas‹ gegenüber den Herkunftsregionen einherging. Besonders deutlich wurden diese Ambivalenzen in den Aussagen von Anna, einer jungen Frau aus Polen, die zum Arbeiten in einem Bordell nach Berlin kam, ihren Lebensmittelpunkt aber weiterhin in Polen sah. Auf meine Frage, was ihr in Berlin gefiel, entgegnete sie: »Dass hier das Essenbestellen schneller geht als in Polen. Sonst nichts. Ich hasse die Deutschen.« Sie fuhr damit fort, die deutsche Politik, v.a. den Umgang mit Geflüchteten zu kritisieren. Im weiteren Verlauf unseres Gesprächs zeigte sich aber, dass sie dem zeitweisen Leben in Berlin doch mehr abgewinnen konnte – z.B. das Partyleben oder die weitreichende Verfügbarkeit diverser (Luxus-)Güter. Und

3 Dabei ist zu erwähnen, dass bis zum Fall des Eisernen Vorhangs (und im Fall der europäischen Nicht-EU-Länder im Osten des Kontinents mitunter bis heute) diese räumlich-geographischen Mobilitäten in beide Richtungen (und weitere) erschwert waren bzw. sind.

schließlich war auch für sie die Teilhabe an europäischen Mobilitäten Teil ihrer Selbstrepräsentation, die ihr (in ihrer Auffassung) in ihrem sozialen Umfeld in Polen Prestige einbrachte.

Annas Erzählungen verweisen zudem darauf, dass gerade Deutschland eine Schlüsselposition in den Verhandlungen von Subjektivitäten und damit verbundenen Wertigkeiten zukam – wobei die Zentralität Deutschlands in den Narrativen der Teilnehmer*innen auch damit in Verbindung gesetzt werden muss, dass diese Forschung in Deutschland durchgeführt wurde. So konzentrierten sich die mobilen Orientierungen einiger Teilnehmer*innen auf Berlin (s.u.) während sich andere zwischen verschiedenen (west- und ost-)europäischen Ländern hin- und herbewegten. Manche, wie Radko, wollten allerdings dezidiert in Deutschland leben. Für Radko lag dies in der Vorstellung begründet, dass er in Deutschland »mehr Geld« machen könne, worin sich die bereits seit mehreren Jahrzehnten ökonomisch dominante Rolle Deutschlands in Europa ausdrückt. So lässt sich seine Migration aus einer ökonomisch fokussierten Perspektive dadurch erklären, dass er sich auf der Suche nach besseren Einkommensmöglichkeiten einen ökonomisch besonders gut gestellten Staat aussuchte – oder zumindest einen mit entsprechendem Ruf. Das war jedoch nicht der einzige Grund für Radko, nach Deutschland zu kommen. Schließlich wollte er auch am gesellschaftlichen Leben teilhaben und erwähnte z.B. einmal, unbedingt eine »deutsche« Frau heiraten zu wollen. Eine andere Teilnehmerin sagte, es sei immer ihr »Traum« gewesen, in Deutschland zu leben. Die Genese derartiger Assoziationen ist ein komplexer und historisch gewachsener Prozess, in dem diverse historische (z.T. auch als kolonial zu bezeichnende) Verhältnisse (vgl. Abschnitte 1.1 bis 1.3), Erfahrungen anderer Migrant*innen in den sozialen Netzwerken der Teilnehmer*innen sowie deutsche Außen- und Europapolitik zusammenspielen. Diese von einigen Teilnehmer*innen vertretenen idealistischen Vorstellungen von Deutschland standen zugleich im Kontrast zu hegemonialen Konstruktionen einer deutschen Identität *innerhalb* Deutschlands, die auf einem engen Konzept einer weißen deutschen Nation aufbauen und somit den Teilnehmer*innen die Zugehörigkeit verwehrten.

Während die Teilnehmer*innen in ihrem Berliner Alltag zwar regelmäßig mit den damit zusammenhängenden Ausgrenzungserfahrungen konfrontiert wurden (vgl. Kapitel 5 und 7), fungierte dieses idealisierte Deutschland (bzw. konkret Berlin) in ihren Orientierungen vornehmlich als Kontrapunkt zu den als negativ erfahrenen gesellschaftlichen Zuständen in den Herkunftsregionen. Dies äußerte sich z.B. in folgender Aussage Monikas:

»In Hungary it is very difficult. I wanted to dance, and there are not so many possibilities in Hungary. And my family... I still do not have a good relationship with them, so I was not happy there, they never supported me. And Hungary is very dark place, it is just really depressive, it is really not nice. Even now, if I go there, after two days, I have this pressure on my chest and I cannot really breathe there. It's super homophobic and I was raised catholic and to be straight and all of those things, but I never was. I was so open minded and so different from there, and it is not a good environment for people like this. I heard good things about Berlin, mostly through the dance scene, because then I wanted to dance, so I came to dance and I have a different life.«

Dieses »andere Leben« in Berlin war für Monika auch nicht frei von Problemen, wie ihre eingangs zitierte Empörung über die Unmöglichkeiten des Kunstschaffens im Kontext kapitalistischer Arbeitsverhältnisse verdeutlicht. Ihre Beschreibung Ungarns zeigt allerdings, dass v.a. hegemoniale soziokulturelle Strukturen für sie einschränkend waren, wie die soziale Akzeptanz einer Diskriminierung und Ausgrenzung von LGBTQ-Personen und die Dominanz christlich-katholischer Wertvorstellungen. Für sie und einige andere Teilnehmer*innen war es weniger ein bestimmtes Ziel, das ihre mobilen Orientierungen inspirierte, sondern das Erleben soziokultureller Realitäten, in die sie nicht hineinzu passen und in denen ihre Vorstellungen des ›guten Lebens‹ nicht verwirklicht schien. Die europäischen Dichotomien zwischen ›Ost‹ und ›West‹ und darin verhandelte Nationalismen im Zusammenhang mit der Positionierung bestimmter Nationalstaaten in Europa, z.B. von Deutschland und anderen ›westeuropäischen‹ Ländern als ›Verteidiger‹ freiheitlicher Werte in Opposition zu Ungarn oder Polen als ›Bewahrer‹ der ›christlichen Traditionen Europas‹, bilden dabei den Hintergrund dieser Realitäten sowie Anhaltspunkte für mobile Orientierungen. Die Teilnehmer*innen übernahmen diese Dichotomien allerdings nicht nur, sondern verhandelten ihre Positionierungen darin und darüber hinaus auch durch ihre Migrationsbewegungen. So orientierten sie sich nicht ausschließlich hin zu (National-)Staaten, sondern besonders zu urbanen Räumen, wodurch andere Verortungen eines freizügigen oder ›modernen‹ (west-)europäischen Lebens sichtbar wurden.

Die doppelte Urbanisierung Europas

Mit der zunehmenden Urbanisierung Europas im Sinne einer Zuwanderung von ländlichen in urbane Gebiete ging eine ›Urbanisierung‹ der Vorstellungen einer (west-)europäischen (Post-)›Moderne‹ und entsprechender Zugehörigkeiten einher (vgl. Fauser 2019). In Anbetracht einer außerhalb Europas deutlich stärkeren Urbanisierung ist zu bedenken, dass es sich bei ideellen Verknüpfungen von urbanen Räumen mit Vorstellungen von ›Moderne‹ nicht um ein auf Europa beschränktes Phänomen handelt. Jedoch entfaltet sich dieser Prozess an den Schnittstellen globalisierter sowie lokaler Verhandlungen urbaner ›Modernen‹. Insofern werden auch in den hier beschriebenen Prozessen spezifische Relationen verschiedener Räume (und der sich in ihnen bewegenden Personen) zu Ideen von ›Europa‹ mitverhandelt.

So waren es aus mehreren Gründen (west-)europäische *Städte*, die Anziehungspunkte für die Teilnehmer*innen darstellten und nicht etwa brandenburgische Dörfer. Einerseits boten aus sozioökonomischer Perspektive Städte mehr Lohnarbeitsmöglichkeiten. Da die meisten Teilnehmer*innen mit der Absicht nach Deutschland bzw. Berlin kamen, hier in der Sexarbeit tätig zu sein, ergab sich die Bedeutung urbaner Räume zudem daraus, dass in ihnen aufgrund der Verhäuslichung und Digitalisierung der Sexindustrie (vgl. Abschnitt 3.3) sowie weitreichender Anonymität eine Vermeidung sozialer Ächtung (eher) möglich war. Es waren gerade ihnen zunächst fremde Städte, die es ermöglichten, einer stigmatisierten Tätigkeit (in den meisten Fällen) fernab öffentlicher Räume nachzugehen und gleichzeitig ein – in den Worten auffallend vieler Teilnehmer*innen – »normales« Leben zu führen (eine Wortwahl, in der sich eine Internalisierung der Be- bzw. Abwertung von Sexarbeit ausdrückte).

Auch abseits der Fragen der Einkommensgenerierung war es der urbane Raum, der eine Verfolgung dargestellter Orientierungen in Richtung individueller Freiheiten und Selbstverwirklichung ermöglichte bzw. erleichterte. Die verdichteten Vielfältigkeiten urbaner Räume erlaubten ein Ausprobieren und Ausdrücken verschiedener vergeschlechtlichter Subjektivitäten abseits von, wie z.B. in Radkos Fall, Bewertung des persönlichen Lebenswandels durch seine Familie. Deutlich wurde dies zudem besonders in Fragen sexueller Freizügigkeiten, die in urbanen Räumen anders ausgelebt werden können als in ländlichen oder suburbanen Gemeinschaften. So waren z.B. One-Night-Stands und unverbindliche sexuelle Kontakte mit verschiedenen Personen (insbesondere, aber nicht nur, abseits der cisheterosexuellen Norm) in kleineren Gemeinschaften eher mit dem Potenzial verbunden, früher oder später bekannt und moralischen Bewertungen ausgesetzt zu werden. In der Stadt hingegen bestand die Möglichkeit für z.B. Alex und seine Kollegen, in Anonymität zumindest danach zu streben, ohne sich vor Personen verantworten zu müssen, die ihre Bewertung von unverbindlichem Sex nicht teilten. Sex ist dabei nur ein plakatives Beispiel von vielen, andere sind das Überkommen als einschränkend empfundener Geschlechterrollen und die Vermeidung einer möglichen Abwertung eines als zu ›hedonistisch‹ und/oder zu konsumorientiert beurteilten Lebenswandels. Die Stadt als Ort der Verwirklichung (west-)›europäischer‹ Ideen von Freiheit veranschaulicht allerdings auch, dass es sich dabei um neoliberale Vorstellungen handelt, die Freiheit v.a. als individuelle Freiheit von soziokulturellen Einschränkungen verstehen und weniger als Verwirklichung von Freiheiten *innerhalb* verschiedener soziokultureller Gefüge.

Gleichzeitig versprachen Städte auch Möglichkeiten, neue bzw. andere soziale Netzwerke und Gemeinschaften zu finden, basierend auf geteilten Identitäten, Werten und Zugehörigkeiten. Für Teilnehmer*innen wie Monika oder Sophia, die sich nicht nur von ihren Herkunftsregionen, sondern auch von ihren dortigen, als einschränkend empfundenen cisheteronormativen sozialen Netzwerken entfernt hatten, boten Städte – und insbesondere Berlin als Anziehungspunkt vieler, die ähnliche Orientierungen wie sie verfolgten (s.u.) – die Möglichkeit, soziale Netzwerke, Beziehungen und queere Familienzusammenhänge basierend auf geteilten Erfahrungen und Werten aufzubauen. Unter den Teilnehmer*innen waren jedoch nicht nur positive Erfahrungen des urbanen Lebens verbreitet, da selbiges auch als *zu* anonym, hektisch oder in seiner Vielfältigkeit unangenehm wahrgenommen wurde, was teilweise zu einer Überforderung mit der aktuellen Lebenssituation führte. Die Imagination eines ›guten Lebens‹ in der Herkunftsregion kann dementsprechend auch als Reorientierung aufgrund ambivalenter Erfahrungen mit einem ›modernen‹ urbanen Leben im Zuge der Umsetzung mobiler Orientierungen verstanden werden (Svašek 2010: 877), da Teilnehmer*innen während ihres Aufenthalts in Berlin auch immer wieder mit einer Infragestellung ihrer Zugehörigkeiten konfrontiert wurden.

Im Kontext der Urbanisierung Europas ist zuletzt noch darauf hinzuweisen, dass dabei nicht alle europäischen Städte den gleichen Stellenwert innehatten und es für die Teilnehmer*innen insbesondere *west-›europäische‹* Städte waren, die mit Vorstellungen eines ›modernen‹ urbanen Lebens assoziiert wurden. Während in der internationalisierten (west-)›europäischen‹ Mittelklasse inzwischen auch Städte wie Warschau, Prag oder Kyiv als ›neue‹ Zentren europäischer Kultur(en) gehandelt werden, orientierten sich die

Teilnehmer*innen in Richtung Berlin oder anderer ›westeuropäischer‹ urbaner Zentren wie London oder Wien. Deutlich werden darin die Relationalitäten der Aushandlungen ›europäischer‹ Identitäten und Orientierungen. So zeigt sich, dass das mit innereuropäischen Mobilitäten assoziierte soziale Prestige v.a. aus transnationaler Migration und der Erschließung ›anderer‹ Räume entspringt, die weiterhin anhand von Ost-West-Dichotomien kodifiziert werden. Anders formuliert: Nach Sofia zu gehen war für Radko mit weniger sozialem Ansehen verbunden als die Migration nach Berlin. Gleichzeitig sind dabei sozioökonomische Verhältnisse zu bedenken, da Städte wie Warschau sich in den Jahrzehnten nach dem Fall des Eisernen Vorhangs zwar in Anziehungs- und Knotenpunkte für internationale Unternehmen gewandelt, im Zuge der Übernahme neoliberaler Verwaltungspolitiken aber auch eine Erhöhung der Lebenshaltungskosten erfahren haben (vgl. Wećlawowicz 2016). Dadurch waren die (Haupt-)Städte ihrer Herkunftsländer für die ökonomisch prekarisierten Teilnehmer*innen gerade im Kontext schlecht bezahlter Arbeit schwierig bis nicht leistbar geworden, was andere Orientierungen notwendig machte. In diesem Zusammenspiel von sozioökonomischen Strukturen und Prozessen, Verhandlungen europäischer Identitäten, Zugehörigkeiten und damit assoziierten Wertvorstellungen erwies sich schließlich Berlin als Ort, an dem für die Teilnehmer*innen verschiedene Pfade zusammenführten.

Berlin als Knotenpunkt europäischer Orientierungen

Als Stadt, durch die die ehemaligen Grenzen zwischen dem sozialistischen Osten und dem kapitalistischen Westen Europas wortwörtlich und materiell greifbar gezogen wurden, nimmt Berlin in diesem Gefüge geographischer Verortungen ›europäischer‹ Orientierungen eine spezifische Stellung ein. Die Imaginationen rund um das wiedervereinte Berlin als subversiver Raum unbegrenzter Möglichkeiten verleiten allerdings dazu, diese vorschnell und primär als Erklärung für die Bedeutung der Stadt im Kontext der mobilen Orientierungen heranzuziehen. Der Ruf Berlins als Ort für Freigeister und all diejenigen, die anderswo keinen Platz finden, war zwar durchaus ein Grund vieler Teilnehmer*innen, sich nach Berlin zu orientieren – aber nicht der einzige.

Für einige Forschungsteilnehmer*innen gab es einen wesentlich simpleren, pragmatischen Grund, der für eine Orientierung in Richtung Berlin sprach: die geographische Nähe zu den Orten, Regionen oder Ländern, in denen sie aufgewachsen waren und in denen Teile ihrer Familien und anderer sozialer Netzwerke lebten. Dies traf besonders auf Teilnehmerinnen aus Polen zu, die im Grenzgebiet zu Deutschland aufgewachsen waren und für die Berlin dementsprechend (im Gegensatz zum weiter entfernten Warschau) die nächstgelegene Metropole war. So machten die Orientierungen der Teilnehmer*innen Alternativen zu den üblicherweise entlang nationalstaatlicher Grenzen verlaufenden Geographien Europas sichtbar, die auf die zunehmende Transnationalität des Kontinents im Kontext der Erweiterungen der EU und der Schengenzone verwiesen sowie auf Spuren historischer Verflechtungen, die sich trotz oder wegen Berlins Schlüsselposition zwischen Ost und West in der Stadt sammelten.

Die historisch-geographischen Verknüpfungen zwischen Berlin und verschiedenen ›osteuropäischen‹ Ländern führ(t)en dazu, dass die Teilnehmer*innen bei ihrer Ankunft (und darüber hinaus) auf Infrastrukturen und Netzwerke zurückgreifen konnten, die das

Ankommen und Verweilen in einer fremden Stadt vereinfachten. Dabei handelte es sich weniger um staatliche bzw. von der Berliner Verwaltung geschaffene Strukturen, obwohl zumindest gelegentlich mit der Bereitstellung von Übersetzungen und multilingualen Anweisungen in u.a. Polnisch und Russisch auf die hohe Zahl an Personen aus diesen Ländern reagiert wurde. Über weite Strecken handelte es sich stattdessen um Strukturen, die in den staatlich-institutionellen Imaginationen Berlins wenig Aufmerksamkeit erhalten. So existieren in der Stadt mehrere russische, polnische, ungarische und bulgarische Supermärkte, Kirchengemeinden, Buchhandlungen und weitere Einrichtungen, um die herum sich diverse mehr oder weniger formelle Netzwerke anordnen. In digitalen Räumen gibt es zudem breite soziale Netzwerke, z. B. große Facebook-Gruppen für russisch- oder polnisch-sprachige Bewohner*innen Berlins, die als Anlaufstelle für Fragen oder zur Vermittlung von Wohnungen etc. dienen. Dass diesen Strukturen in hegemonialen deutschen Imaginationen Berlins keine bedeutende Rolle spielen, ist mitunter durch deutsche Identitäts- und Nationsfindungsprozesse bedingt, die dazu beigetragen haben, dass die u.a. polnischen und russischen Geschichten sowie die ›slawischen Ursprünge‹ Berlins (mitunter gewaltsam) aus der gesellschaftlichen Wahrnehmung verschwunden sind. Ebenso haben die Wiedervereinigungsprozesse der 1990er Jahre dazu geführt, dass die Verflechtungen der DDR und besonders Ostberlins mit den ehemals sozialistischen Ländern im Osten Europas keinen zentralen Platz in den hegemonialen gesellschaftlichen Debatten über das ehemalige Ostberlin einnehmen. Dennoch existieren das russische, polnische, bulgarische oder ungarische Berlin weiterhin (Jockenhövel-Schiecke 2017: 58ff).

Schließlich war es auch die zum Zeitpunkt der Forschung schwindende, aber noch vorhandene Leistbarkeit der Stadt, die Berlin insbesondere für sozioökonomisch marginalisierte Personen im Vergleich zu anderen ›westeuropäischen‹ Metropolen wie London oder Paris zur besseren bzw. besten Wahl der geographischen Verortung ihrer mobilen Orientierungen werden ließ. Wie sich diese verschiedenen Faktoren verbanden und dementsprechend Berlin zu einem Ort machten, der zugleich Ziel- und Ausgangspunkt für das Verfolgen mobiler Orientierungen darstellte, zeigte sich u.a. in Monikas Einschätzung Berlins im Hinblick auf die Frage, ob sie sich auch ein Leben in anderen Städten vorstellen könnte:

»I want to see a lot of cities, but honestly I do not think that I can move out from this place. It has been 10 years here, you know. I think this city perverts you in a way that you get used to this lifestyle – it is getting more difficult, but in Berlin you can still not work so much, you somehow survive and float. And I know so many people now, I have a very good network here, so if I want to make my art, I always know who to go to and who to ask and I always find actors for my stuff super easy. And people do not mind if it is not for money, if it is just like a day or really interesting [...] I mean, would be good if I could go out for like a few months, go to another place where there is a bit more sun, and then come back, but I am so busy, there is always something to do, so it is difficult to leave.«

Während Monika durchaus daran interessiert war, auch andere Orte kennenzulernen, ermöglichte die (schwieriger werdende, aber noch vorhandene) Leistbarkeit der Stadt nicht nur ein Leben, das die Umsetzung ihrer kreativen Ideen eröffnete. Die sozioökono-

mischen Rahmenbedingungen in Kombination mit der Imagination Berlins als Ort für all diejenigen, die sich nicht hegemonialen Kategorien von (geschlechtlicher, soziokultureller oder moralischer) ›Normalität‹ unterordnen konnten oder wollten, führte zudem dazu, dass sie sich in der Stadt ein Netzwerk von ›Gleichgesinnten‹ aufbauen konnte, das die Etablierung diverser sozialer Beziehungen, ein Gefühl von Zugehörigkeit – und wie in Monikas Fall kollaboratives Kunstschaffen – möglich machte. Dabei wird in Monikas Einschätzung gleichermaßen deutlich, dass die soziokulturellen Dynamiken der Stadt nicht nur positive Effekte haben. Einerseits ging das Leben in Berlin mit gewissen Verlusten einher: Monika fehlte besonders im endlos erscheinenden Berliner Winter der Sonnenschein, Sophia und ihre Kolleginnen vermissten den »bulgarischen Käse« und viele Teilnehmer*innen haderten mit der Aufrechterhaltung transnationaler und geographisch getrennter sozialer Beziehungen. Andererseits erfüllte das Leben in Berlin auch nicht die Vorstellungen einer kontinuierlichen (sozialen wie räumlich-geographischen) Mobilität. Für Monika war es inzwischen schwierig, die Stadt zu verlassen, da sie andernorts nicht über vergleichbare Netzwerke verfügte (bzw. ihre Berliner Netzwerke nicht aufgeben wollte) und sich in Berlin Lebensrealitäten und -standards geschaffen hatte, die ihr an anderen Orten nicht umsetzbar erschienen. Für manche Teilnehmer*innen zog sich der Aufenthalt in Berlin auch wesentlich länger hin als geplant. Nach einigen Wochen der Beobachtung im Nollendorfkiez fiel es mir wie Schuppen von den Augen, dass Radko und seine Kollegen dort auch nichts anderes taten als auf und ab zu gehen und auf bessere Möglichkeiten zu warten. So möchte ich zum Abschluss dieses Kapitels noch auf den Umstand eingehen, dass das Verfolgen mobiler Orientierungen für die Teilnehmer*innen zu einem Steckenbleiben führen konnte, das sie mitunter als Scheitern betrachteten, das aber auch als Teil einer auf Ausgrenzung basierenden neoliberalen ›Europäisierung‹ verstanden werden kann.

4.4 Die feine Linie zwischen Träumen und Albträumen: (k)ein Fehler im System?

Im Frühjahr 2018 stand ich vor einem Bahnhof im Regen und fragte mich, wie ich Ljudmila am besten finden konnte, schließlich hatten wir uns erst am Tag davor spontan über WhatsApp zu einem Gespräch verabredet. Kurz darauf sah ich eine Frau auf mich zukommen. Sie sprach mich auf Russisch an und fragte, wo wir uns hinsetzen könnten. Da ich die Gegend nicht gut kannte, fragte ich, ob sie ein Café empfehlen könne, worauf Ljudmila ein Stehcafé im Bahnhof nannte. Wir reihten uns dort in die Schlange ein. Ich bot Ljudmila an, ihr einen Kaffee auszugeben, aber sie bestand darauf, ihn selbst zu bestellen und zu bezahlen. Mit zwei großen Kaffeebechern ausgestattet stellten wir uns danach an einen der Stehtische und ich erklärte Ljudmila, worum es in dem Gespräch gehen sollte. Sie war mit allem außer der Aufnahme des Gesprächs einverstanden und noch bevor ich meinen Stift aus der Tasche holen und eine Frage stellen konnte, begann sie schon zu erzählen.

Ljudmila erklärte, dass sie eigentlich »*absolutno slučajno*« – rein zufällig – zur Sexarbeit gekommen sei. Sie erzählte mir von ihrem Leben in Russland in einer im Osten des Landes gelegenen Stadt, die sich also eigentlich gar nicht mehr im geographischen

Europa befand. Dort hatte sie ihre Familie, mit der es mal besser und mal schlechter lief, und einen Job, mit dem sie einigermaßen über die Runden kam. Zufrieden war sie mit ihrer Situation allerdings nicht. Das Klima tat ihr nicht gut, sie war oft krank und ihr Leben schien ihr perspektivlos. Insbesondere aber war Ljudmila einsam. Sie wollte eine Partnerschaft, Ehe und Familie, hatte aber Probleme, einen zu Partner finden, weil sie, wie sie sagte, »ein temperamentvoller Mensch« sei. Also versuchte sie ihr Glück im Internet. Dort lernte sie einen Mann kennen, der sie nach Berlin einlud. Sie war noch nie in Deutschland gewesen und wollte die Gelegenheit nutzen, etwas Neues zu sehen und sich neu zu orientieren. Reisen aus dem Osten Russlands nach Berlin sind allerdings nicht nur lang und teuer, sondern auch kompliziert, da russische Staatsbürger*innen ein Visum benötigen und dafür verschiedene Dokumente (Reisekrankenversicherung, Belege über ausreichende finanzielle Mittel, ggf. Hotelbuchungen etc.) vorlegen müssen. Dieser Prozess kann vereinfacht werden, indem eine Person in Deutschland eine Verpflichtungserklärung – auch Einladung genannt – verfasst und sich damit für die finanzielle Dimension des Aufenthalts der Person aus Russland verbürgt. Dass ihre Onlinebekanntschaft sie eingeladen hatte, bedeutete also nicht nur, dass er ihr einen Besuch angeboten, sondern auch diese Bürgschaft und sogar die Flugkosten übernommen hatte. Ljudmila kam das nur gelegen, da ihr Einkommen nicht ausreichte, um diese Kosten allein und auf einmal zu tragen.

Sie bekam ein Schengenvisum für einen kurzfristigen Aufenthalt und wollte etwa einen Monat in Berlin bleiben, um sich die Stadt anzusehen und herauszufinden, ob sich aus der Bekanntschaft mehr entwickeln könnte. Allerdings kam es anders als geplant: Als Ljudmila in Berlin ankam, landete sie in einer »kriminellen Struktur«, wie sie es formulierte, der sie nicht entfliehen konnte. Kurz nach ihrer Ankunft wurden ihr die Dokumente abgenommen und sie wurde zur Sexarbeit gezwungen. Sie sprach davon, in einer »*russkaja zona*« gelandet zu sein und dass sie nicht die einzige russische Frau war, die darin verschwand. Sie erzählte von Drogen und Gewalt, von »schlimmen Dingen« und dass sie dort niemals »eine normale Person« gesehen hatte.

Zum Zeitpunkt unseres Interviews war ihre Ankunft in Deutschland sechs Jahre her. Nach mehreren Jahren in dieser Zwangssituation hatte Ljudmila es mithilfe einer christlich-orthodoxen Kirchengemeinde aus ihrem ehemaligen Wohnort geschafft, sich aus diesen Strukturen zu befreien. Inzwischen war sie, wie sie mehrmals betonte, »*sto procentov*« – 100 Prozent – unabhängig und selbstständig. Wäre dem anders gewesen, hätte das Gespräch vermutlich auch nie stattgefunden, denn wie Ljudmila eindrücklich schilderte, wäre es unmöglich gewesen, als Frau in dieser Situation darüber zu sprechen. Sie hatte Glück gehabt, meinte sie. Ich empfand es an dieser Stelle als notwendig zu fragen, ob sie Unterstützung wolle und ob ich eventuell bei der Vermittlung selbiger helfen könne. Ljudmila verneinte, denn sie hatte einen Plan. Sie wollte in Deutschland bleiben und hatte dafür aufgrund einer (inzwischen geschiedenen Schein-)Ehe eine langfristige Aufenthaltserlaubnis. Allerdings waren ihre Arbeitsmöglichkeiten begrenzt, da sie in ihren Jahren der Ausbeutung davon abgehalten wurde, Deutsch zu lernen. Deswegen arbeitete sie weiterhin als Escort, wobei sie sich die Arbeit inzwischen selbst einteilen konnte. Ihre Freizeit nutzte sie dafür, Deutsch zu lernen und ihr Leben »zu stabilisieren« – um schließlich dem Unterfangen, einen Partner zu finden, noch eine Chance zu geben. Wir blieben nach dem Gespräch lose in Kontakt, da sie mich gelegentlich nach Tipps und

Hinweisen fragte, wo sie in Berlin z.B. russische Bücher ausleihen konnte. Eine Beratungsstelle konsultiert oder ihre Ausbeuter angezeigt hat sie meines Wissens jedoch bis heute nicht.

In vielerlei Hinsicht entsprechen Ljudmilas Erfahrungen den Narrativen wie auch rechtlichen Definitionen von Menschenhandel (vgl. Abschnitt 1.2). Sie wurde getäuscht, gegen ihren Willen zur Sexarbeit gezwungen, von der Außenwelt abgeschnitten, ausgebeutet und missbraucht. Dass sie aus Angst vor ihren Ausbeutern ihren Missbrauch nie zur Anzeige gebracht hatte, bestätigt zudem die Existenz einer Dunkelziffer⁴ von in Deutschland polizeilich nicht registrierten Menschenhandelsfällen. Zwar war sie nicht die einzige Forschungsteilnehmerin, die Zwangs- und/oder Gewaltsituationen und Ausbeutung beschrieb (s.u.), doch unterschied sich ihre Geschichte von anderen darin, dass sie ihre Erfahrungen selbst auch klar als Ausbeutung und Missbrauch benannte. Denn wie zahlreiche Studien zu Menschenhandel zeigen (vgl. Andrijasevic 2010, Bloch 2003, Katona 2017, Kempadoo/Sanghera/Pattanaik 2012, Mai 2018, Vocks/Nijboer 2000), entstehen Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnisse zwischen sexarbeitenden Personen und an ihrer Arbeit verdienenden Drittpersonen häufig in einem komplexen Gefüge emotionaler Beziehungen und Absprachen. Dabei wird die Ausbeutung (im Sinne eines Zuverdienstes durch die Arbeit anderer unter Ausnutzung von Prekaritäten und Abhängigkeitsverhältnissen) mitunter von den betroffenen Personen nicht als solche angesehen oder als Teil eines lose vereinbarten Verhältnisses geduldet (Mai 2018: 124ff). Dies war in Ljudmilas Darstellung ihrer Erlebnisse nicht der Fall. Insofern steht ihre Geschichte an dieser Stelle nicht nur als Beispiel dafür, dass Ausbeutung Teil der Lebensrealitäten einiger Teilnehmer*innen war, sondern auch dafür, dass die (zurecht) für ihre moral- und migrationspolitische Instrumentalisierung kritisierten Menschenhandelsnarrative (vgl. Bernstein 2010, Ditmore 2012, Doezema 1999, Sanghera 2012, Weitzer 2005b) nicht gänzlich jeglicher realen Entsprechung entbehren.

Gleichzeitig verdeutlicht Ljudmilas Erzählung die Notwendigkeit, auch unter Anerkennung von Menschenhandel und Ausbeutung als reales Problem in der Sexindustrie kritisch mit den zugehörigen Narrativen umzugehen. Denn ihre Geschichte forderte diese Narrative hinsichtlich der ihnen inhärenten Darstellung von Betroffenen als *passive* Opfer heraus. Ljudmila sah sich zwar durchaus als Opfer, doch stellte sie sich gleichzeitig als aktive und das Geschehen um sie reflektierende Akteurin dar, die nach Auswegen suchen und diese auch finden konnte. Damit zeigt ihre (Selbst-)Darstellung, dass Ausbeutung und *agency* keine einander ausschließenden Faktoren sind (vgl. Andrijasevic 2010, Mai 2018).

Die Berücksichtigung dieser beiden Facetten und ihrer Wechselwirkungen lässt die vielschichtigen strukturellen Ursachen für die Entstehung von Ausbeutungspotenzialen erkennen. Denn Ljudmilas Geschichte ist ein anschauliches Beispiel für die Effekte rigider Migrationspolitiken, die das Verfolgen mobiler Orientierungen gerade für dieje-

4 Diese lässt sich auch anhand der vorliegenden Forschung nicht näher bestimmen. Zwar war Ljudmila die einzige Teilnehmerin, die explizit von ihrer Betroffenheit von Menschenhandel berichtete, doch ist davon auszugehen, dass Personen, die sich zum Zeitpunkt der Forschung in einer vergleichbaren Ausbeutungs- und Zwangssituation befanden, ohnehin nicht an dem Forschungsprojekt hätten teilnehmen können.

nigen ohne EU-Staatsbürgerschaft in Deutschland bzw. Europa zu einem gefährlichen Unterfangen machen (können). Schließlich erzeugte der Umstand, dass sie die Einreise bzw. das Visum für Deutschland nicht allein organisieren und finanzieren konnte, eine Vulnerabilität, die von ihren Ausbeutern ausgenutzt wurde. Dabei wird auch die Ambivalenz der Orientierungen der EU hin zu einem global anerkannten Raum der Selbstverwirklichung und individuellen Freiheiten deutlich, der in der Praxis für viele Migrant*innen nur unter großen Anstrengungen erreichbar ist. Zwischen den durch Medien und Politik über die Grenzen des Kontinents verbreiteten Versprechungen eines besseren Lebens in Europa und den in den letzten Jahren immer strikter werdenden Migrationsregimen entsteht ein Spannungsfeld, das die Ausbeutung von nicht-EU-Migrant*innen ermöglicht und fördert. Der in der Sexindustrie stattfindende Menschenhandel ist dabei kein isoliertes Phänomen, sondern Teil eines strukturellen Problems, das auch in anderen Sektoren (Arbeits-)Ausbeutung und in letzter Konsequenz den Tod von Menschen beim Versuch der Einreise in die EU über das Mittelmeer bedingt (vgl. Cruz 2018, Holmes/Castañeda 2016, Morokvasic 2004). Vor dem Hintergrund, dass es sich bei einem Großteil der Teilnehmer*innen um EU-Bürger*innen handelte, die weder für den Aufenthalt noch die Arbeit in Deutschland ein Visum benötigten, reicht eine Kritik an strikten rechtlichen Migrationsregimen jedoch nicht aus, um Erfahrungen mit Gewalt und Ausbeutung zu erklären. Insofern ist es notwendig, über rechtliche Rahmenbedingungen hinaus zu blicken und ebenso diejenigen Vulnerabilitäten anzuerkennen, die hegemonialen Wertvorstellungen inhärent sind.

»Ich hab den falschen Mann kennengelernt« – Vulnerable Sehnsüchte und Hoffnungen

Als mir die 28-jährige Joanna erzählte, dass sie bereits über zehn Jahre in verschiedenen Sektoren der Sexindustrie tätig war, wurde ich kurz stutzig und stellte eine Frage, die ich üblicherweise aufgrund ihres potenziell stigmatisierenden Einschlags zu vermeiden versuchte, nämlich wie sie zu dieser Arbeit gekommen sei. »Ach, ich bin richtig klischeehaft reingefallen, ich hab den falschen Mann kennengelernt und so bin ich reingeraten und habe angefangen«, antwortete Joanna. Um an diesem Punkt keine potenzielle Retraumatisierung meiner Gesprächspartnerin auszulösen belief sich meine Reaktion darauf, ihr zu versichern, dass sie mir dazu nichts erzählen müsse, wenn sie das nicht wolle. Das tat sie an diesem Punkt des Gespräches auch nicht, doch ließen ihre Erzählungen über die Berliner Sexindustrie durchaus Rückschlüsse auf ihre Erfahrungen zu. In diesem Moment hatte ich nur eine Frage an sie, bevor ich das Thema wechselte, nämlich ob sie aus dieser Situation wieder herausgekommen war. »Ja. Ich war bald nicht mehr interessant. Ich bin schwanger geworden und war nicht mehr interessant«, antwortete sie und erklärte, dass es auch genug Ersatz gäbe. »Es gibt genug Mädels, die naiv genug sind in einem bestimmten Alter und das machen«. Sie selbst war – ähnlich wie Ljudmila – nach zwei Jahren in einem Abhängigkeitsverhältnis selbstständig weiter in der Sexarbeit geblieben und hatte sich damit Abitur und Ausbildung finanziert, während sie ihr Kind allein großzog. Inzwischen war sie nebenberuflich als Escort tätig, da sie hauptberuflich als Sekretärin arbeitete, was allerdings nicht genug Geld einbrachte, um den Lebensstandard zu finanzieren, den sie anstrebte.

Joannas Geschichte unterschied sich in vielen Punkten von Ljudmilas, wodurch auch die Schwierigkeit einer eindeutigen Absteckung von Menschenhandel und Ausbeutung im Kontext von Sexarbeit deutlich wurde. Hervorzuheben ist dahingehend der Umstand, dass Joannas Erfahrungen nicht mit dem Überschreiten nationalstaatlicher Grenzen verbunden waren. Denn als Kind einer polnischen Familie, die zum Arbeiten nach Deutschland gezogen war, lebte sie bereits seit ihrem zwölften Lebensjahr in Deutschland.⁵ Auch wenn aus rechtlicher Perspektive in Deutschland durchaus anerkannt wird, dass Menschenhandel auch innerhalb von Staaten stattfindet, widerspricht ihre Geschichte den dennoch dominanten medialen Narrativen über aus dem Ausland ›eingeschleppte‹ Opfer von Menschenhandel. Insofern zeichnet die enge diskursive Verknüpfung von Menschenhandel mit Migrationsbestrebungen prekarisierter Personen ein unzureichendes Bild dieser Problematik, da in Joannas Geschichte – ganz im Gegensatz zu Ljudmilas Erfahrungen – weder eigene Migrationswünsche noch Migrationsregime als ein (Hinter-)Grund ihrer Ausbeutungserfahrungen begriffen werden können.

Was Joannas und Ljudmilas Geschichte allerdings verband, war die Rolle, die soziale Beziehungen und insbesondere das Streben nach einer intimen romantischen Beziehung darin einnahmen. Joannas Erzählung über ihren Einstieg in die Sexarbeit entsprach der in medialen Debatten als *Loverboy-Methode* bezeichneten Form der nicht bloß ökonomischen, sondern auch emotionalen Ausbeutung insbesondere junger Frauen (vgl. Mototolea 2018, Wulff-Besold 2020). Grundlage dieses Ausbeutungsverhältnisses ist nicht (ausschließlich) das Ausnutzen ökonomischer oder rechtlicher Vulnerabilitäten, sondern auch das Ausnutzen emotionaler Beziehungen und Abhängigkeitsverhältnisse, was sich auch in Joannas Aussage abzeichnet, dass sie sich in den falschen Mann *verliebt* hatte.

Dass Joanna ›für die Liebe‹ eine Tätigkeit aufnahm, die sie in Abwesenheit dieser Beziehung nicht begonnen hätte und in Retrospektive auch als Täuschung beurteilte, verdeutlicht, dass auch intimen sozialen Beziehungen Potenziale für Abhängigkeiten und Ausbeutung innewohnen. Dieser Umstand beschränkt sich bei Weitem nicht auf Situationen, die schlussendlich zu einem Zwang in die Sexarbeit führen, sondern ist im Kontext breiterer soziokultureller Imaginationen von Liebe, Romantik und Beziehungen zu verorten (vgl. Illouz 2019). So müssen die Erfahrungen von Joanna und Ljudmila als Teil vergeschlechtlichter cisheteronormativer Beziehungsnormen verstanden werden, die zu einer Normalisierung emotionaler Abhängigkeiten sowie psychischer und physischer Gewalt bzw. ihres ›Erduldens‹ als Ausdruck von Liebe und Zuneigung beitragen. In kontemporären (west- wie ost-)›europäischen‹ Gesellschaften werden derartige Normen zwar durch feministische Bewegungen und Bestrebungen kritisiert und herausgefordert. Umstände wie z.B. die schleppende Umsetzung der Istanbul-Konvention gegen Gewalt an Frauen in einigen ›osteuropäischen‹ Ländern wie auch in Deutschland (vgl. Behrensen/Stanoeva 2019) zeigen aber, dass derartige hegemoniale Strukturen (noch) nicht gebrochen sind. Unhinterfragt bleibt oft ebenso die Überhöhung romantischer Liebe (v.a. in cisheterosexuellen Beziehungen) als ›wichtigste‹ Form intimer Bezie-

5 Da ich mit Joanna aus den o.g. Gründen nicht detailliert über ihren Einstieg in die Sexarbeit gesprochen habe, kann an dieser Stelle nicht analysiert werden, ob oder inwiefern ihre Migrationserfahrungen dabei eine Rolle spielten.

hungen in hegemonialen neoliberal-individualisierenden Diskursen zu sozialen Beziehung(en) und Familie (vgl. Illouz 1997). Denn der zentrale Stellenwert, den romantische Beziehungen in ›modernen‹, neoliberalen (west- wie ost-)europäischen Gesellschaften einnehmen, enthält – in Kombination damit, dass Sexualität als ihr zentraler Bestandteil konzipiert wird – ebenso Potenziale für (emotionale) Abhängigkeiten. Mobile Orientierungen in Richtung intimer Beziehungen und Subjektpositionen innerhalb dieser erweisen sich also als ambivalentes Unterfangen, das aktuellen Beziehungsnormen inhärente Spannungen und Konflikte deutlich macht.

Schließlich muss berücksichtigt werden, dass es sich bei dem Mann, in den sich Joanna verliebt hatte, auch nicht um eine schemenhafte Figur eines stereotypen Täters handelte. Seine Motivationen müssen ebenso in Relation zu seinen soziokulturellen Verortungen und ökonomischen Verhältnissen betrachtet werden. Da mir über diese aber nichts bekannt ist, möchte ich an dieser Stelle von Spekulationen absehen, und lediglich diesen Gedanken aufwerfen. So zeigt z. B. Mai anhand seiner Gespräche mit *third-party agents*⁶ (Mai 2018: 142ff) auf, dass diese ähnliche mobile Orientierungen verfolgten wie die Frauen, die mit ihnen im Rahmen als ausbeuterisch zu bezeichnender und zum Teil gewaltvoller Verhältnisse arbeiteten (ebd.: 164). Dies verdeutlicht, dass auch die verübte Ausbeutung und Gewalt an sexarbeitenden Personen nicht bloß als individuelles Fehlverhalten, sondern ebenso als Produkt sozioökonomischer Verhältnisse verstanden werden muss, die zu einer Normalisierung von Ausbeutung, insbesondere von im Rahmen geschlechtlicher oder anderweitiger sozialer Hierarchien marginalisierter Personen, beitragen (ebd.).

»Ich habe keine andere Wahl« – Grauzonen migrantischer Mobilitäten

»Die Arbeit hier ist schlecht, aber ich habe keine andere Wahl«, erklärte Ildiko, »in Ungarn finde ich keine Jobs, mit denen ich genug verdienen kann.« Sie nannte eine Summe in Forint, die sie in Ungarn pro Monat verdienen konnte. Monika, die in diesem Gespräch als Übersetzerin fungierte, erklärte mir danach, dass es sich dabei um ungefähr 42 Euro handelte, die auch in Ungarn nicht ausreichten, um eine Familie zu ernähren oder gar genug Geld anzusparen, um ein Haus zu kaufen, das sich Ildiko für sich und ihr Kind wünschte. War Ildiko durch ihre Tätigkeit auf dem Straßenstrich zwar eine derjenigen Frauen, die anhand der in Kapitel 3 geschilderten medialen und politischen Debatten um den Kurfürstenkiez am ehesten als Menschenhandelsopfer wahrgenommen wurde, so stellte ihre Geschichte trotz (oder auch wegen) der darin enthaltenen Prekaritäten und Abhängigkeiten die Vorstellung eines rechtlich eindeutig fassbaren Bestands von Menschenhandel am deutlichsten in Frage. Denn Ildiko war keineswegs auf ihrem Weg in die Sexarbeit getäuscht worden. Ihr war bewusst, womit sie in Berlin ihr Geld verdienen würde, bevor sie sich in die deutsche Hauptstadt aufmachte. Und die Umstände, die ihr keine andere Wahl ließen, waren primär sozioökonomische, insbesondere für eine bereits in ihrem Herkunftsland aufgrund ethnischer und rassifizierter Zuschreibungen mehrfach marginalisierte Frau wie Ildiko (vgl. Finger 2017, Probst 2020).

6 Mit dem Begriff »third-party agent« bezeichnet Mai »people who facilitate and manage the sex work of others« (Mai 2018: 143).

Diese strukturellen Vulnerabilitäten (vgl. Castañeda 2013, Probst 2020) führten nicht nur dazu, dass Ildiko in ihrem Herkunftsland keine Optionen für sich sah, sondern machten auch eine Inanspruchnahme europäischer Mobilitäten schwierig. Denn obwohl für Ildiko die nationalstaatlichen Grenzen der EU-Länder aus migrationsrechtlicher Perspektive offenstanden, war eine temporäre bzw. zirkuläre Migration nach Deutschland für sie mit Hindernissen versehen. Es mussten Transport und Unterkunft organisiert, Sprachbarrieren überkommen und Arbeitsmöglichkeiten gefunden werden. Mangelnde finanzielle Mittel sowie ein eingeschränkter Zugang zu Bildung erschwerten zudem ihren Zugang zu Arbeitsmärkten. Dass Ildiko in diesem Kontext die Unterstützung anderer Personen annahm, um ihre mobilen Orientierungen zu verfolgen, erscheint insofern nicht abwegig; ihre prekäre Situation ermöglichte es diesen Personen allerdings, sie und ihre Arbeitskraft auszubeuten. Für Ildiko war es nicht widersprüchlich, dass die Personen, die sie nach Berlin brachten oder ihr in der Stadt eine Unterkunft organisierten, für ihre Leistungen Geld verlangten; sie stellte allerdings auch nicht die Höhe der Beträge in Frage bzw. war nicht in der Position, über sie zu verhandeln. Ähnlich ambivalent war Ildikos Einschätzung der Männer, die auf der Kurfürstenstraße die Frauen ›betreuten‹ oder auch ›beschützten‹. Bei der Straßensexarbeit handelt es sich um eine Tätigkeit mit vielen Gefahrenpotenzialen, und die Möglichkeit, sich bei Problemen an jemanden wenden zu können, kam ihr durchaus gelegen. Während Ildiko selbst nicht näher auf ihr Verhältnis zu diesen Männern einging, beschreibt Katona (2017), dass sich für Frauen im Kurfürstenkiez ›geschäftliche‹ mit emotionalen Beziehungen vermischen und die Männer mitunter die Rolle von Beziehungspartnern übernahmen, was dazu beiträgt, dass die von diesen Männern ausgeübte physische Gewalt nur bedingt in Frage gestellt wird.

Situationen wie die von Ildiko lassen sich unter dem Begriff der »auslandsspezifischen Hilflosigkeit« fassen, der mir in meinen Gesprächen mit den für Menschenhandel verantwortlichen Abteilungen der Berliner Staatsanwaltschaft sowie des Landeskriminalamts begegnete. Bezeichnet werden damit u. a. das Fehlen von Sprachkenntnissen oder Barmitteln, dessen Ausnutzung als Indikation für Menschenhandel herangezogen wird. So passend dieser Begriff für die Problemlagen von Ildiko und anderen Frauen im Kurfürstenkiez erscheinen mag, so handelt es sich dabei gleichzeitig auch um einen schwammigen Begriff, der (bestimmte) ›Ausländer*innen‹ aufgrund ihres Fremdseins als vulnerable ›Anderer‹ positioniert und dabei strukturelle Faktoren, die zu ihrer Hilflosigkeit beitragen, nicht benennt. Denn nicht jede*r (rechtlich definierte) ›Ausländer*in‹ ist in Deutschland hilflos. Auch Menschen ohne Deutschkenntnisse haben Möglichkeiten, sich zurechtzufinden, insbesondere in Berlin, wo beinahe überall Englisch gesprochen wird (was diese Personen allerdings nicht notwendigerweise vor Arbeitsausbeutung bewahrt). Ildiko hingegen war nicht nur vulnerabel, weil sie ›Ausländerin‹ war, sondern weil sie eine derjenigen ›Anderen‹ war, die weder in ihrer Herkunftsregion noch in Deutschland als Teil der Gesellschaft wahrgenommen wurden, ähnlich wie es Altay, Yurdakul und Korteweg (2020) für die trans Frauen im Kurfürstenkiez beschrieben. Prekarierte Menschen ohne Bildungsabschlüsse als ›hilflos‹ zu definieren, verabsolutiert ihre Vulnerabilitäten, ohne dabei in Frage zu stellen, warum es ihnen an institutionalisierter, staatlicher oder transnational-europäischer Unterstützung bei der Erfüllung ihrer Bestrebungen mangelt.

Während die Rahmenbedingungen von Ildikos Lebensweg nicht als Selbstverständlichkeit verstanden werden dürfen, ist anzuerkennen, dass neoliberale Vorstellungen von sozialer Mobilität als Frage des persönlichen Willens und Schaffens ihren Umgang damit prägten. Denn sie schien in ihren Gesprächen mit mir ihre Umstände nicht in Frage zu stellen, sondern sich einem neoliberalen grausamen Optimismus zu verschreiben, der ihr eine Verbesserung durch harte Arbeit versprach. Daraus entspann sich jedoch ein Teufelskreis aus Abhängigkeiten, psychischen wie physischen Verletzungen und dem Verlust langfristiger Zukunftsperspektiven. Da der Kontakt mit Ildiko mit dem Ende meiner Forschung abbricht, kann ich an dieser Stelle nicht berichten, wohin dieser Weg sie führte.

Wo es auf der einen Seite notwendig ist, die Erfahrungen von Ljudmila, Joanna und Ildiko nicht als isolierte und (vermeintlich) klar eingrenzbar Sonderfälle, sondern als Teil des Spektrums der Realitäten sexarbeitender Migrant*innen zu begreifen, ist es auf der anderen Seite im Hinblick auf die verzerrenden gesellschaftlichen Diskurse zu diesem Thema ebenso notwendig klarzustellen, dass nicht alle Teilnehmer*innen derartige Erfahrungen teilten. Während sie alle der Umstand verband, dass ihrer Sexarbeit v.a. eine ökonomische Funktion zukam, waren die Motivationen und Hintergründe für die Tätigkeit in der Sexarbeit sowie ihre Erfahrungen damit äußerst heterogen. Was vielmehr ein gemeinsames Merkmal darstellte, war, dass sie diese Motivationen und Erfahrungen in Relation zu ihren mobilen Orientierungen in Richtung eines ›guten Lebens‹ kontextualisierten und begründeten. Im Verfolgen dieser Orientierungen ergaben sich immer wieder Reibungspunkte zwischen u.a. dem Wunsch und der Notwendigkeit der Migration, ›Ost‹ und ›West‹, ›Tradition‹ und ›Moderne‹, sozialen Obligationen und Wünschen nach individuellen Freiheiten sowie der Suche nach Zugehörigkeit und dem Erfahren sozialer Ausgrenzung, innerhalb derer die Aufnahme einer gesellschaftlich als moralisch ›fragwürdig‹ angesehenen und mit verschiedenen Problemen behafteten Tätigkeit als sinnvoll(st)e Option erschien. Dabei erwiesen sich die Ideen (west-)europäischer Freizügigkeiten und Freiheiten als neoliberale Fiktionen, die für die Teilnehmer*innen zwar durchaus prägend, aber unerreichbar waren.

4.5 Fazit: Die Grenzen der europäischen Freizügigkeiten

Ziel dieses Kapitels war es, mithilfe des Konzepts der mobilen Orientierungen (Mai 2018) eine differenzierte Perspektive auf die Lebenswege der Forschungsteilnehmer*innen zu eröffnen, die ihre Erfahrungen, Entscheidungen und Realitäten nicht nur im Kontext ihrer ökonomischen Situation, sondern auch in Relation zu Werten, Moralvorstellungen und Ideen eines ›guten Lebens‹ in ›Europa‹ begreift. Es handelt sich bei einer derartigen Perspektive nicht nur um eine notwendige Intervention, um die in Kapitel 3 beschriebenen Stereotypisierungen von ›osteuropäischen Prostituierten‹ aufzubrechen. Ebenso wird durch sie deutlich, dass die verschiedenen Formen des *Otherings* von sexarbeitenden (›osteuropäischen‹) Migrant*innen integraler Bestandteil neoliberaler Europäisierungsprozesse sind. Denn wo die mobilen Orientierungen der Teilnehmer*innen aufzeigen, dass es sich bei der Umsetzung von Mobilität und Freizügigkeit innerhalb Europas um äußerst ambivalente Prozesse handelt, die Vorstellungen von (West-)›Europa‹ als Raum

unbegrenzter Möglichkeiten in Frage stellen, trägt die moralisch-diskursive Konstruktion migrantischer Sexarbeit als isoliertes Problem dazu bei, dass die zugrundeliegenden strukturellen Ungleichheiten und Ausgrenzungsmechanismen in den Hintergrund treten.

Während diese Infragestellung (West-)›Europas‹ als Raum der Erfüllung eines ›guten Lebens‹ für alle auch die Möglichkeit einer Veränderung ›europäischer‹ Werte (und potenziell auch ein Durchbrechen hegemonialer Ost-West-Dichotomien) andeutet, zeigen die mobilen Orientierungen der Teilnehmer*innen zugleich die Schwierigkeiten der Verhandlung gesellschaftlicher Werte im Kontext sozioökonomischer Ungleichverhältnisse auf. Denn so verbirgt sich hinter den ihren Handlungen inhärenten Aushandlungen von ›Ost‹ und ›West‹, ›Tradition‹ und (west-)europäischer ›Moderne‹ sowie der Suche nach individuellen Freiheiten der Umstand, dass die ökonomischen wie soziokulturellen Freiheiten des neoliberal geprägten Europa auf der Ausgrenzung und Ausbeutung von ›Anderen‹ basieren. Menschenhandel zum Zwecke sexueller Ausbeutung ist dafür ein Extrembeispiel – dementsprechend aber auch ein Beispiel von vielen, in denen soziale Hierarchien und strukturelle Vulnerabilitäten eng mit der Aufrechterhaltung neoliberaler Ideen von Erfolg und bestimmten Freiheiten verbunden sind.

Sich dieser Problematik über eine Betrachtung mobiler Orientierungen zu nähern, zeigt gleichzeitig, dass die Teilnehmer*innen diesem Spannungsfeld nicht passiv erlegen waren, sondern in ihren Handlungen zugrundeliegende Strukturen reflektierten, herausforderten, reproduzierten – und sie damit sichtbar machten. Diese Erkenntnis fungiert schließlich als Grundgedanke der folgenden Kapitel, die nun die Bedeutung(en) und Verhandlungen bestimmter Achsen innerhalb dieses komplexen Gefüges – nämlich ›osteuropäischer‹ Zugehörigkeiten und europäischen weiß-Seins, Sexualität(en) und (Lohn-)Arbeit – beleuchten werden.

5. »Aber wir sind ja alle weiß!«

Europäische Hierarchien des weiß-Seins und die (Un-)Möglichkeiten (ost-)europäischer Zugehörigkeiten

»Idąc na zachód zawsze będziesz tym ze wschodu.«

»Nach Westen gehend wirst du immer der aus dem Osten sein.« (Übersetzung UP)

*Graffiti auf einem Bahnsteig in Zbąszyń (Polen),
ca. 2010*

»When I first came to Germany, I had a strong Russian accent when I spoke English, and when I talked to people in English, they would often ask me why I was not speaking German.« Wenngleich Irina, als sie zur Aufnahme ihres Studiums nach Berlin gekommen war, nicht viel über Deutschland gewusst hatte (vgl. Einleitung von Kapitel 1), handelte es sich nicht um ihren ersten Aufenthalt hier. Russland hatte sie schon mehrere Jahre vor unserem Treffen im Frühjahr 2018 verlassen. Seitdem hatte sie auf verschiedenen Kontinenten gelebt, wobei sie ihr Weg in dieser Zeit kurzfristig schon einmal nach Deutschland geführt hatte. Damals wollte sie sich in einem ihr fremden Land zurechtfinden; anstelle von Unterstützung bekam sie allerdings Belehrungen darüber, dass sie sich erst den lokalen Gegebenheiten, insbesondere der Sprache, anpassen solle, um teilhaben zu können. Auch deswegen blieb sie zunächst nicht lange in Deutschland, sondern zog weiter nach Großbritannien, um dort ein Studium zu absolvieren. Nachdem sie dieses abgeschlossen hatte, brachte sie der Wunsch, ihre akademische Karriere fortzusetzen, wieder nach Berlin. Aus Großbritannien brachte sie dabei nicht nur ein Abschlusszeugnis, sondern auch eine andere (Aus-)Sprache mit: Ihr russischer Akzent war einem britischen Englisch gewichen – vielleicht nicht komplett fehlerfrei, aber für Nicht-Muttersprachler*innen wie mich nicht eindeutig als gesprochene Fremdsprache zu erkennen. »Now I'm still talking to people in English, but nobody is asking me to learn German anymore.« Lapidar, aber auch etwas nachdenklich fügte sie hinzu: »But maybe something also changed in me.«

Irina erzählte weiter, dass sie sich in Berlin hauptsächlich in anglophonen Räumen bewegte: »In those anglophone spaces it is comfortable, one does not feel like an outsider, because most people in those spaces are not ›English‹ as in English native speakers, rather a cosmopolitan crowd, internationally and open minded, people who do not stereotype me.« Den Blick auf ihren Körper wendend fügte sie selbstkritisch hinzu, dass ihre soziale Herkunft, ihr Bildungsstatus und ihr Aussehen jedoch eine bedeutende Rolle dabei spielten, Zugang zu diesen Räumen zu bekommen: »I can pass visual ›tests‹ as *white*, I'm not necessarily perceived as ›Eastern European‹... but being Russian stays with me and also helped me to find some jobs. However, when somebody asks, I say I am from the UK. It makes me feel more powerful.«

Hegemoniale Konzeptionen von ›Europa‹ sind in Deutschland sowie anderen europäischen Ländern eng mit der (Re-)Produktion von weiß-Sein verknüpft (vgl. Buchowski 2006, 2012, Dietze 2016, Holmes/Castañeda 2016, Keinz/Lewicki 2019). Historisch gewachsene Trennungen zwischen weißen ›Europäer*innen‹ und nicht-weißen außereuropäischen ›Anderen‹ legitimieren die Etablierung von Grenzregimen an den Rändern der ›Festung Europa‹ (vgl. Buchowski 2012) und finden ihren Ausdruck in Alltagsrassismus gegen nicht-weiße Personen, unabhängig davon, ob es sich bei ihnen um erst kürzlich in Europa angekommene Migrant*innen handelt oder Menschen, die seit Generationen in Europa leben, denen aufgrund ihres Nicht-weiß-Seins jedoch die Zugehörigkeit zu ›Europa‹ abgesprochen wird (vgl. Adamson/Triadafilopoulos/Zolberg 2011, Kinnvall 2016, Yuval-Davis 2011). Die Erfahrungen von Irina und anderen Forschungsteilnehmer*innen verweisen jedoch darauf, dass diese hegemonialen Vorstellungen von ›Europa‹ und diesem zugeschriebenen weiß-Seins v.a. durch west- bzw. nordeuropäische Perspektiven definiert werden. Denn es handelt sich bei ›europäischem‹ weiß-Sein nicht um ein essenzialistisches phänotypisches Merkmal, sondern ein Herrschaftsinstrument, das situativ und relational unterschiedlich aktiviert werden kann (vgl. Lapiņa/Vertelytė 2020). So ist weiß-Sein in Europa in verschiedenen Kontexten Differenzierungen unterworfen, die nicht nur ›Europa‹ von nicht-weißen ›Anderen‹ abgrenzen, sondern auch Europa-interne Hierarchien des weiß-Seins konstituieren, die wiederum die Vormachtstellung nord- bzw. westeuropäischer Länder in der Europäischen Union (EU) und darüber hinaus perpetuieren (vgl. Krivosos/Diatlova 2020, Lapiņa/Vertelytė 2020, Moore 2013).

Dabei nimmt ein an bestimmten Erscheinungsmerkmalen festgemachtes ›Osteuropäisch-Sein‹ einen ambivalenten Status ein: »On the one hand, Eastern Europeanness is seen as lagging behind and never quite-as-white; on the other hand, it contains the potentiality for conditional passing-as-European and of becoming (quite as) white [...].« (Lapiņa/Vertelytė 2020: 2) Die Verknüpfung von ›Osteuropäisch-Sein‹ mit Abstufungen des weiß-Seins zeigt, dass es sich dabei um eine rassifizierende Art der Differenzierung handelt, die an verschiedenen verkörperlichten Merkmalen – d.h. an phänotypischen Merkmalen, (Sprach-)Praktiken und in Intersektion mit anderen verkörperlichten Strukturen wie Geschlecht – festgemacht wird (ebd.: 3). Gleichzeitig verbinden sich in der Kategorie ›Osteuropa‹ rassifizierende Mechanismen mit sozialen und kulturellen Strukturen und Hierarchien. Denn Irinas Überlegungen zum Einfluss ihrer Sprachkenntnisse und Aussprachefähigkeiten sowie die Möglichkeit ihrer Verortung in »internationalen« Gemeinschaften verweisen darauf, dass dabei auch Facetten sozialer Klas-

sen und »europäischer Kultur« bzw. Multikulturalität wirkmächtig werden. Wie in Kapitel 3 diskutiert, fungiert die Figur der »osteuropäischen Prostituierten« dabei als Projektionsfläche für die Aushandlung soziokultureller Zugehörigkeiten und Abgrenzungen. In diesem Kapitel gehe ich nun der Frage nach, wie die Forschungsteilnehmer*innen diese Stereotypisierungen als »Osteuropäer*innen« erlebt und verhandelt haben und wie sich diese Verhandlungen auf das Verständnis ihrer Zugehörigkeiten bzw. Zugehörigkeitsbestrebungen auswirkten.

Prozesse eines rassifizierenden *Otherings* von »Osteuropäer*innen« lassen sich in mehreren nord- bzw. westeuropäischen Ländern beobachten (vgl. Böröcz/Sarkar 2017, Imre 2005, Krivonos/Diatlova 2020, Lapiņa/Vertelytė 2020). Die konkreten Ausgestaltungen damit einhergehender Differenzierungen und Hierarchisierungen des weiß-Seins sind aber in verschiedene (historische wie aktuelle) regionale und lokale Kontexte eingebunden. In Abschnitt 5.1 widme ich mich dementsprechend der Verortung der Erfahrungen der Forschungsteilnehmer*innen mit einer Stereotypisierung als »osteuropäisch« im lokalen Kontext dieser Forschung. Denn die Vermischung rassifizierter, ethnischer und sozialer Stereotype rund um die Kategorie »Osteuropa« ergibt sich in Deutschland im Kontext bzw. im Nachhall spezifischer historischer Beziehungen und imperialistischer Expansionsbestrebungen Deutschlands gen Osten (vgl. Barelkowski/Kraft/Röskau-Rydel 2016, Lenny 2019, Rössler 1990) sowie der nationalsozialistischen Rassifizierung von »Slaw*innen« (vgl. Jaworska 2011). Berlin nimmt dabei aufgrund seiner vielschichtigen Verflechtungen mit »Osteuropa« eine spezielle Position ein, die nicht nur eine (Re-)Produktion, sondern auch eine Verhandlung dieser Stereotype ermöglicht.

Im Kontext dieses Forschungsprojekts erwiesen sich gerade die vergeschlechtlichten und sexualisierten Dimensionen von Osteuropastereotypen als relevant. Anhand der Erfahrungen der Teilnehmer*innen zeigt sich, dass es sich bei dem Stereotyp der »osteuropäischen Prostituierten« um einen Teil breiterer vergeschlechtlichter Differenzierungen zwischen emanzipierten »europäischen« Frauen und passiven, aber sexuell »verfügbaren« »osteuropäischen« Frauen handelte, die den Teilnehmerinnen inner- wie außerhalb der Arbeit begegneten (und die in einer cisheteronormativen Geschlechterordnung von Vorstellungen des »unzivilisierten« und »brutalen« »osteuropäischen« Mannes begleitet wurden; s. Abschnitt 5.2).

Wie die Teilnehmer*innen derartige Stereotypisierungen verhandeln konnten, hing nicht nur von einer rassifiziert-ethnisierten Unterscheidung zwischen »europäischen« und »osteuropäischen« Körpern ab. Auch kam dabei die enge Verbindung von »Osteuropa«-Konzeptionen mit Rassismus gegen Rom*nja und Sinti*zze zum Tragen, anhand derer die Ausgrenzung von Migrant*innen aus (insbesondere süd-)osteuropäischen Ländern legitimiert wird (s. Abschnitt 5.3).

Insofern erweist sich »osteuropäisches« weiß-Sein in Deutschland als polyvalent, jedoch deutlich von (vermeintlichen) Zusammenhängen zwischen Armut, »Osteuropäisch-Sein« und deren jeweiligen (vermeintlichen) verkörperlichten Ausdrücken geprägt. Dadurch konnten diejenigen Teilnehmer*innen, die tatsächlich in prekären Bedingungen lebten, der Stereotypisierung und damit zusammenhängender Marginalisierung nicht entkommen, während andere in internationalisierten, akademischen »europäischen« Kreisen als »Osteuropäer*innen« unsichtbar wurden. Insofern blieben die Forschungsteilnehmer*innen auf unterschiedliche Art und Weise in den Grauzonen

des ›europäischen‹ weiß-Seins verfangen, was dazu führte, dass sie ihre Position(en) bzw. Positionierungsmöglichkeiten innerhalb der deutschen Gesellschaft immer wieder in Frage stellten und neu verhandelten (s. Abschnitt 5.4).

Diese Verhandlungen waren geprägt von einer Unvereinbarkeit der Zugehörigkeiten zu ›Osteuropa‹, das, wie Irina beschrieb, Teil von ihr war, und einer (angestrebten) gleichberechtigten Zugehörigkeit zu einem vermeintlich vereinten ›Europa‹, das sich jedoch in Abgrenzung zu ›Osteuropa‹ konstituierte. Um ihren Platz in der deutschen ›europäischen‹ Gesellschaft zu finden, verfolgten einige Teilnehmer*innen eine Strategie der Anpassung an bürgerliche (Körper-)Normen des (nord- bzw. west-)›europäischen‹ bzw. ›deutschen‹ weiß-Seins. Andere hingegen verarbeiteten Ausgrenzungserfahrungen als ›osteuropäische‹ Migrant*innen über eine (Re-)Produktion von Rassismen unter der Berufung auf ihren Platz in einem *weißen* Europa. In beiden Momenten offenbarten sich die Polyvalenzen (ost-)europäischen weiß-Seins als zentraler Bestandteil der (Re-)Produktion weißer (nord- bzw. west-)europäischer Herrschaftsmechanismen.

5.1 »Typ: Osteuropäisch«: Deutsche Interpretationen differenzierten weiß-Seins

Alter, Geschlecht, Größe, Gewicht, Haarfarbe, Augenfarbe, Figur, Körbchengröße, sexuelle Orientierung – diese und weitere Kategorien finden sich auf vielen großen nationalen Onlineplattformen für Escorts. Wer auf diesen Webseiten eine Anzeige schalten will, muss den eigenen Körper anhand dieser Kategorien einteilen und beschreiben, um potenziellen Kund*innen die Suche nach bestimmten äußerlichen Merkmalen zu ermöglichen. Diese teils äußerst umfangreichen ›Steckbriefe‹ stellen ein anschauliches Beispiel für soziokulturelle Kategorisierungs- und Bewertungssysteme von (vergeschlechtlichten) Körpern dar. Während einige Plattformen nur Anzeigen von Menschen bestimmter Geschlechter zulassen, sind andere Plattformen für Menschen verschiedener Geschlechter offen, wobei sich die Steckbrief-Kategorisierungen dennoch stark entlang cis-geschlechtlicher Körpernormen orientieren. Jedoch wird schon durch einen kurzen Blick auf diese Steckbriefe ersichtlich, dass Geschlechternormen nicht die einzige Grundlage für die Kategorisierung von Körpern im Escortbetrieb bzw. im gesamten Sexgewerbe darstellten. So finden sich neben diversen Maßangaben auch Kategorien wie ›Herkunft‹, »Nationalität« und/oder »Typ«, wobei die Frage nach dem »Typ« mit Begriffen wie »südländisch«, »afrikanisch« oder »osteuropäisch« beantwortet werden konnte.

Während sich »Nationalität« und bis zu einem gewissen Grad auch »Herkunft« in diesem Kontext als Frage der Staatsbürgerschaft und/oder Verortung in bestimmten soziokulturellen Gemeinschaften verstehen lassen, verweisen die Kategorie »Typ« und die darauf möglichen Antworten auf die Verknüpfung regionaler Zuordnungen mit phänotypischen Merkmalen. Escort-Plattformen erweisen sich damit als Ort der (Re-)Produktion rassistischer Kategorisierungen. Denn der Typ »afrikanisch« bezog sich keineswegs ausschließlich auf Frauen aus afrikanischen Ländern, sondern vielmehr auf Schwarze Frauen, unabhängig davon, wo diese Frauen aufgewachsen waren bzw. herkamen. Diese Einteilungen sind dabei nicht nur als Ausdruck eines der Sexindustrie inhärenten Rassismus zu betrachten. Ebenso müssen die erst langsam einsetzende Anerkennung und

Aufarbeitung rassistischer Strukturen in Deutschland (vgl. Ogette 2017, Sow 2018) berücksichtigt werden. So wird aufgrund historischer Bedingungen und Konnotationen der Begriff ›Rasse‹ im Deutschen weitestgehend vermieden, allerdings erfüllt die Kategorisierung nach »Typ« auf den genannten Escort-Plattformen durchaus dieselbe Funktion. In diesem Sinne machen diese Escort-Steckbriefe etwas sichtbar, das aufgrund des langjährigen Schweigens der deutschen Gesellschaft über rassistische Strukturen weiterhin schwer zu thematisieren ist, nämlich nicht nur, dass Menschen anhand rassistischer Konzepte kategorisiert werden, sondern auch *welche* Kategorien in diesem Zusammenhang in Deutschland existieren.

Denn als historisch gewachsenes Herrschaftsinstrument ist Rassismus regionalen und lokalen Transformationen unterworfen, die deutlich machen, dass seine Grundlage nicht vermeintlich starre bzw. »objektive« phänotypische Merkmale sind. Vielmehr beruht die Rassifizierung bestimmter Personen(-gruppen) auf verschiedenem Formen von *Othring*- und Ausgrenzungsmechanismen, die situativ und relational anhand von Merkmalen wie Aussehen, aber auch Körpersprache, sprachlichem Ausdruck, Kleidung usw. festgemacht werden (vgl. M'charek 2010). Dennoch nimmt Hautfarbe in rassistischen Strukturen eine zentrale Rolle ein, und insbesondere Schwarze Personen und Personen of Color können sich in einem sowohl in west- als auch osteuropäischen Ländern hegemonial als weiß konzipierten ›Europa‹ Konfrontationen mit rassistischen Einordnungen nicht entziehen (Keinz/Lewicki 2019: 6). Dass auf den genannten deutschsprachigen Plattformen daneben aber noch »Typ«-Kategorien wie »osteuropäisch« auftauchten, die Personen umfassten, die ich den beigefügten Fotos von Körperteilen nach als weiß beschreiben würde, lieferte einen ersten Hinweis darauf, dass in Deutschland zudem manche als ›weißer‹ gelten als andere.

Europäische Gemeinsamkeiten und deutsche Eigenheiten differenzierten weiß-Seins

Diese Beobachtung korreliert mit mehreren Studien, die sich mit verkörperlichten Konstruktionen von ›Osteuropa‹ bzw. ›Osteuropäisch-Sein‹ in west- und nordeuropäischen Ländern beschäftigen (vgl. Böröcz/Sarkar 2017, Imre 2005, Ivasiuc 2017, Keinz/Lewicki 2019, Kirkland 2016, Krivosos/Diatlova 2020, Lapiņa/Vertelytė 2020, Lewicki 2020, Moore 2013). Ausgangspunkt dieser Analysen ist eine Auseinandersetzung mit den Ko-Konstruktionen von ›Europa‹ bzw. ›Europäisch-Sein‹ und weiß-Sein. Wie diese Studien aufzeigen, hängt es von verschiedenen Faktoren ab, wer als weiß – und damit ›europäisch‹ – angesehen wird:

»[W]hiteness as a racial category is neither homogeneous nor fixed. Rather, it is changeable and changing: a relational, context-specific racial formation, inseparable from historically positioned political and socio-cultural developments. Certain groups have been perceived during different historical periods variously as white and as not-quite-white.« (Lapiņa/Vertelytė 2020: 2)

Diese Relationalitäten und die Kontextgebundenheit ›europäischem‹ weiß-Seins machen dieses schwer greifbar, da seine Betrachtung und Analyse auf verschiedenen Ebenen erfolgen müssen, die sich jedoch nicht immer eindeutig trennen lassen. So ist an dieser

Stelle die Regionen und Nationalstaaten übergreifende historisch gewachsene Differenzierung zwischen einem durch bürgerliche Eliten aus nord- und westeuropäischen Ländern definierten ›Europa‹ und dem diesem bürgerlichen ›Europa‹ als arm oder ›unzivilisiert‹ gegenübergestellten ›Osteuropa‹ zu bedenken (vgl. Abschnitt 1.1). Ist somit ein gesamteuropäischer Rahmen für derartige Differenzierungen und Verhandlungen ›europäischer‹ Zugehörigkeiten entlang von Ost-West-Dichotomien gegeben, hängt die konkrete Ausgestaltung der (vermeintlichen) Unterschiede und Merkmale, an denen diese Zugehörigkeiten festgemacht werden, wiederum von spezifischen nationalstaatlichen bzw. regionalen Gegebenheiten ab.

Die in Berlin bzw. in Deutschland allgemein von den Forschungsteilnehmer*innen erfahrene Stereotypisierung als ›Osteuropäer*innen‹ fungiert außerdem als anschauliches Beispiel für die Wandelbarkeit derartiger Kategorien. So prägte die im Nationalsozialismus auf die Spitze getriebene Rassifizierung von in Osteuropa verorteten ›Slaw*innen‹ (vgl. Abschnitt 1.1) auch in den Jahren nach Kriegsende den Alltag von Personen und insbesondere ehemaligen Zwangsarbeiter*innen aus dieser Region, wie z.B. die autobiographischen Erzählungen von Natascha Wodin über das Aufwachsen in Deutschland als Kind eines zur Zwangsarbeit verschleppten Paares aus der Sowjetunion verdeutlichen (Wodin 2017). Allerdings transformierte sich dieser Antislawismus in den folgenden Jahrzehnten im Kontext sich verändernder europaweiter sowie deutschlandspezifischer Migrationsprozesse und -debatten, wodurch sich auch rassifizierte Kategorien von weiß- und nicht-weiß-Sein verschoben.

Die sich nach Kriegsende in ›westeuropäischen‹ Ländern etablierenden Ideen ›europäischer‹ Zusammenarbeit und Einheit trugen dazu bei, dass entsprechende Konzepte einer gemeinsamen ›europäischen‹ Zugehörigkeit popularisiert wurden.¹ Dies trug zu einer Erosion diverser historisch gewachsener *rassifizierter* Abgrenzungen zwischen ›europäischen‹ Gruppen bzw. Nationen bei, was eine gemeinsame Zuordnung dieser Gruppen und Nationen zu einem weißen ›Europa‹ ermöglichte. Perpetuiert wurde dabei jedoch die Idee von ›Europa‹ als Zusammenschluss ethnisch homogener und christlicher Nationalstaaten als Grundlage eines ›vereinten Europa‹. Damit fand nicht nur die ebenso über Jahrhunderte gewachsene Abgrenzung eines weißen (christlichen) Europa vom nicht-weißen außereuropäischen (nicht-christlichen) ›Anderen‹ ihre Fortsetzung (vgl. Said 1978, Stoler 1992). Die enge Verknüpfung zwischen weiß-Sein, ethnischer Zugehörigkeit, Religion, Nation und damit einhergehender Definition eines geographischen Territoriums stellt auch das ›Europäisch-Sein‹ – und damit das weiß-Sein – von Gruppen wie Rom*nja und Sinti*zze in Frage, die zwar seit Jahrhunderten in Europa leben, aber über kein nationales Territorium verfügen (Yıldız/De Genova 2018: 428).

Diese Prozesse entwickelten sich in verschiedenen (west-)europäischen Ländern unterschiedlich – ihre Fortsetzung in der spezifischen Konzeption einer ›deutschen Nation‹

1 Diese Aussage bezieht sich auf die Ursprünge der EU. In den damals sozialistischen Ländern Europas wurden unter dem Banner des sozialistischen Internationalismus andere Ideen von nationalstaatenübergreifender Zusammenarbeit verfolgt. Eine umfassende Debatte unterschiedlicher ›europäischer‹ Ideen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs führt an dieser Stelle zu weit, weswegen ich nur auf die Hintergründe verweise, die sich im Kontext der Forschung als besonders relevant erwiesen haben.

ist ein Beispiel. Denn wie die erst in den letzten Jahren gesellschaftlich breiter rezipierte Diskussion um die ›postmigrantische‹ deutsche Gesellschaft veranschaulicht, schließt die enge Verknüpfung zwischen ›Deutsch-Sein‹ und weiß-Sein weiterhin soziokulturelle Zugehörigkeiten nicht-weißer Personen zu Deutschland aus, selbst wenn es sich dabei um Personen handelt, die in diesem Land geboren und aufgewachsen sind oder sogar bereits seit Generationen hier leben. Dass die Rassifizierung von Schwarzen Personen, Personen of Color und Menschen aus dem östlichen Mittelmeerraum sowie Zentralasien sie in Deutschland anhand bestimmter phänotypischer Merkmale in Deutschland zu stereotypen ›Ausländer*innen‹ und ›Migrant*innen‹ macht, bedingt gleichzeitig die bis vor Kurzem weitreichende Abwesenheit von Migrant*innen aus osteuropäischen Ländern in aktuellen gesellschaftlichen Migrationsdebatten². Denn obwohl Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern und der ehemaligen UdSSR durch verstärkte Einwanderung in den 1990er Jahren einen großen Anteil der Migrant*innen in Deutschland ausmachen (Panagiotidis 2021: 17), werden sie aufgrund ihrer Kategorisierung als (nicht-ganz-)weiß in vielerlei Kontexten ›unsichtbar‹. Dies ermöglicht den entsprechenden Personen insbesondere in Großstädten wie Berlin verschiedene Verhandlungsspielräume ihrer (wahrgenommenen oder angestrebten) Zugehörigkeiten. Diese Verhandlungsspielräume sind aber gleichermaßen von der sich dennoch in Medien, (Populär-)Kultur und alltäglichen Begebenheiten fortsetzenden Ethnisierung und Exotisierung ›Osteuropas‹ geprägt (vgl. Parvulescu 2014, Schröder 2010, Volkmann 2006), die sich auch in den »Typ«-Kategorisierungen auf den erwähnten Escort-Plattformen wiederfind.

Während der erwähnte Antislawismus dabei durchaus (in Anteilen) eine Fortsetzung fand, so scheint dieser Begriff für die aktuellen Ausprägungen der Differenzierung und Abwertung von ›Osteuropäer*innen‹ dennoch nicht ganz passend (Vlahek 2022: 32), da einerseits auch Personen davon betroffen sind, die keine slawischen Sprachen sprechen und/oder sich nicht als ›slawisch‹ identifizieren. Außerdem läuft der Begriff Gefahr, die Homogenisierung Osteuropas und die Unsichtbarkeiten verschiedener Bevölkerungsgruppen zu reproduzieren, da in den in Deutschland ›Osteuropa‹ zugeordneten Ländern – auch denjenigen, in denen vornehmlich slawische Sprachen gesprochen werden – nicht nur Personen leben, die sich als ›slawisch‹ definieren, zumal dieser Begriff als ethnische Kategorisierung auch vielschichtig ist.³ Insofern ist anzuerkennen, dass sich die (aussehensbasierten) Kategorisierungen rund um den Begriff ›Osteuropa‹ aufgrund ihrer Relationalitäten und Wandelbarkeiten einer konkreten Beschreibung entziehen, und vielmehr fluide an Interpretationen eines nicht-ganz-weiß-Seins und damit assoziierten Merkmalen und Praktiken festgemacht werden. In dieser Konstruktion ›Osteuropas‹ und ihrer Kopplung an Formen des weiß-Seins werden darüber hinaus auch die

2 Dies veränderte sich mit der Ankunft ukrainischer Geflüchteter im Zuge des russischen Angriffs auf die Ukraine im Februar 2022 (vgl. Nachwort).

3 Dahinter verbirgt sich eine lange und komplexe Geschichte der Konstruktion und Verhandlung soziokultureller Zugehörigkeiten sowie damit einhergehender Souveränitäts- und Territorialansprüche. Da jedoch keine*r der Teilnehmer*innen mir gegenüber ›slawisch‹ als Selbstbezeichnung nutzte und diese Kategorie dementsprechend keine bedeutende Rolle in dem Projekt einnahm, soll diese Debatte hier nur am Rande erwähnt werden.

Geschichten und Realitäten von Schwarzen Personen und Personen of Color unsichtbar gemacht, die in osteuropäischen Ländern leben. So wird ›Osteuropa‹ in Deutschland (aber auch in den entsprechenden Ländern selbst) als ›weiße‹ Region wahrgenommen, allerdings in Abstufung zu einem ›weißeren‹ Nord- bzw. Westeuropa. Diese verzerrte Wahrnehmung wird in dieser Arbeit in gewisser Weise reproduziert, da alle Teilnehmer*innen sich in den erwähnten Grauzonen des ›europäischen‹ weiß-Seins bewegten bzw. bewegen konnten und dementsprechend Intersektionen von ›Osteuropäisch‹- und z. B. Schwarz-Sein in Folge nicht angesprochen werden (können).

›Osteuropa‹ an der Schnittstelle von Rassismus, Ethnizität und Klassismus

In kontemporären gesellschaftlichen Zusammenhängen in Deutschland lässt sich die Stereotypisierung ›Osteuropas‹ auch deswegen schwer fassen, weil darin die Verschmelzung verschiedener – rassifizierter, ethnizierter und sozialer – verkörperlichter Differenzierungs- und Hierarchisierungsmechanismen besonders deutlich zutage tritt. Denn in der auf rassifizierten Kategorien aufbauenden Unterscheidung zwischen einem (implizit west- bzw. nord-)›europäischen‹ weiß-Sein und einem ›osteuropäischen‹ nicht-ganz-weiß-Sein steckt auch eine ethnische bzw. ethnizierende Differenzierung.⁴ Diese vermischt sich darüber hinaus mit einer sozialen bzw. klassistischen Trennung zwischen einem bürgerlichen und ›fortschrittlichen‹ (Nord- bzw. West-)›Europa‹ der Mittelklasse und einem armen, ›rückständigen‹ und stark mit einer prekarierten Arbeiter*innenklasse assoziierten ›Osteuropa‹.

Gerade die Stereotypisierung als (ökonomisch) arm war – auch trotz oder wegen existierender finanzieller Prekaritäten – ein wiederkehrendes Thema in den Gesprächen mit meinen Forschungsteilnehmer*innen. So z. B. benannte Irina ›poverty and lack of law‹ als Stereotype, leugnete die Existenz von Armut in ›Osteuropa‹ aber auch nicht (vgl. Einleitung von Kapitel 1). Sie verfolgte mit ihrer Kritik also nicht das Ziel, die Armutsbetroffenheit von Menschen in osteuropäischen Ländern zu ignorieren. Vielmehr ging es ihr darum, dass mit der Verbindung einer Wahrnehmung ihrer selbst als ›Osteuropäerin‹ mit Armut eine bestimmte Behandlung ihrer Person einherging. Denn die Dominanz neoliberaler Diskurse in Deutschland (und ›Westeuropa‹ insgesamt) lässt Armut als persönliche Verfehlung und Mangel an individuellen Kompetenzen erscheinen (Ivasiuc 2017: 7), was für Irina und andere Forschungsteilnehmer*innen dazu führte, dass sie – als vermeintlich arme ›Osteuropäer*innen‹ – als arme Bittsteller*innen angesehen wurden.

Das bedeutete im Umkehrschluss auch, dass ein Auftreten als ›reich‹ oder als Angehörige*r der Mittelklasse dazu beitragen konnte, nicht als ›osteuropäisch‹ wahrgenommen zu werden, worin sich die Verschmelzung und Ko-Konstruktion von Rassifizierung

4 Diese Ethnizierung von Differenzen zwischen ›Westeuropa‹ und ›Osteuropa‹ findet jedoch nicht nur in nord- bzw. westeuropäischen Ländern statt, sondern wird ebenso in osteuropäischen Ländern (re-)produziert. Ich benutze hier den Begriff der Ethnizierung, um darauf zu verweisen, dass es sich bei diesen Debatten insgesamt um einen Raum der (Re-)Produktion ethnischer Zugehörigkeiten und Differenzen handelt, diese aber keineswegs als homogen oder statisch zu betrachten sind.

und Klassismus bzw. die Reproduktion rassifizierter Klassenstrukturen im Rahmen der Kategorie ›Osteuropa‹ ausdrückt (Krivonos/Diatlova 2020: 122). Bestimmte Kleidungsstücke, sprachliche und körperliche Ausdrucksweisen sowie das Angleichen an Schönheitsnormen der (west-)›europäischen‹ Mittelklasse ermöglichten es manchen Teilnehmer*innen, sich in ihrem Alltag in Berlin, aber auch im Kontext der Sexarbeit, der Kategorisierung als ›osteuropäisch‹ zu entziehen. Deutlich zeigte sich dies anhand der Bedeutung, die Sprachen und ihre Aussprache für die Kategorisierung als ›osteuropäisch‹ einnahmen. Irinas Englischkenntnisse und ihre Fähigkeit, Englisch ohne deutlich erkennbaren Akzent zu sprechen, eröffneten ihr den Zugang zu einer internationalisierten Community von *young professionals*, Studierenden und Künstler*innen, in der Fragen der Herkunft in den Hintergrund traten. Diese Möglichkeit ist auch an lokalspezifische Faktoren geknüpft, da es sich bei gut (aus-)gebildeten, (west-)›europäischen‹ Mittelklassenormen entsprechenden Migrant*innen um einen Teil der Imagination Berlins als welt-offene Stadt handelt(e), weswegen die Zugehörigkeit dieser Community zur Stadt weniger in Frage gestellt, sondern mitunter durch verschiedene private und öffentliche Initiativen gefördert wird. Ähnlich verhielt es sich für Monika, die in der queeren Szene Teil internationalisierter Gemeinschaften werden konnte, in denen ihre Herkunft oder ein akzentbehaftetes Englisch nicht als Abgrenzungsmerkmal herangezogen wurden. Monikas Ungarisch- bzw. ›Osteuropäisch-Sein‹ nahm deswegen in ihrem Alltag in Berlin, abgesehen von ihren persönlichen Auseinandersetzungen damit, nur eine geringe Rolle ein.

Die Möglichkeit des Anschlusses an diese Gemeinschaften setzt jedoch ebendiese Sprachfähigkeiten voraus, die nicht für alle gleichermaßen gegeben waren. Auch wenn Spracherwerb und besonders Aussprachefähigkeiten zu einem gewissen Grad als Frage individueller Interessen und Talente zu betrachten sind, können diese jedoch ohne Zugang zu entsprechenden Bildungssystemen nicht entdeckt und (Fremd-)Spracherwerb kaum gefördert werden. So verfügten einige Forschungsteilnehmer*innen bloß über spärliche Englischkenntnisse, weil sie bereits früh das (Schul-)Bildungssystem verlassen wollten oder mussten, um einer Lohnarbeit nachzugehen. Im Zuge ihrer Migrationserfahrungen konzentrierten sie sich auf den Erwerb derjenigen Sprachen, die in ihren jeweiligen Aufenthaltsländern gesprochen wurden. Dementsprechend stand einigen Forschungsteilnehmer*innen der Zugang zu internationalisierten Communities in Berlin über Englischkenntnisse nicht offen. Allerdings hatten sie gleichzeitig Zugang zu verschiedenen anderen, z. B. russisch- oder polnischsprachigen Communities, die in Berlin auch umfangreich vorhanden waren. Im Gegensatz zu den bürgerlichen Imaginationen einer multikulturellen Hauptstadt entsprechenden internationalisierten englischsprachigen Communities werden derartige ›migrantische Communities‹ in medialen und politischen Debatten in Berlin jedoch eher als Problem dargestellt (vgl. Lanz 2007).

Wie Irinas Erfahrungen zeigen, konnten mehr oder weniger akzentfreie Englischkenntnisse zudem einen Mangel an Deutschkenntnissen kompensieren, der in den deutschen Migrationsdebatten der letzten Jahre immer wieder als Symbol fehlender Integrationsbemühungen benannt wird. Hinsichtlich der Deutschkenntnisse ließ sich allerdings eine unterschiedliche Bewertung von Akzenten feststellen. So konnte ich mich mit zahlreichen Forschungsteilnehmer*innen problemlos auf Deutsch unterhalten. Obwohl sie mit hörbarem Akzent und ein paar Grammatikfehlern sprachen, war das gegenseitig-

ge Verständnis nicht gestört. Aussprache- und Grammatikfehler waren v.a. auf den Umstand zurückzuführen, dass diese Teilnehmer*innen Deutsch im Selbststudium, mithilfe von Fernsehen und Alltagsgesprächen, gelernt hatten, weil sie meist weder über die Zeit noch das Geld für den Besuch von Sprachkursen verfügten. Sowohl ihre Sprachkenntnisse sowie der Umstand, dass sie sich diese im Selbststudium angeeignet hatten, blieben jedoch in vielen Alltagsinteraktionen unerkannt. Denn aufgrund ihres Akzents wurden sie als ›Osteuropäer*innen‹ kategorisiert, wodurch ihnen Sprachkompetenzen generell abgesprochen wurden, da gleichzeitig auch ihre muttersprachlichen Fähigkeiten in Bulgarisch, Rumänisch, Polnisch usw. wenig Beachtung fanden. Darin zeigt sich, dass die Betonung von Deutschkenntnissen als Teil einer ›gelungenen Integration‹ in Deutschland nicht auf Kommunikationsfähigkeit abzielt, sondern der Reproduktion rassifizierter und klassistischer Hierarchien dient, da Anforderungen an eine bestimmte (im besten Fall akzentfreie) Aussprache bestehen, die viele Migrationsgeschichten und Mehrsprachigkeiten unsichtbar machen.

Gerade Akzente sind jedoch ohne entsprechendes Training schwer abzulegen (zumal auch die deutsche Sprache selbst über verschiedene Varianten verfügt), was eine Anpassung an derartige Sprachnormen für einige Forschungsteilnehmer*innen beinahe unmöglich machte. Auch an dieser Stelle konnten sich manche Teilnehmer*innen allerdings die Wandelbarkeit der Wahrnehmung eines ›osteuropäischen‹ Akzents im Kontext eines bestimmten verkörperlichten Auftretens zu Nutze machen. Denn so handelt es sich bei einem ›osteuropäischen‹ Akzent um eine bestimmte Kombination phonetischer Merkmale, die aber nicht ausschließlich auf im östlichen Europa gesprochene Sprachen begrenzt sind. Eines dieser Merkmale ist das an der Zungenspitze gerollte R, das auch z.B. Bestandteil des Spanischen oder Italienischen ist. Dies gab manchen Teilnehmer*innen die Möglichkeit, auf ein Unwissen über derartige sprachliche Gemeinsamkeiten und Unterschiede vonseiten ihrer Kunden zu spekulieren und sich auf Onlineplattformen z.B. als ›Spanisch‹ auszugeben. Damit ging ein ebenso exotisierendes *Othering* einher, da sich Stereotype gegenüber Menschen aus anderen europäischen Ländern in Deutschland nicht auf den ›osteuropäischen‹ Raum beschränken. Dennoch lässt sich darin eine Hierarchisierung erkennen, da es für die entsprechenden Teilnehmer*innen noch immer ›besser‹ war, als ›Spanisch‹ und nicht als ›Osteuropäisch‹ angesehen zu werden.

Insgesamt lässt sich anhand dieser Aushandlungen einer möglichen oder vermeidbaren Kategorisierung als ›osteuropäisch‹ eine enge Verknüpfung europäischen weiß-Seins mit Fragen von Klassenzugehörigkeiten erkennen. So erweist sich europäisches weiß-Sein auch als Ort der Reproduktion von Normen einer weißen, akademischen und internationalisierten Mittelklasse, gegenüber der eine historisch gewachsene Stereotypisierung ›Osteuropas‹ als arm und ungebildet reproduziert bzw. transformiert wird. Gerade im Kontext der vorliegenden Forschung stellten sich zudem die verschlechterten und sexualisierten Dimensionen dieser Verflechtungen als maßgeblich für die Erfahrungen und Verhandlungen von Zugehörigkeiten heraus.

5.2 Sexualität, Geschlecht und ›Osteuropa‹: Hierarchien der ›europäischen‹ Emanzipation

»Hure und dann gleichzeitig Osteuropäerin zu sein ist natürlich auch noch was Stigmatisiertes, aber ich würde niemals zugeben, dass ich aus Osteuropa komme«, erzählte Zsuzsanna. Nach dem Aufwachsen und Studieren in Ungarn (vgl. Abschnitt 4.1) hatte sie – ähnlich wie Irina – das Land schon vor mehreren Jahren verlassen. Zum Zeitpunkt der Forschung lebte Zsuzsanna in einem anderen westeuropäischen Land, aus dem sie regelmäßig in verschiedene deutsche Städte pendelte, um hier zu arbeiten bzw. im Fall von Berlin auch Freund*innen zu besuchen. Ihre Arbeit umfasste hauptsächlich BDSM-Services, die sie auf verschiedenen Online-Plattformen anbot. Sie bezeichnete sich als »linksextremistische Akademikerin, die nicht in für Akademikerinnen vorgesehenen Jobs arbeiten will« und verstand ihre Positionen als »Hure« – ein im Kontext unseres Interviews von ihr selbst gewählter Begriff – und Lesbe als politische Standpunkte. Sie erklärte, dass sie deswegen in den meisten Situationen auch kein Problem damit hatte, sich als »Hure« vorzustellen bzw. zu outen. Anders sah dies für sie allerdings hinsichtlich der Angabe ihrer Herkunft aus. Diese hielt sie z.B. in Diskussionen in den Mitgliederforen einer von ihr genutzten Onlineplattform meist zurück:

»In diesen Diskussionen haben Leute, die der deutschen Sprache wirklich mächtig sind, den klaren Vorteil. Also die Ausländerinnen, die nicht so gut Deutsch schreiben, werden sich sowieso nicht beteiligen. Ein Gleichgewicht kann es da kaum geben und ich möchte dann auch nicht zugeben, dass ich eine Osteuropäerin bin. Also ich schreibe schon Dinge dazu, aber halt eher als die [Staatsbürgerin eines anderen westeuropäischen Staates, Anm. UP], die einfach politisch ist und keine Xenophobie unterstützt. Zugeben, dass ich selbst betroffen bin, wäre aus der politischen Sicht natürlich wichtig, aber das bedeutet gleichzeitig, dass ich meine Kunden verliere oder plötzlich nur die Hälfte des Preises verlangen kann.«

Ähnlich wie Irina konnte sich Zsuzsanna aufgrund ihrer Sprachkenntnisse und ihres sozialen Hintergrunds einer Kategorisierung als ›Osteuropäerin‹ entziehen, erkannte dabei aber gleichzeitig die Probleme an, die sich dadurch hinsichtlich der (Nicht-)Wahrnehmung der Heterogenität von Menschen aus ›osteuropäischen‹ Ländern in politischen Debatten ergaben. Insofern zeigen Zsuzsannas Worte, dass sie ihre verschiedenen Positionen als Sexarbeiterin und ›Osteuropäerin‹ auf für sie nicht immer zufriedenstellende Weise navigieren und verhandeln musste. Wichtig war für sie hier ein ökonomischer Faktor, nämlich der Umstand, dass sie als ›Osteuropäerin‹ weniger verdienen würde. Denn als ›Osteuropäerin‹ wäre sie wortwörtlich anders bewertet worden, v.a. im Vergleich zu denjenigen, die als ›deutsch‹ wahrgenommen werden: »Man hat Vorteile, wenn man sagt, ich bin hundert Prozent Deutsch, also hundert Prozent Deutsch steht mittlerweile in vielen Profilen da, das finde ich schon schwierig. Was ist hundert Prozent? Das erinnert mich an dunkle Zeiten.«

Zsuzsannas Anspielung an »dunkle Zeiten«, womit sie den Nationalsozialismus meinte, erwies sich dabei als durchaus begründet, stellte schließlich auch das erwähnte ›Deutsch-Sein‹ eine an ein bestimmtes Erscheinungsbild geknüpfte Kategorie dar, die in einer rassifizierten Hierarchisierung dem ›Osteuropäisch-Sein‹ (aber auch anderen

erwähnten »Typen« auf Escort-Plattformen) übergeordnet wurde. Auch andere Forschungsteilnehmer*innen berichteten von einer derartigen Abwertung im Rahmen ihrer Tätigkeit in der Sexarbeit. Bestätigt wurden diese Hierarchien zudem durch manche Türsteher von Bordellen und Clubs, die mir erzählten, dass die Kunden am liebsten »deutsche Frauen« hätten und »die Osteuropäerinnen« weniger Geschäft brächten. Dass diese Hierarchien – und ihre anhand unterschiedlicher Einkommensmöglichkeiten materiell greifbaren Konsequenzen – gerade in der Sexarbeit einen derart expliziten Ausdruck finden, lässt sich durch Überschneidungen und Wechselwirkungen der Stereotypisierungen und Stigmatisierungen als »Osteuropäerin« und Sexarbeiterin erklären. Diesen zugrunde liegen weitreichende Interdependenzen zwischen der Rassifizierung, Ethnisierung und Sexualisierung vergeschlechtlichter Körpern, die auch in anderen Lebensbereichen der Forschungsteilnehmer*innen ihren Ausdruck fanden.

Rassifizierung und Sexualisierung als interdependente Prozesse

»While I was in the UK, I wanted to work as a translator or Russian teacher, but had no official work permit, so I posted an ad on a website for classified ads. I did not even specify my gender, but I got back a huge amount of e-mails from men requesting sex from a Russian woman. These men wanted to be dominated or looked for someone to worship, they seemed to have this idea of a »tall Russian woman« in mind, so I realized there is a great demand for that«, erzählte Irina. Diese Begebenheit brachte Irina dazu, über eine Tätigkeit in der Sexarbeit nachzudenken und sie schließlich aufzunehmen: »The idea of sex work never was too weird for me, as I had worked with my body before in modelling and dancing. Money was in the end definitely a reason why I got into it«, erklärte sie, fügte nach einer kurzen Denkpause allerdings hinzu: »But it was also curiosity, I cannot say that it was just for money alone.« Mit Männern, die nach einer »tall Russian woman« suchten, traf sie sich allerdings nie, vielmehr präsentierte sie sich in ihrer Arbeit als »nationless«, was ihr aus den o.g. Gründen möglich war.

Während die »Typ«-Kategorisierungen und Zsuzsannas Ausführungen die Sexindustrie als Ort der (Re-)Produktion einer rassifizierten Sexualisierung vergeschlechtlichter Körper erkennen lassen, verdeutlichen Irinas Erfahrungen, dass diese Strukturen auch außerhalb der Sexindustrie zu finden sind. An diesem Punkt zeigt sich die Bedeutung intersektionaler Analysen der Lebensrealitäten der Forschungsteilnehmer*innen, da ihre Erfahrungen nicht *nur* durch rassifiziert-ethnisierte »Osteuropa«-Stereotype oder *nur* durch Sexualisierung bzw. Sexismus geprägt sind, sondern sich gerade an den Schnittstellen dieser beiden (und weiterer) Mechanismen entfalten. Wie Stoler (1989, 1992, 1995) als Kritik bzw. Ergänzung zu Foucaults Analysen zur Formierung des (west-)europäischen Sexualitätsdiskurses herausarbeitet, entstanden hegemoniale Sexualitätsverständnisse nicht nur im Zusammenhang mit Geschlechterkategorien, sondern auch im Kontext der Konstruktion rassistischer Kategorien im Zuge kolonialistischer Expansion zur Legitimierung und Konsolidierung weißer europäischer Herrschaftsansprüche:

»[T]he colonial politics of exclusion [...] was contingent on constructing categories, legal and social classifications designating who was »white«, who was »native«, who

could become a citizen rather than a subject, which children were legitimate progeny and which were not. [...] Sexual unions in the context of concubinage, domestic service, prostitution or church marriage derived from the hierarchies of rule; but these were negotiated and contested arrangements, bearing on individual fates and the very structure of colonial society. Ultimately inclusion or exclusion required regulating the sexual, conjugal and domestic life of both Europeans in the colonies and their colonized subjects.« (Stoler 1989: 635)

Das biopolitisch motivierte Interesse der kolonialen Verwaltungsapparate führte zur Etablierung von – geschlechterspezifischen (Stoler 1989: 651) – rassifizierten Kategorien als Grundlage der Regulierung sexuellen Verhaltens und Projektionsfläche für sexualmoralische Verhaltensnormen. In diesem Zusammenhang weist Stoler darauf hin, dass phänotypische Erscheinungsmerkmale zwar eine wesentliche, aber nicht die einzige Grundlage für diese Kategorisierungen darstellen: »What mattered were not only one's physical properties but who counted as ›European‹ and by what measure.« (Ebd.: 635) So erweist sich auch die im Kolonialismus und danach stattfindende Verschmelzung der Rassifizierung und Sexualisierung nicht-europäischer ›Anderer‹ als Prozess der (Re-)Produktion hegemonialer Europaverständnisse, die in Abgrenzung zu diesen ›Anderen‹ etabliert werden.

Die Erkenntnisse der vorliegenden Forschung verdeutlichen, dass an dieser Stelle eine Feindifferenzierung dieser Europaverständnisse notwendig ist, da ›Europa‹ selbst kein homogenes Konstrukt darstellt. Insofern müssen Stolars Ausführungen dahingehend konkretisiert werden, dass es sich bei den von ihr thematisierten Europaverständnissen primär um durch westeuropäische Kolonialmächte etablierte Europaverständnisse handelt. Dass diese auch zu einer Differenzierung ›europäischer‹ Zugehörigkeiten *innerhalb* ›Europas‹ beitragen, ist in Stolars Analysen durchaus angelegt. Sie verweist darauf, dass die Etablierung dieser Europaverständnisse mit der Konstruktion von Sexualnormen einer (west-)›europäischen‹ weißen *Mittelklasse* einherging, die ebenso eine Abgrenzung von einem ›europäischen Proletariat‹ ermöglichte (ebd.: 639). Dieses Proletariat ist – insbesondere im von Stoler untersuchten Zeitraum, dem frühen 20. Jahrhundert – nicht als ausschließlich ›osteuropäisch‹ kodifiziert zu verstehen. Die Verknüpfung ›europäischer‹ Zugehörigkeiten mit Klassenzugehörigkeiten und die Einordnung der Normen und Ausdrucksweisen einer weißen Arbeiter*innenklasse als ›weniger‹ europäisch findet sich allerdings durchaus in den aktuellen von nord- bzw. westeuropäischen Ländern ausgehenden Differenzierungen zwischen ›Europa‹ und ›Osteuropa‹ wieder. Dies findet in der bereits beschriebenen Wahrnehmung von ›Osteuropa‹ als (ökonomisch) arm seinen Ausdruck, aber auch in einer spezifischen Sexualisierung von Menschen aus dieser Region:

»Recent scholarly discussions suggest that Europeanisation in the context of EU enlargement has taken place alongside modernization and the portrayal of new or potential EU member states as needing assistance to become fully fledged Europeans, including sexual modernization.« (Krivonos/Diatlova 2020: 120)

Wie Krivonos und Diatlova (2020) am Beispiel russischsprachiger Frauen in Finnland aufzeigen, ist diese Frage der vermeintlichen Notwendigkeit einer sexuellen Moderni-

sierung ›Osteuropas‹ an rassifizierte und sexualisierte Stereotype von – in diesem Fall ›osteuropäischen‹ – Frauen gebunden. Es zeigt sich auch dabei, dass ›(ost-)europäisches‹ weiß-Sein keine auf klar definierbaren phänotypischen Merkmalen beruhende Kategorie ist, sondern an ein aus z. B. Kleidung, Make-Up und Ähnlichem zusammengesetztes Auftreten geknüpft ist, das bestimmten Normen der (nord- bzw. west-)europäischen Mittelklasse entspricht: »[T]he ›European‹ style is described as ›modern and edgy‹, the Russian style is associated with glittery fabrics, high heels and excessive make-up« (ebd.: 125). Dabei findet eine Verknüpfung einer Einstufung als ›Osteuropäerin‹ mit der Annahme sexueller Verfügbarkeit bzw. einer Stereotypisierung als ›Prostituierte‹ statt, die die Teilnehmer*innen der Studie von Krivonos und Diatlova durch ein Anpassen an vergeschlechtliche ›europäische‹ Kleidungsnormen zu vermeiden versuchten (ebd.).

Die Sexualisierung ›Osteuropas‹ und die deutsche Rettung der ›osteuropäischen‹ Frau

An dieser Stelle zeigt sich, dass hinsichtlich der vergeschlechtlichten Stereotypisierung und Sexualisierung von ›Osteuropäer*innen‹ abermals lokal unterschiedliche Relationen zu bedenken sind. Denn wo die Arbeiten von Krivonos und Diatlova (2020) oder Lapiņa und Vertelytė (2020) darauf hindeuten, dass eine rassifizierte und sexualisierte Differenzierung zwischen ›Europa‹ und ›Osteuropa‹ in vielen nord- bzw. westeuropäischen Ländern verbreitet ist, so zeigen sich im Vergleich mit den Erfahrungen der Teilnehmer*innen dieser Studie in Berlin, dass durchaus Unterschiede dahingehend bestehen, *was* und *wie* differenziert wird. Krivonos und Diatlova (2020) beschreiben, dass »russischen Frauen« in ihrem Forschungskontext in Finnland v. a. eine exzessive Sexualität zugeschrieben wurde, die nicht dem Idealbild »nordischer Weiblichkeit« entsprach: »[T]he bodies of Eastern European women must be ›liberated‹ by toning down their excessive sexuality and femininity in accordance with Nordic norms of gender equality.« (Ebd.: 118) Auch im deutschen Diskurs um die ›osteuropäischen Prostituierten‹ bzw. ›osteuropäische‹ Frauen findet sich das Motiv der Notwendigkeit ihrer ›Befreiung‹, allerdings nicht nur von einer vermeintlich überbordenden Sexualität und Femininität.⁵ Vielmehr ist die Debatte dominiert von einer Konstruktion von ›Osteuropäerinnen‹ als ›verfügbare‹, passive, im Vergleich zu ›deutschen‹ bzw. ›westeuropäischen‹ Frauen weniger emanzipierte und sexuell unerfahrene Frauen ohne eigene sexuelle *agency*, die sich auf die Charakterisierung ›Osteuropas‹ als ›unzivilisiert(er)‹, aber auch ›traditioneller‹ als (West-)›Europa‹ zurückführen lässt. Für die Polin Kasia war dies ein Grund, warum sie bei ihrer Arbeit in verschiedenen Bordellen und Studios nicht als ›Polin‹ beworben werden wollte: »Naja, ich möchte auch nicht, dass da Polin drinsteht, weil man denkt sich dann, dann kommen auch alle mit allem möglichen und ich möchte nicht alles mögliche haben.«

5 Das bedeutet jedoch nicht, dass allgemein(er)e Diskurse über bzw. Erfahrungen von (cis) Frauen aus ›osteuropäischen‹ Ländern in Deutschland nicht auch von Zuschreibungen einer derartigen Hypersexualität und Hyperfemininität geprägt sind, zumal mediale Repräsentationen dieser Klischees (wie z. B. in der Figur der ›russischen Geheimagentin‹) auch transnationale Verbreitung finden (vgl. Fedorova 2019).

Ich kam nicht umhin, diese Befürchtungen bzw. auch Realitäten der Forschungsteilnehmerinnen, dass ihre Kunden mit ihnen als ›Osteuropäerinnen‹ »alles mögliche« machen wollten, als Nachklang nationalsozialistischer Ideologien zu fassen, die ›Slaw*innen‹ deutschen Menschen unterordnete und ihnen einen Platz in dieser Ideologie zuwies, der ihre Ausbeutung als ›minderwertige‹ Zwangsarbeiter*innen rechtfertigte und dabei im Falle von Frauen auch sexuelle Ausbeutung legitimierte. Denn es war auffällig, dass die Forschungsteilnehmerinnen im Kontext ihrer Erfahrungen in Deutschland hauptsächlich von einer Abwertung als vermeintlich willenlose und für »alles« verfügbare Frauen berichteten, weniger aber von einer Hypersexualisierung als sexuell aktive *»femme fatale«*, die in Irinas Erzählung über ihre Erfahrungen in Großbritannien, aber auch in den Arbeiten von Krivonos und Diatlova (2020) anklingt.

Berlin als äußerst heterogener urbaner Raum, in dem viele verschiedene Zuschreibungen und/oder Zugehörigkeiten und z.B. damit einhergehende Kleidungspraktiken und -normen parallel existieren, bot jedoch auch verschiedene Möglichkeiten, derartige Zuschreibungen zu vermeiden oder zu verhandeln. So benannten die Forschungsteilnehmerinnen weniger einen Druck, sich in ihrem Lebensalltag *»einem«* bestimmten Erscheinungsbild *anzupassen*, um einer Stereotypisierung als ›Osteuropäerin‹ zu entgehen, sondern versuchten vielmehr, gewisse Erscheinungsbilder zu *vermeiden*. So kleideten sich die Forschungsteilnehmerinnen bei unseren Begegnungen in Parks, Restaurants oder anderen Stellen unterschiedlich: Manche bevorzugten einen Kleidungsstil, der durchaus (ihre) Weiblichkeit betonte, aber dabei ihre Körper nicht entlang sexualisierter Vorstellungen präsentierte. Andere passten ihr Aussehen den ›alternativen‹ Stilen Berlins an und wieder andere trafen sich mit mir einfach in legerer Freizeitkleidung. Dass dadurch bewusst eine Sexualisierung vermieden werden sollte, kam in unseren Gesprächen nicht auf – zumindest nicht in konkreter Verbindung zu einer Rassifizierung als ›Osteuropäerin‹. Gleichzeitig trugen die Teilnehmerinnen in Berlin keine Kleidungsstücke, die aus emischer Perspektive eine Zugehörigkeit zu ›Osteuropa‹ ausdrücken würden und in Deutschland auch als solche bekannt waren, wie z.B. Schals mit bunten (Blumen-)Mustern.

Auch erwähnten einige Teilnehmerinnen in ihren Erzählungen, dass sie sich im Privatleben wie auch auf der Arbeit nicht »billig« kleiden würden, v.a. nicht, wenn sie aufgrund ihres Akzents bereits als ›Osteuropäerin‹ stereotypisiert wurden. Sich nicht »billig« zu kleiden, bedeutete nicht (bloß) das Tragen *teurer* Kleidungsstücke, sondern auch ein Erscheinungsbild, dass sich von Imaginationen ›armer Osteuropäerinnen‹ abgrenzte. Als Referenzpunkt für einen »billigen« Kleidungsstil nannten einige Teilnehmerinnen insbesondere die Kleidungspraktiken der auf dem Straßenstrich arbeitenden Frauen, wodurch sie im Versuch der Abgrenzung von Stereotypen über die »osteuropäischen Prostituierten« diese auch selbst reproduzierten. Auch Krivonos (2020) beschreibt in einer weiteren Arbeit zu den Erfahrungen russischsprachiger Migrant*innen in Finnland, dass Teilnehmerinnen ihrer Studie ein »vulgäres« Aussehen vermeiden wollten (ebd.: 400), allerdings benutzen diese den Begriff im Kontext eines im Vergleich zur finnischen Mehrheitsgesellschaft »zu schicken« bzw. »zu herausgeputzten« Kleidungsstils, der »russische« Frauen als hypersexualisierte Konkurrenz im Datingleben erscheinen lässt (ebd.). Dass die Teilnehmer*innen meiner Studie ähnliche Probleme benannten, diese aber mit anderen Kleidungspraktiken und anderen Vorurteilen – weniger als

hypersexualisierte »Gefahr« und vielmehr als sexuell »gefügige« Frauen – assoziierten, verdeutlicht die fluiden, aber dennoch greifbaren Effekte (ebd.: 401) einer sexualisierten Rassifizierung ›osteuropäischer« Frauen.

Die Verflechtungen von Rassifizierung und Sexualisierung betrafen zudem nicht nur cis Frauen aus ›osteuropäischen« Ländern. Denn dem Stereotyp der ›unemanzipten«, armen ›osteuropäischen« Frau stand in einer rassifizierten cisheteronormativ-binären Geschlechterlogik das Stereotyp des patriarchalen, gewalttätigen, kriminellen und/oder arbeitsscheuen ›osteuropäischen« Mannes gegenüber (vgl. Andrijasevic 2007, Hill/Bibbert 2019: 84, Ivasiuc 2017). Dessen (Erscheinungs-)Bild war u.a. durch das Auftreten der Männer geprägt, die die im Kurfürstenkiez tätigen cis Frauen begleiteten. Dass die Beziehungen zwischen diesen Frauen und Männern durchaus von Gewalt geprägt waren und die Männer zudem die Rolle von Zuhältern einnahmen (vgl. Katona 2017), fungiert als Bestätigung dieses Stereotyps, das allerdings alle ›Osteuropa« zugeordneten Männer unter Generalverdacht stellt. Die Assoziationen von ›osteuropäischen« Männern mit ›ungezähmter« Virilität trägt zudem zu einer Sexualisierung bei, die z.B. von den im Nollendorfkiez sexarbeitenden Männern auch zu Marketingzwecken genutzt wurde. Gleichzeitig versuchten sich Männer wie Radko oder Alex an einer selektiven Nutzung dieser Stereotype (vgl. Kapitel 4), da sie sich gleichzeitig – ebenso durch ihre Kleidungspraktiken – von einer Wahrnehmung als ›faul« oder ›billig« distanzieren und sich durch das Tragen teurer Markenkleidung als erfolgreiche Männer inszenieren wollten. Und für die trans Frauen im Kurfürstenkiez ergab sich schließlich das Problem, dass einige der von ihnen erfahrenen Ausschlüsse auch dadurch bedingt waren, dass sie sich nicht den von weißen (west-)›europäischen« Mittelklassen geprägten Vorstellungen geschlechtlicher Vielfalt (wie z.B. spezifische Kleidungspraktiken und/oder Verhaltensnormen) anpassen konnten oder wollten.

Insgesamt zeigen sich somit in den Erzählungen der Teilnehmer*innen die alltäglichen Konsequenzen der Debatten um die ›osteuropäischen Prostituierten«, deren Betonung der Notwendigkeit des Schutzes dieser Frauen auf denselben Stereotypen von ›Osteuropäerinnen« als schutzbedürftig und ›unemanzipt« aufbaut (Hill/Bibbert 2019: 88f). Dass diese Frauen zudem u.a. auch vor ›osteuropäischen« Zuhältern geschützt werden sollen, perpetuiert zugleich die Stereotypisierung ›osteuropäischer« Männer als kriminell, gewalttätig und arbeitsfaul (ebd.). Bedenkt man, dass über diese rassifizierten und sexualisierten Abgrenzungsmechanismen auch regionalspezifische Verständnisse (west-)›europäischer« Werte und Zugehörigkeiten konstruiert werden, so erweist sich die Stereotypisierung ›osteuropäischer Frauen« in Deutschland als Ort der (Re-)Produktion (implizit west-)›europäischer« Ideen von Weiblichkeit und Emanzipation. Wird so in dieser Differenzierung die Idee eines ›befreiten« und liberalen (West-)›Europa« fortgesetzt, lässt sich in diesem Fall erkennen, welche Position Deutschland dabei auf politischer Ebene zugewiesen wird, nämlich die eines Retters der noch-nicht-ganz-emanzipten ›Osteuropäer*innen«.

Dass Probleme wie geschlechterspezifische Gewalt, Ausbeutung und Armut dabei Richtung ›Osteuropa« externalisiert werden, trägt zudem dazu bei, dass dieselben Probleme in Deutschland im öffentlichen Diskurs gemeinhin als ›überwunden« angesehen werden (können), obwohl sowohl geschlechterspezifische Gewalt als auch Armut in Deutschland weit verbreitete gesellschaftliche Probleme sind (vgl. Giesselmann/

Luekemann 2017, Wieners/Winterholler 2016). So werden durch diese Externalisierung auf der einen Seite politische und aktivistische Bestrebungen zur Verbesserung der Situation in Deutschland untergraben. Auf der anderen Seite verschleiert die Essenzialisierung dieser Probleme als »osteuropäische« Probleme, dass die Lebenssituationen »osteuropäischer« sexarbeitender Personen in Deutschland maßgeblich durch diese Stereotypisierung mitgeprägt werden. Denn sie trägt, in Kombination mit einem dabei mitschwingenden Rassismus gegen Rom*nja und Sinti*zze, dazu bei, dass Migrant*innen aus »osteuropäischen« Ländern aus Sozialsystemen ausgeschlossen und bei der Vergabe von Wohnungen, am Arbeitsmarkt usw. benachteiligt werden, was wiederum ihre Handlungsmöglichkeiten einschränkt, aber auch die Verhandlungen ihrer Zugehörigkeiten beeinflusst.

5.3 »Armutsmigration aus (Süd-)Osteuropa«: Antiziganismus⁶ und die Polyvalenz »osteuropäischen« weiß-Seins

»The anti-Roma issue is a distinctly European form of racism: institutionalised anti-Roma prejudice and violence towards Roma has been so central to many European countries for so long (centuries, in many cases) that it somehow seems to be forgotten, time and again.« (EASA 2020)

Ein Winterabend in einem Café an der Kurfürstenstraße: Draußen war es dunkel und kalt, weswegen einige Frauen, die auf der Straße arbeiten, in Ermangelung anderer Rückzugsräume in regelmäßigen Abständen ins Café kamen, um sich aufzuwärmen oder sich kurz auszuruhen. Aufgrund der niedrigen Temperaturen herrschte an jenem Abend reger Betrieb im Café. Ein paar Frauen hatten bei einem Café-Mitarbeiter warme

6 Über die passende Bezeichnung der Rassifizierung und strukturellen Diskriminierung von Rom*nja und Sinti*zze wird in Deutschland seit einigen Jahren – auch innerhalb der betroffenen Communities – heftig diskutiert. Der Begriff Antiziganismus wird dabei mitunter abgelehnt, da in ihm eine rassistische Fremdbezeichnung für Rom*nja und Sinti*zze reproduziert wird. Alternativ wird u.a. der Begriff Antiromanismus vorgeschlagen, der jedoch die Betroffenheit anderer Gruppen als Rom*nja ausblendet. Als weitere Alternative wurde der Begriff Gadge-Rassismus eingeführt. *Gadge* bezeichnet in Romanes Menschen, die nicht Rom*nja oder Sinti*zze sind, wodurch mit diesem Begriff die Fokussierung auf diejenigen gelegt werden soll, von denen die Rassifizierung ausgeht (vgl. Fernandez 2020). Organisationen wie der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma (2021) sprechen sich jedoch auch für die Verwendung des Begriffs Antiziganismus aus, um zu berücksichtigen, dass sich diese Diskriminierungsform nicht nur gegen Angehörige der ethnischen Gruppen der Rom*nja oder Sinti*zze, sondern auch gegen diejenigen richtet, die als solche wahrgenommen werden. Aus diesem Grund – und in diesem Sinne – nutze ich den Begriff Antiziganismus an dieser Stelle. Da diese Debatten in englischsprachigen Räumen mitunter anders verlaufen, werden in Zitaten aus englischsprachiger Literatur auch andere Begriffe wiedergegeben.

Kleidungsstücke in Plastiktüten deponiert und zogen sich im Laufe des Abends wärmere Stiefel oder Strümpfe an, andere kamen in das Café, um ein paar Minuten schweigend am Heizkörper zu lehnen. Manche Frauen interagierten dabei kaum mit anderen Personen im Café, andere hingegen nutzten den Raum für sozialen Austausch, sprachen miteinander in unterschiedlichen Sprachen oder videotelefonten mit ihren Kindern und Familien. Nachdem ich zu dem Zeitpunkt bereits mehrere Monate im Kurfürstentempel forschte, war ich Teil des Café-Mikrokosmos geworden und genoss den Schutz des Café-Mitarbeiters, nachdem ich ihm geholfen hatte, Liebesbriefe auf Deutsch zu schreiben und einen Tisch in einem Restaurant für die daraus resultierende Verabredung zu reservieren. Mit einigen Frauen verband mich jedoch nur eine oberflächliche Bekanntschaft. Manche schienen mich aufgrund (verständlicher) Skepsis eher zu ignorieren, andere wiederum erzählten mir ihre Lebenspläne, zeigten mir Fotos ihrer Familien und gaben mir einen Einblick in ihren Alltag auf der Straße. Insofern ergaben sich Abende, an denen ich hauptsächlich über die Liebesgeschichten des Café-Mitarbeiters erfuhr oder mit ein paar Frauen die Preise von Socken in den nahegelegenen Kaufhäusern diskutierte. Die Gespräche an jenem Abend führten mich jedoch direkt zu komplexen Auseinandersetzungen mit Zugehörigkeiten und Ausgrenzungserfahrungen.

Das lag v.a. an der Ankunft von Vasilena. Ich war dieser Frau, die etwas älter aussah als die meist recht jungen anderen Frauen im Café, bisher nicht (bewusst) begegnet. Vasilena war offensichtlich schon länger im Kiez unterwegs und kannte den Café-Mitarbeiter, mit dem sie gleich beim Hereinkommen ins Café in einem stark akzentbehafteten Deutsch zu scherzen begann. Ihr Auftreten ließ sie als extrovertierte, gesprächige Person erscheinen – ein Eindruck, der sich bestätigte, als sie nach den initialen Begrüßungsscherzen dazu überging, sich mit dem Café-Mitarbeiter über Klatsch aus dem Kiez und besonders über einige auf der Straße tätige Frauen auszutauschen, mit denen sie bekannt war. Der Café-Mitarbeiter fragte nach einer Frau, die er länger nicht gesehen hatte, worauf Vasilena ganz nüchtern antwortete, dass diese Frau gerade beim Arzt sei, um sich »ein Baby wegmachen« zu lassen. »Aber am Montag ist sie wohl wieder da«, ergänzte sie. Als die beiden ihren Informationsaustausch abgeschlossen hatten, wandte Vasilena ihre Aufmerksamkeit mir zu. Da sie mich auch nicht kannte, entspann sich ein für mich bereits gewohntes Kennenlerngespräch: »Arbeitest du hier? Was machst du dann hier? Wie alt bist du? Hast du Kinder?« An dieser Stelle unterschied sich Vasilena von vielen anderen Frauen, da sie nach meiner Bekundung, mit Ende zwanzig noch keine Kinder zu haben, nicht die Augenbrauen hob, sondern lachend abwinkte: »Du bist ja auch noch jung!« Wie sich in Folge herausstellte, war sie selbst vierzig Jahre alt und hatte vier Kinder, die mit ihrem Mann in Bulgarien lebten, während sie seit ungefähr zehn Jahren in Deutschland war. Während sie mir ihre Familiensituation schilderte, packte sie ihr Smartphone aus, um mir dazu Bilder von ihren (teilweise erwachsenen) Kindern und deren Kindern zu zeigen. Von ihren beiden erwachsenen Töchtern zeigte sie mir mehrere Fotos, um dabei immer wieder deren Schönheit zu betonen, bis ich ihrer Beurteilung vehement zustimmte. An diese Fotos kann ich mich inzwischen nur noch dunkel erinnern, an jenem Abend hatte ich mir dazu jedoch notiert, dass ihre Töchter lange blonde Haare hatten, schlank waren und »gängigen Schönheitsidealen« entsprachen. Nachdem Vasi-

lena die Vorstellung ihrer Töchter beendet hatte, fragte sie mich auffordernd: »Glaubst du, dass das Z*****⁷ sind?«

Diese Frage überraschte und überforderte mich. Bevor ich meine Perplexität aber überwinden konnte, fuhr Vasilena, ohne von mir eine Antwort bekommen zu haben, mit einer Geschichte über eine dieser Töchter fort, die laut Vasilena in Bulgarien an einem Schönheitswettbewerb teilgenommen und sich im Rahmen dessen – sehr zu Vasilenas Begeisterung – öffentlich als Sintizza vorgestellt hatte. An dieser Stelle möchte ich allerdings kurz bei Vasilenas Frage verweilen, traf sie doch einen wunden Punkt meiner Feldforschung. Auch wenn bestehende Studien (vgl. Howe 2011, Katona 2017, Künkel 2020b) und Gespräche mit im Kurfürstenkiez ansässigen Anlauf- und Beratungsstellen den Schluss zuließen, dass es sich bei vielen der im Kiez auf der Straße arbeitenden Frauen und ihrer Begleiter um Rom*nja und Sinti*zze handelte, stand ich bei meinen Rundgängen durch den Kiez immer wieder vor der Frage, wie ich die ethnischen Zugehörigkeiten der Frauen denn nun herausfinden oder gar *erkennen* können sollte. Wie in Kapitel 3 beschrieben, ließen die Positionen und Bewegungen der Frauen auf der Straße sie als sexarbeitende Personen erkennen. Anhand der Sprachen, die sie miteinander nutzten, ließ sich für mich eine Einordnung nach Herkunftsländern treffen – aber daraus Schlüsse über ethnische Zugehörigkeiten zu treffen, erschien mir nach bestem Wissen und Gewissen unmöglich, gar falsch. Nun gingen aber nicht alle Frauen so offen damit um wie Vasilena. In vielen Fällen schienen mir Fragen danach unangebracht und schließlich begegneten mir ein paar Frauen, die eine Einordnung als Romnja oder Sintizza schon von Vornherein von sich wiesen.

Insofern erwies es sich als schwierig zu erfassen, wer (nicht) den Rom*nja und Sinti*zze angehörte, zumal es sich dabei um einen Sammelbegriff für verschiedene, heterogene Gruppen handelt, die mitunter andere Selbstbezeichnungen verwendeten (Yıldız/De Genova 2018: 426). Dementsprechend ist bereits das Postulat einer (oftmals homogen dargestellten) Gruppe von Rom*nja und Sinti*zze als Fremdkategorisierung zu verstehen, die gerade im europäischen Kontext bereits seit mehreren Jahrhunderten als Projektionsfläche für stereotype »Andere« eine zentrale Rolle in der Konstruktion hegemonialer »europäischer« Identitäten bzw. des (Nicht-)»Europäisch«-Seins einnimmt (vgl. Fetke 2014, Ivasiuc 2017, Kjučukov 2013, Kostka 2018, Matache 2016, McGarry 2017, Picker 2017, Racleș/Ivasiuc 2019, Vincze 2014). Wie Vasilenas Frage aufzeigt, bilden Aussehensmerkmale, vergeschlechtlichte Körperlichkeiten und Kleidungsstile eine Grundlage für derartige Einteilungen. So muss die über mehrere Jahrhunderte hinweg (re-)produzierte und transformierte Ausgrenzung, Verfolgung und im Kontext des Nationalsozialismus auch Vernichtung von Rom*nja und Sinti*zze als Rassismus benannt werden. Gleichzeitig lässt sich eine oft daran anschließende Frage, ob Rom*nja und Sinti*zze dem-

7 Auch wenn dieser im Deutschen abwertende und rassistische Begriff für Rom*nja und Sinti*zze an dieser Stelle von einer Sintizza selbst benutzt wurde, habe ich mich dazu entschlossen, ihn nicht vollständig wiederzugeben. Ich sehe davon ab, weil meine Gesprächspartnerin den Begriff in meiner Wahrnehmung nicht im Sinne einer positiv besetzten Wiederaneignung benutzt hat, sondern als Ausdruck dessen, dass ihr dieser Begriff im Deutschen mehrmals begegnet war und sie deswegen davon ausging, dass ich ihn eher verstehen würde. Diese Interpretation mag unvollständig sein, dennoch sehe ich keinen Grund, der die Reproduktion dieses Begriffs im Rahmen dieser Analyse legitimieren würde.

entsprechend nicht weiß sind, im Hinblick auf die oben beschriebenen Grauzonen und Relationalitäten des ›europäischen‹ weiß-Seins nicht ganz eindeutig beantworten, da die Grundlage für rassistische Fremdzuschreibungen nicht eindeutig bzw. ausschließlich an Formen des weiß-Seins gekoppelt ist und sich dadurch mitunter anders ausdrückt als Formen von Rassismus, die sich z. B. gegen Schwarze Personen richten.

Die Lebensrealitäten der sich als Rom*nja oder Sinti*zze identifizierenden Frauen (und ihrer männlichen Begleiter) im Kurfürstenkiez bezeugten zugleich die – europaweite – Diskriminierung dieser Gruppen, da ihre Vulnerabilitäten und daraus resultierende Erfahrungen von Gewalt und Ausbeutung Ausdruck einer generationenübergreifenden Marginalisierung und Prekarisierung waren, die sich bereits in ihren jeweiligen Herkunftsländern in Form sozioökonomischer Ausgrenzung ausdrückte und in Deutschland ihre Fortsetzung fand. Von einer in der Rassifizierung von Rom*nja und Sinti*zze begründeten Diskriminierung sind jedoch auch Personen betroffen, die diesen Gruppen nicht angehören, denen aber aufgrund ihres Aussehens, ihrer Staatsbürgerschaft oder ähnlichen Faktoren eine entsprechende Zugehörigkeit zugeschrieben wird. So beschäftige ich mich auch in Folge weniger mit den soziokulturellen Realitäten spezifischer ethnischer Gruppen, sondern mit den Prozessen, die in Berlin und in Deutschland allgemein zur (Re-)Produktion der Kategorie ›Rom*nja und Sinti*zze‹ sowie ihrer Ausgrenzung und Marginalisierung beitragen (Yıldız/De Genova 2018: 426) und die sich in aktuellen gesellschaftlichen Diskursen in Deutschland mit Vorbehalten gegenüber ›Osteuropa‹ vermischen.

Rom*nja und Sinti*zze als Stereotyp der ›europäischen Anderen‹

Als europaweites Phänomen findet die Rassifizierung und Marginalisierung von Rom*nja und Sinti*zze auf verschiedenen (internationalen, nationalen, regionalen) Ebenen gleichzeitig statt und ist dementsprechend auch länder- oder regionalspezifischen Unterschieden unterworfen. Das zeigt sich z. B. darin, dass in Deutschland meist von ›Roma und Sinti‹ bzw. ›Rom*nja und Sinti*zze‹ gesprochen wird, während sich auf EU-Ebene und in den meisten anderen Mitgliedsstaaten ›Roma‹ bzw. ›Rom*nja‹ als Sammelbegriff etabliert hat. Diese Differenz ergibt sich daraus, dass einige der entsprechenden Gruppen in Deutschland als Sinti*zze bezeichnet werden bzw. sich auch selbst so gegenüber Außenstehenden bezeichnen. In Deutschland nur von Rom*nja zu sprechen würde dementsprechend diese Gruppe(n) exkludieren. Da die Bezeichnung Sinti*zze in anderen europäischen Ländern weniger geläufig ist, werden Sinti*zze dort mitunter als eine von vielen Gruppen mit spezifischen Eigennamen unter dem Begriff Rom*nja zusammengefasst. Da sich diese verschiedenen Ebenen aber auch nicht immer eindeutig trennen lassen, werde ich an dieser Stelle sowohl auf grundlegende als auch deutschlandspezifische Aspekte der Rassifizierung von Rom*nja und Sinti*zze eingehen.

Im Hinblick auf europaweite Facetten der rassifizierten Marginalisierung von Rom*nja und Sinti*zze ist erstens zu erwähnen, dass der oftmals mobile Lebensstil dieser Gruppen und ihre Verbreitung in Europa über nationalstaatliche Grenzen hinweg in Konflikt mit einer Imagination von ›Europa‹ als Gemeinschaft geographisch festgelegter Nationen bzw. Nationalstaaten steht (Yıldız/De Genova 2018: 428). Rom*nja

und Sinti**z*e fordern damit nicht nur die in europäischen Nationalismen implizierten Territorialgedanken und -ansprüche heraus, sondern auch europäische Nationskonstruktionen an sich (ebd.). Dies erzeugt nicht nur ideell-konzeptionelle, sondern auch rechtlich-sozialen Probleme, insbesondere hinsichtlich der Staatsbürgerschaft von Rom**n*a und Sinti**z*e. So stand Teilnehmer*innen wie Vasilena die (in ihrem Fall) bulgarische Staatsbürgerschaft eher theoretisch zu, da ihr Lebensalltag in Bulgarien wie auch anderen EU-Ländern durch bürokratische Ausgrenzung geprägt war, die sie daran hinderte, ihre als EU-Bürgerin theoretisch gewährleisteten Rechte in Anspruch zu nehmen. Dies drückte sich z. B. in Schwierigkeiten aus, an Ausweisdokumente oder Nachweise von in den Herkunftsländern abgeschlossenen Ausbildungen oder bestehenden Versicherungen zu gelangen, die wiederum in Deutschland (oder anderenorts) für viele Anlässe notwendig waren. So setzten sich Erfahrungen der Ausgrenzung in Migrationssituationen fort, was für manche Frauen aus dem Kurfürstentum dazu beitrug, diesen Zustand als ›normal‹ wahrzunehmen. Das Erleben der Diskriminierung durch Behörden und Vertreter*innen von Staaten, denen sich die Frauen aus diesen Gründen nicht zugehörig fühlen konnten (bzw. sollten), verstärkte dabei mitunter die eigene Abgrenzung von Mehrheitsgesellschaften und den Aufbau anderer sozialer Netzwerke, die jedoch gerade für die auf dem Straßenstrich tätigen Frauen Potenziale von Ausbeutung in sich trugen.

Zweitens muss die Marginalisierung von Rom**n*a und Sinti**z*e – ähnlich wie die beschriebenen Osteuropastereotype – an der Schnittstelle von Rassifizierung und Klassismus verortet werden (Racleş/Ivasiuc 2019: 21), was sich insbesondere in der immer wiederkehrenden Betonung ihrer Armut zeigt: »Along the class dimension, the focus on the poverty of Roma groups has been a fundamental principle of racialisation [...], interlaced with processes of criminalisation.« (Ebd.) Armut stellt durchaus eine Realität vieler Rom**n*a und Sinti**z*e dar. Diese Armut liegt allerdings in der generationenübergreifenden und zum Teil jahrhundertelangen ökonomischen Ausgrenzung dieser Gruppen begründet. Aktuell werden Rom**n*a und Sinti**z*e jedoch (wortwörtlich wie im übertragenen Sinne) für die Armut bestraft, in die sie aufgrund dieser struktureller Ausgrenzung gedrängt werden. Denn die neoliberale Dekontextualisierung und Individualisierung von Armut eröffnet Möglichkeiten einer Re-Rassifizierung dieser Gruppen als ›faul‹ und ›arbeitsscheu‹: »Depoliticised discourses on the poverty of the Roma facilitated the slippage to neo-racist imaginaries of laziness and squalor, forging victim-blaming representations of undeservingness.« (Ebd.: 22)

Schließlich sind diese Prozesse in einer zunehmenden neoliberalen Fokussierung auf Sicherheit zu verorten (Ivasiuc 2017), im Rahmen derer ›unproduktive‹ Mitglieder der Gesellschaft als Gefahr für individuelle oder soziale Sicherheit konzipiert werden, wodurch wiederum ihre Ausgrenzung und Kriminalisierung legitimiert wird:

»[F]irstly, the right to security has displaced other rights [...], including the right to have rights: so it comes, for instance, that those deemed threatening to national or public security may be imprisoned or expelled without due process. Secondly, through the mirage effected by the pervasive logic of scarcity in times of austerity, rights have become commodified as exchange currency against ›duties‹ [...], entailing the legitimacy to deprive of rights those perceived to transgress the moral obligation

of performing their ›duties‹ to society. As in neoliberal times the primary ›duty‹ to society is often framed in terms of one's productivity, the poor will be more often than not found lacking in this respect [...]. The Roma embody a figure at the nexus between these two dynamics: often evicted and, when possible, deported for reasons of ›security‹ and public order, they are often also seen as parasites and criminals, thus lacking par excellence in the field of ›social duties.‹« (Ivasiuc 2017: 3–4)

Die in Kapitel 3 beschriebenen Veränderungen im Kurfürstenkiez – die zunehmende Privatisierung urbaner Räume bei gleichzeitiger Abschottung dieser Räume durch das Errichten von Zäunen und anderen Barrieren – veranschaulichen die (materiellen) Effekte dieser Entwicklungen auf lokaler Ebene. Aber auch die europäischen Migrationsgesetzgebungen und die Praktiken ihrer Auslegung der letzten Jahre, wie z. B. die Abschiebung von Rom*nja und Sinti*zze von einem EU-Staat in einen anderen (ebd.: 4), zeugen von einer zunehmenden Kriminalisierung unter dem Paradigma der Gewährleistung von Sicherheit. Auch die Debatten um bzw. Veränderungen von Sexarbeits- und Menschenhandelsgesetzgebungen auf europäischer Ebene sind in diesem Kontext zu verorten (Altay/Yurdakul/Korteweg 2020: 7), da diese ebenso als Mittel der Kontrolle und Kriminalisierung von Angehörigen der Arbeiter*innenklasse, armutsbetroffenen Personen und ethnischen Minderheiten genutzt werden (vgl. Koch 2020). Dass z. B. in Berlin ein großer Teil der polizeilich verfolgten Menschenhandelsfälle aus dem Kurfürstenkiez stammt, bestätigt nicht bloß die prekäre Situation, in der sich viele der dort tätigen Frauen befinden, sondern lässt sich auch als Ausdruck dessen verstehen, dass die sich dort aufhaltenden Personen besonders kontrolliert und verfolgt werden (können), während andere Formen (sexueller wie nicht-sexueller) Ausbeutung weniger Aufmerksamkeit erfahren.

Dass nun aber, wie oben angesprochen, im Kurfürstenkiez nicht nur Rom*nja und Sinti*zze, sondern auch andere in kontemporären Europakonstruktionen marginalisierte Personen wie z. B. muslimisch-bulgarische trans Frauen tätig und von diesen Kontrollmechanismen betroffen waren (vgl. Altay/Yurdakul/Korteweg 2020), verweist darauf, dass sich diese Formen der Diskriminierung nicht bloß an einer tatsächlichen Gruppenzugehörigkeit orientieren, sondern vielmehr daran, inwiefern Personen stereotype Bilder von Rom*nja und Sinti*zze verkörperlichen. Dass die Prekaritäten der Kurfürstenstraße im medialen und politischen Diskurs als ›(süd-)osteuropäisches‹ Problem präsentiert werden (vgl. Bezirksamt Mitte 2017), macht deutlich, wie sich Antiziganismus mit Osteuropa-Stereotypen vermischt und dadurch nicht nur die Frauen im Kurfürstenkiez, sondern alle Forschungsteilnehmer*innen betraf.

Verschmelzende Stereotype: ›(Süd-)Osteuropa‹ unter Generalverdacht

In den frühen 2010er Jahren, bevor die sogenannte ›Flüchtlingswelle‹ des Jahres 2015 und ihre Folgen die Debatten um Migration in Deutschland maßgeblich zu prägen begannen, schien eine andere (befürchtete) ›Migrationswelle‹ einigen deutschen Politiker*innen Sorgen zu bereiten: Nachdem Rumänien und Bulgarien im Jahr 2007 der EU beigetreten waren, erhielten Staatsbürger*innen dieser Länder nach einer mehrjährigen Übergangsfrist, innerhalb derer sie nur eingeschränkt Arbeit in Deutschland aufnehmen durften, mit Anfang 2014 vollen Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt. Für eini-

ge Politiker*innen u.a. den damaligen Innenminister Hans-Peter Friedrich, wurde diese Veränderung von der Befürchtung einer zunehmenden »Armutsmigration aus Osteuropa« (Lebedew 2013) und einer »Zuwanderung in die Sozialsysteme« (von Marschall 2014) begleitet. Während sich darin die bereits diskutierten Vorurteile über »Osteuropa« als pauschal armer Region widerspiegeln, war diese Debatte ebenso – meist unterschwellig, aber manchmal auch explizit (ebd.) – von Antiziganismus geprägt. Dass gerade Migrant*innen aus diesen beiden Ländern, die im EU-weiten Vergleich über die größten Rom*nja- und Sinti*zze-Gemeinschaften verfügten (Statista 2010), im medialen und politischen Diskurs in Deutschland häufig als unqualifizierte, kinderreiche und arbeitsscheue Personen stereotypisiert wurden und werden, verdeutlicht, wie in den Debatten um (bestimmte) »osteuropäische« Länder Stereotype über die Region und Antiziganismus in Ko-Konstruktion zueinander stehen.

Diese diskursive Verschmelzung von Antiziganismus und Osteuropastereotypen – die in den 2010er Jahren auch in anderen europäischen Ländern zu beobachten war und z.B. in den britischen Brexit-Debatten einen zentralen Stellenwert einnahm (Yıldız/De Genova 2018: 430) – hatte greifbare Konsequenzen für alle Forschungsteilnehmer*innen. So schlug sich 2016 die Angst vor der »Armutsmigration« im Zuge des EU-Beitritts Rumäniens und Bulgariens in der deutschen Sozialgesetzgebung nieder, als der Zugang zum Sozialsystem für EU-Bürger*innen (weiter) eingeschränkt wurde. Seitdem haben EU-Bürger*innen nur unter bestimmten Umständen Anspruch auf Sozialleistungen wie z.B. Arbeitslosengeld II (Hartz IV), sofern sie sich nicht bereits (nachweisbar) fünf Jahre in Deutschland aufhalten. Bereits früher möglich ist der Bezug von Arbeitslosengeld I, sofern einem sozialversicherungspflichtigen Anstellungsverhältnis in einem gesetzlich festgelegten Umfang nachgegangen wurde, der zu dessen Bezug berechtigt. Da Sexarbeit, aber auch viele andere Jobs in der Landwirtschaft oder im Pflegebereich, als (schein-)selbstständige Arbeit ausgeübt wird, ergibt sich daraus aber auch nach mehrjähriger Tätigkeit kein Anspruch auf Arbeitslosengeld I. Darin zeigt sich die Wirkmächtigkeit des erwähnten Sicherheitsparadigmas, da die Angst vor einem Missbrauch des deutschen Sozialsystems eine generelle Ausgrenzung von EU-Migrant*innen legitimierte, die wiederum gerade diejenigen stärker traf, die sich in ökonomisch prekären Lagen wiederfanden, während Mittelklasse-EU-Migrant*innen (wie ich selbst) davon wenig spürten. Dadurch wird eine Umgebung geschaffen, die rassifizierte Klassengrenzen aufrechterhält und Arbeitsausbeutung möglich macht (vgl. Kapitel 7).

Für die Forschungsteilnehmer*innen gestaltete sich mitunter schon der Nachweis eines fünfjährigen Aufenthalts in Deutschland schwierig, da sie sich im Kontext ihrer in Kapitel 4 thematisierten Mobilitäten nur zeitweise bzw. mit größeren Unterbrechungen in Deutschland aufhielten. Außerdem war es für einige im angespannten Berliner Wohnungsmarkt schwierig, eine (leistbare) Wohnung zu finden, über die sie eine Meldebescheinigung erhalten konnten, die als Bestätigung des Aufenthalts notwendig war. So war gerade die Wohnungssuche ein dringendes Problem für viele Forschungsteilnehmer*innen, bei der sie ebenfalls Ausgrenzungserfahrungen machten, wie Felicias Schilderung einer Wohnungsbesichtigung verdeutlicht:

»Also das ist immer ein Problem, zum Beispiel genau vor vier Jahren [d.h. ca. 2013/2014, Anm. UP] passiert, wo ich eine neue Wohnung gesucht habe. Da bin ich da reingegangen und da meinte die Frau zu mir: ›Ja, du kannst die Wohnung anschauen, die ist frei, blablabla.‹ Und dann sagt sie aber: ›Du musst vorher dein Ausweis bei mir lassen, weil es ist ja wie eine Garantie.‹ Und dann hat die am Ausweis gesehen, dass Rumänien draufsteht und dann gesagt: ›Ne, weißt du was, die Wohnung ist besetzt.‹ Denkt sie, dass ich blöd bin? [...] Soll ich dir was sagen, das ist eine rassistische Sache, was ihr grade gemacht hab, das hatte mich sehr gestört.«

Aus Felicias Erzählung wurde nicht ersichtlich, ob die erwähnte Frau sie als Rumänin mit Rom*nja und Sinti*zze gleichsetzte und ihr deswegen die Wohnung versagte oder ob sie generell Vorbehalte gegenüber Rumän*innen bzw. ›Osteuropäer*innen‹ hatte. Es war aber genau diese Ambivalenz, die ein wiederkehrendes Motiv in den Erfahrungen der Forschungsteilnehmer*innen war, v.a. in Kontexten, in denen die Vorlage von Dokumenten notwendig war, was eine Verschleierung der eigenen Staatsbürgerschaft unmöglich machte – bzw. grundsätzlich diejenigen Personen ausschloss, die nicht über die entsprechenden Dokumente verfügten.

Deutlich wird darin, dass sich in diesem Zusammenhang nicht nur Osteuropa-Stereotype und Antiziganismus überschneiden, sondern auch Fragen von Staatsbürgerschaft, Zugehörigkeiten und Herkunft. Dass die Abwertung bestimmter Personengruppen sowohl an einem lose und wandelbar definierten Konzept von ›Osteuropa‹ als auch an bestimmten Ländern bzw. Nationalstaaten der Region festgemacht wurde, deren Zuschreibung an relational und situativ interpretierte Körperlichkeiten und/oder die Vorlage von Ausweisdokumenten gekoppelt war, erzeugte ein komplexes Gebilde möglicher Verortungen und Verhandlungen von Zuschreibungen. Darin erwies sich ›osteuropäisches‹ weiß-Sein nicht bloß als zwischen zwei Polen – ›Europa‹ und ›Osteuropa‹ – schwankend ambivalent, sondern vielmehr als polyvalent im Oszillieren zwischen mehreren (möglichen) Zugehörigkeiten und Zuschreibungen.

Dieses Oszillieren bot allerdings nicht nur manchen Teilnehmer*innen die Möglichkeit, sich gewissen Zuschreibungen zu entziehen, sondern es wurden darin auch die ihm zugrunde liegenden Rassismen (re-)produziert. So führte die Verbindung von ›Armutsmigration‹ und Antiziganismus mit besonderem Fokus auf Rumänien und Bulgarien zu einer Hierarchisierung verschiedener ›Osteuropa‹ zugeschriebener Länder, die manche Teilnehmer*innen sich zu Nutzen machten, um ihre Verortung als nicht-arm, nicht-faul und nicht-›osteuropäisch‹ zu stärken: »Ja, ich will jetzt nicht vorurteilhaft sein, aber ich habe noch nie eine rumänische Frau getroffen, die einen guten Service gemacht hat, viele sehen gut aus, aber dabei hört es auch auf, das ist so ein Volk, wo ursprünglich Z***** herkommen, so benehmen die sich«, erzählte Ewa, die auch in ihrem Escort-Profil deutlich formuliert hatte, dass sie »aus Polen und nicht aus Rumänien« sei. Sie fuhr damit fort, von einer Begebenheit in einem Bordell zu erzählen, in dem sie einmal mit einigen Kolleginnen aus Rumänien gearbeitet hatte. Laut Ewa hatten sich einige davon ein paar Worte auf Polnisch angeeignet, um sich als Polinnen bewerben zu können. Jedoch war der Unterschied für Ewa nicht nur hörbar, sondern auch ersichtlich, da man, wie sie weiter ausführte, Rumäninnen aufgrund ihrer vermeintlich engen Beziehungen zu Rom*nja und Sinti*zze an der Farbe ihres Zahnfleisches erkennen könne. Es fällt es mir

schwer, derart rassistische Aussagen wiederzugeben, doch sie veranschaulichen deutlich die Vermischungen (angeblicher) Körperlichkeiten, rassifizierter Zuschreibungen und *Othering* im Zuge einer Ko-Konstruktion von sowohl ›den Anderen‹ als auch Ewas ›Polnisch-Sein‹, das in ihrer Wahrnehmung besser gestellt war als ›Rumänisch-Sein‹. Diese Hierarchisierung verweist zudem auf Konstruktionen nationaler Identität in den jeweiligen Ländern selbst, da Ewas Unterscheidung verschiedener ›osteuropäischer‹ nationaler Identitäten auch im Zusammenhang mit (ebenfalls rassifizierenden) Identitätskonstruktionen in Polen verstanden werden muss. So ergeben sich derartige Hierarchisierungen nicht nur aus Abwertungserfahrungen und Konfrontationen mit *Othering* in Deutschland, sondern auch im Kontext ähnlicher Prozesse in den jeweiligen Herkunftsländern; im Rahmen dieser Arbeit können letztere aber nicht umfassend aufgearbeitet und somit an dieser Stelle nur angedeutet werden.⁸

Diese Hierarchisierung trug zudem zu einer Reproduktion von Antiziganismus durch Teilnehmer*innen aus Rumänien und Bulgarien selbst bei, die sich auch – in Abgrenzung zu Rom*nja und Sinti*zze – als Bulgar*innen oder Rumän*innen identifizierten:

»Afraid to be perceived as ›Gypsies‹ by virtue of their Romanian citizenship, many migrants engage in purposefully representing the ›Gypsy‹ as lazy, deviant, and essentially foreign, by contrast with their own efforts to ›integrate‹ and to be productive members of society.« (Ivasiuc 2017: 7)

In diesem Zusammenhang erweist sich das folgende Zitat von Felicia als mehrdeutig, da sie in ihrer Beschwerde über die Wahrnehmung Rumäniens in Deutschland ihre nationale Identität betont und dabei zwischen ihrer Familie und »manchen«, die arm sind, differenziert:

»Und dann hör ich sehr oft, Rumänien ist ja arm. Ja, ist arm für manche Leute, [...] aber in andere Situation ist nicht arm, also meine Familie, kann ich sagen, die war nie arm, und wir sind sechs Menschen und da haben wir nie gefühlt, dass wir nicht zu essen haben oder solche Sachen. Also das ist ja auch wieder Quatsch, was alles im Fernseher steht, wenn ich das jeden Tag alles sehe und ich bin ja Rumänin, natürlich stört mich das.«

Sie gab diesen armen Leuten keinen konkreten Namen, doch klangen in ihrer Beschreibung die Klischees von Faulheit, Arbeitsscheue und auch demselben Ausnutzen des Sozialsystems an, das sie als in Deutschland verbreitetes Vorurteil kritisierte: »Leute, welche keinen Bock haben zum Arbeiten und zuhause sitzen und Fernseher die ganze Zeit schauen [...] die Leute, die nicht arbeiten gehen, nicht Bock haben, dass die um fünf Uhr morgen aufstehen arbeiten zu gehen und die warten ja nur auf Geld von Staat.« Es war ihr wichtig, sich als Person, der »Rumänien im Blut liegt«, von derartigen Personen abzugrenzen, die für sie nicht das widerspiegeln, was Rumänien ihrer Meinung nach war bzw. sein sollte. Damit perpetuierte sie implizit die Vorstellung, dass Rom*nja und Sinti*zze nicht Teil Rumäniens – und damit auch nicht Teil ›Europas‹ – sein konnten,

8 Weiterführende Analysen dazu finden sich u.a. bei Buchowski (2006), Cviklova (2015), Gressgård und Smoczy (2020), Husakouskaya (2019), Preoteasa (2013) sowie Vassilev (2004).

worin sich ein in Rumänien ebenso verbreiteter Antiziganismus ausdrückt. Gleichzeitig fördert die undifferenzierte Abwertung ›Osteuropas‹ bzw. (in diesem Fall) Rumäniens in Deutschland die Reproduktion dieser Rassismen, da dadurch für verschiedene ›osteuropäische‹ Zugehörigkeiten kaum ein Platz in der ›deutschen‹ Gesellschaft bleibt, der nicht über Abgrenzung zu ›Anderen‹ erkämpft werden muss (oder kann).

5.4 (K)Ein Platz für ›Osteuropäer*innen‹ in Deutschland?

»Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich in die Studie passe«, merkte Darija an, nachdem wir uns gesetzt hatten. Wir hatten uns in einem Café verabredet, nachdem sie auf meine Anfrage auf einer Online-Plattform geantwortet hatte. Sie hatte in ihrer E-Mail erwähnt, dass sie aus der Ukraine kam, aber inzwischen die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hatte. Ihre Bedenken, deswegen nicht zur Zielgruppe meines Projekts zu gehören, äußerte sie allerdings erst, als wir uns persönlich trafen. Darijas Zweifel ergaben sich daraus, dass sie viele der beschriebenen Klischees über ›Osteuropäer*innen‹ nicht erfüllte, verfügte sie doch ähnlich wie Irina über mehrere Studienabschlüsse, sprach fließend und beinahe akzentfrei Deutsch und war nicht armutsbetroffen bzw. -gefährdet. Als Kunst- und Kulturschaffende in ihren 30ern war sie zwar durchaus mit prekären Anstellungsverhältnissen vertraut und hatte ihre Arbeit als Domina in einer Periode der Arbeitslosigkeit aufgenommen. Gleichzeitig beschrieb sie diesen Schritt aber als Ausdruck eines Wunsches nach persönlicher und beruflicher Umorientierung:

»Also ich war arbeitslos und habe dann ein Karrierecoaching gemacht. Da denkst du dir was Schönes aus, was du eigentlich von deinem Inneren heraus machen willst. Natürlich hab ich mir nicht erstmal gedacht, ich will eine coole Domina sein, aber mir kam der Gedanke, dass ich Körperlichkeit und Sexualität mag und ja Massagen, Sextherapie oder etwas in diese Richtung machen könnte. Und ich war immer wieder arbeitslos und habe dann in der ersten Langeweile gegoogelt, um überhaupt irgendeine Ahnung zu haben, was BDSM, Sexarbeit oder Domina überhaupt ist. Und dann bin ich sofort eingestiegen. Jetzt guck ich mir an, ob das passt oder nicht und falls nicht, dann war's das schon.«

Da ihre Situation nicht den Bildern entsprach, die medial über ›osteuropäische Prostituierte‹ kursierten, zweifelte sie daran, ob ich mich im Rahmen dieser Forschung überhaupt mit ihren Perspektiven auseinandersetzen wollte – ähnliche Zweifel und Befürchtungen einer weiteren Stereotypisierung mögen andere Personen sogar gänzlich von einer Teilnahme an dieser Studie abgehalten haben (vgl. Abschnitt 2.2). Für Darija hatten ihre Bedenken allerdings den gegenteiligen Effekt, denn sie schloss an ihre eingangs zitierte Frage die Erklärung an, dass sie sich für eine Kontaktaufnahme entschieden hatte, damit ihre Perspektiven Eingang in meine Forschung und damit perspektivisch in Debatten um Sexarbeit und Migration aus ›Osteuropa‹ finden konnten.

Im Verlauf unseres Gesprächs wurde deutlich, dass es sich bei Darijas Zweifel über ein »Reinpassen« um einen Umstand handelte, der viele Bereiche ihres Lebens beeinflusste. Darija wusste zwar die Flexibilität und Mobilität zu schätzen, die ihr der aktuelle

Beruf, ihre Kinderlosigkeit und auch die deutsche Staatsbürgerschaft gewährten, doch gleichzeitig waren ihre Zukunftspläne dadurch ungewiss.

Darija: »Also zwei, drei Jahre werde ich auf jeden Fall noch hierbleiben. Und weiter kann ich nicht sagen, ich versuche mir das ein bisschen offen zu halten. Und solange ich keine Kinder habe oder halt irgendwelche Sachen, die mich hier wirklich halten, bin ich mobil. Und ich spiele auch immer ab und zu mit dem Gedanken zurückzukehren. Sozusagen mit meinem hier erworbenen Wissen, egal in welcher Branche, dort irgendeine soziale Arbeit zu leisten, aber das ist nur so eine Idee.«

Ursula: »Und warum überlegst du zurückzugehen?«

Darija: »Na, es fehlt mir was.«

Ursula: »Was denn?«

Darija: »Ah, es ist schwierig, die Gefühle zu beschreiben. Ich bin schon hier gut assimiliert und ich bin momentan an dem Zeitpunkt, wo ich hier nicht richtig... naja, ich werde nie Deutsche werden, aber wenn ich nach Hause komme, dann bin ich auch irgendwie nicht richtig dort, weil ich lebe [dort] mit Standards, die [hier] vor vielen Jahren Standards waren und jetzt halt nicht mehr. Und das ist schwierig. Deswegen spiele ich mit dem Gedanken zurückzukehren, vielleicht nur für einige Zeit, mal schauen.«

In Darijas Worten spiegeln sich die emotionalen Dimensionen von Migration und einer damit einhergehenden Verhandlung multipler (regionaler, ethnischer bzw. nationaler) Zugehörigkeiten wider (vgl. Svašek 2010). Auch für Darija prägten die in Kapitel 4 beschriebenen mobilen Orientierungen hin zu einem besseren Leben ihre Migrationsbiographie, hatte sie sich doch einige Jahre vor unserem Treffen gen Deutschland orientiert, um hier zu studieren, wobei auch ihre Verortung im ›kreativen Bereich‹ Berlin zu einem besonderen Orientierungspunkt machte. Über die Jahre hinweg hatte ihre Erfahrung, in Deutschland doch nicht ganz »hineinzupassen«, allerdings dazu geführt, dass eine emotionale Bindung zu ihrer Herkunftsregion bestehen blieb bzw. sich weiterentwickelte, was sie zum Zeitpunkt unseres Gesprächs in einen Zustand versetzt hatte, in dem sie sich weder da noch dort richtig angekommen fühlte. Darijas Erfahrungen machen dabei die Bedeutung dieser emotionalen Komponenten sichtbar, da sie sich im Gegensatz zu anderen Forschungsteilnehmer*innen in Deutschland aufgrund ihrer erworbenen Staatsbürgerschaft im Hinblick auf ihren Aufenthalt und ihre ökonomische Absicherung in einer (mehr oder weniger) sicheren Position befand. Dennoch waren für sie Fragen der Zugehörigkeiten nicht gelöst, bzw. sogar verstärkt, da sie auf rechtlicher Ebene alles erreicht hatte, um Deutsche zu werden, es aber dennoch nicht sein konnte – ein Konflikt, der auch in den Erfahrungen anderer Teilnehmer*innen anklang, deren Hoffnungen auf ein besseres Leben in Deutschland durch Erfahrungen der Diskriminierung als ›Osteuropäer*innen‹ in Frage gestellt wurden.

Ebenso wird in Darijas Erzählung deutlich, dass ›Deutsch-Sein‹ an bestimmte Vorstellungen von Aussehen, Auftreten und Abstammung geknüpft ist, die keinen Platz für (viele) Migrationsbiographien lassen. Insofern erweist sich auch das Versprechen einer (nach Erfüllung hoher Auflagen) möglichen Zugehörigkeit zu Deutschland durch die Staatsbürgerschaft als beinahe unerreichbar für diejenigen, die eine solche Zugehörigkeit anstreben, aber aufgrund ihrer Rassifizierung, ihres Akzents oder anderer Merkmale nicht einem engen Verständnis von ›Deutsch-Sein‹ entsprechen (können).

In diesem Zusammenhang muss auch Darijas Wortwahl besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, spricht sie doch nicht von Integration, sondern von *Assimilation*. Bewusst oder unbewusst verweist sie damit auf die in deutschen Migrationsdebatten implizite Anforderung an Migrant*innen, als solche unsichtbar zu sein oder zu werden.

An dieser Stelle erweist sich die Polyvalenz ›osteuropäischen‹ weiß-Seins als zentral, die es Menschen wie Darija ermöglicht, auf den ersten Blick nicht als (als nicht-weiß-rassifizierte) Migrant*in ›erkannt‹ zu werden. Dass das Schlagwort ›Integration‹ in den gesellschaftlichen Migrationsdebatten Deutschlands vielmehr Assimilation bedeutet, wird auch in dem Umstand deutlich, dass ›Osteuropäer*innen‹ als Beispiel für ›gute Integration‹ herangezogen werden, womit jedoch primär ihre weitgehende Unsichtbarkeit gemeint ist. Anstelle der Möglichkeit einer Integration verschiedener Zugehörigkeiten als sowohl ›osteuropäisch‹ (bzw. eine spezifisch auf ein bestimmtes Land in dieser Region bezogene Zugehörigkeit) als auch Teil der deutschen Gesellschaft besteht somit die Notwendigkeit, sich – sofern möglich – bürgerlich-weißen Vorstellungen deutscher Zugehörigkeiten anzupassen und ein sicht- oder erkennbares ›Osteuropäisch-Sein‹ abzulegen.⁹ Dies trägt jedoch auch zu einer Reproduktion dieser Kategorisierungen bei, die auf einer Vermischung rassifizierter und klassistischer Stereotype beruht, da Menschen wie Darija oder Irina aufgrund ihres sozialen Hintergrunds als Deutsche oder als (west-)europäische Migrantin erscheinen konnten, während anderen Teilnehmerinnen die entsprechenden Ressourcen fehlten und somit gerade prekarierte Personen als ›osteuropäisch‹ sichtbar blieben. Da derartige Kategorisierungen somit verhandelt, aber nicht gebrochen werden konnten, bestand jedoch auch für Darija weiterhin die Problematik, ihre subjektiven Zugehörigkeiten nicht miteinander vereinbaren zu können und dementsprechend ihren Platz in sowohl Deutschland als auch der Ukraine (sowie in dieser Studie) in Frage zu stellen.

Nun war es allerdings keineswegs das Ziel aller Forschungsteilnehmer*innen, die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen oder ›Deutsche*r‹ zu werden. Wie bereits in Kapitel 4 dargestellt hielten sich einige Teilnehmer*innen nur zeitweise in Deutschland bzw. Berlin auf, hatten ihren Lebensmittelpunkt aber an anderen Orten. Teilnehmer*innen wie z.B. Irina lebten zwar zum Zeitpunkt der Forschung in Berlin, betrachteten ihren Aufenthalt allerdings nur als eine (mehr oder weniger lange) Station auf dem Weg zu einem anderen (mehr oder weniger geplanten) Ziel. Auch wenn Erfahrungen einer Abwertung als ›Osteuropäer*in‹ in Deutschland sie alle verbanden, variierte ihr jeweiliger Umgang damit, da sich nicht alle damit arrangieren wollten oder mussten, in Deutschland einem (rassifizierten) *Othering* ausgesetzt zu sein.

An diesem Punkt entfaltete sich die Spezifik Berlins als (temporärer) Aufenthaltsort, da die ›multikulturelle‹ Großstadt für die Forschungsteilnehmer*innen viele Möglichkeiten der Verhandlung von Zugehörigkeiten und der Suche nach Gemeinschaften bot.

9 Seit der Durchführung der Feldforschung ließen sich dahingehend Veränderungen im Kontext der Diskussionen um das postmigrantische Deutschland bemerken, da zumindest in aktivistischen Kreisen inzwischen unter dem Label ›PostOst‹ Versuche einer Identitäts- und Gemeinschaftsbildung für Migrant*innen bzw. Kinder von Migrant*innen aus europäischen postsozialistischen Ländern in Deutschland unternommen werden, die sich auch um eine Aufarbeitung der in dieser Arbeit thematisierten ›Osteuropa‹-Klischees bemühen.

Wie in den einleitenden Worten von Irina dargestellt, bot die Stadt als Anlaufpunkt für Menschen aus aller Welt die Möglichkeit zum Ein- und Untertauchen in Berlins meist englischsprachiger internationaler Community, innerhalb derer Fragen der Herkunft – zumindest in Irinas Wahrnehmung – nur eine geringe Rolle spielten. Das ermöglichte ihr, sich von einer Wahrnehmung als ›osteuropäisch‹ zu lösen. Dies trug allerdings zu einer Reproduktion einer bürgerlich-weißen Konstruktion europäisch-internationaler Bürger*innen bei (Lewicki 2016: 117f). Außerdem blieben für Irina die Ungewissheiten ihrer Zugehörigkeiten bestehen, da sie ihr ›Osteuropäisch-Sein‹ nie hinter sich ließ, sondern es bloß in vielen Kontexten verheimlichen konnte oder musste. Insgesamt wurden so ›hochqualifizierte‹ Migrant*innen aus ›Osteuropa‹ zugunsten eines Aufgehens in einer internationalisierten Community unsichtbar, was auch in Verbindung mit der Sexarbeit zu einer verzerrten Wahrnehmung führte, da Teilnehmer*innen wie Irina, Zsuzsanna oder Darija im Kontext ihrer Arbeit nicht als ›Osteuropäer*innen‹ erschienen.

Umgekehrt erwiesen sich ›osteuropäische‹ Zugehörigkeiten in Berlin auch als Vorteil, da aufgrund der vielfältigen Verflechtungen der Hauptstadt mit ›osteuropäischen‹ Ländern unterschiedliche Gemeinschaften und Netzwerke von Migrant*innen und ihren Nachfahren aus Polen, Russland bzw. der ehem. Sowjetunion, Bulgarien, Ungarn usw. bestanden. Diese wussten einige Teilnehmer*innen zu nutzen, um sich im Alltag in Berlin zurecht zu finden, allerdings distanzierten sich andere Teilnehmer*innen auch bewusst von ihnen. So kam an dieser Stelle die Stigmatisierung von Sexarbeit zum Tragen, die manche Teilnehmer*innen davon abhielt, Kontakt mit ihren ›Landsleuten‹ zu pflegen, da sie eine Aufdeckung ihrer Tätigkeit gegenüber Bekannten, Freund*innen und der Familie zuhause befürchteten. So beantworteten nicht wenige Teilnehmer*innen meine Fragen nach ihren Freizeitaktivitäten damit, dass sie ihre Freizeit in Berlin hauptsächlich alleine verbrachten und eher öfter nach Hause fuhren als sich hier ein Netzwerk aufzubauen, da die Kombination ihres ›Osteuropäisch-Seins‹ mit ihrer Tätigkeit in der Sexarbeit den Aufbau von Kontakten und Beziehungen abseits der Arbeit erschwerte. Als einen weiteren Grund für geringe bis keine Kontakte zu (in diesem Fall) russischsprachigen Gemeinschaften nannte Irina den Umstand, dass sie sich auch von dem dort in ihrer Wahrnehmung verbreiteten Nationalismus und Rassismen fernhalten wollte.

Die andere Seite der Medaille – Zugehörigkeit durch (Re-)Produktion von Rassismen

»Ich habe nur Sex mit deutschen oder polnischen Männern, keine afrikanischen, türkischen, muslimischen, die haben hier im Laden nichts zu suchen, das wissen die auch, wenn die anrufen, dann ist immer ›besetzt, keine Zeit‹«, sagte Anna und lachte laut auf. Anna, eine junge Frau Anfang 20 aus Polen, war meine erste Interviewpartnerin im Rahmen dieses Forschungsprojekts. Wir waren im Zuge meiner Recherchen zu Bordellen in Berlin telefonisch in Kontakt gekommen, woraufhin sie mich einlud, für ein Gespräch in dem kleinen Wohnungsbordell vorbeizukommen, in dem sie mit einigen anderen Frauen aus Polen arbeitete. Anna kam aus dem westlichen Polen, wo sie auch ihren Lebensmittelpunkt hatte. Nach Berlin kam sie monatlich ungefähr zehn Tage, um im Bordell zu arbeiten, wodurch sie sich ihre Ausbildung, aber auch einen Lebensstil finanzierte,

der ihr regelmäßigen Urlaub und häufige Partys erlaubte. Denn an einem Leben in Berlin oder Deutschland war Anna nicht interessiert. »*Kocham Polskę!*« – »Ich liebe Polen«, sagte sie und eine ihrer Kolleginnen, die gerade in diesem Moment durch den Aufenthaltsraum lief, in dem wir unser Gespräch führten, stimmte ihr mit einem Nicken zu. Deutschland hingegen »hasste« sie dafür, »dass sie nichts machen gegen Türken, Muslime. Viel zu gefährlich hier, ich gehe hier nicht viel raus.« Wenn Anna nicht gerade im Bordell übernachtete, kam sie bei Freundinnen in einem Stadtteil Berlins mit hohem Anteil an Migrant*innen unter. Das fand sie »ganz schlecht«, merkte an, dass diese Lage in Polen ganz anders sei und ging dazu über, mit Begeisterung darüber zu sprechen, wie muslimische und/oder als nicht-weiß rassifizierte Menschen in Polen aus dem Alltagsleben ausgeschlossen wurden.

Auch wenn mir bereits bewusst war, dass auch in Polen und anderen für diese Arbeit relevanten Ländern Rassismus ein verbreitetes Phänomen war, machte mich die direkte Konfrontation mit derart expliziten und zum Teil (hier nicht wiedergegebenen) gewaltverherrlichenden rassistischen Aussagen in dieser Interviewsituation zunächst sprachlos. Bevor ich zu einem Schluss gekommen war, wie ich reagieren konnte oder sollte, hatten Annas Ausführungen bereits eine weitere Wendung genommen. Sie schien ihren Standpunkt klar gemacht zu haben und fuhr damit fort, über ihren Werdegang in der Sexarbeit zu sprechen. Wenngleich die Frage nach meinem Umgang mit diesen Aussagen im Gespräch mit Anna also zunächst obsolet schien, blieb sie im weiteren Verlauf der Forschung dennoch relevant. Denn wie die Aussagen von Ewa und Felicia verdeutlichen, präsentierten nicht alle Forschungsteilnehmer*innen ihre Lebenswelten im Kontext rassismuskritischer Analysen, wie Zsuzsanna oder Irina es taten. Ganz im Gegenteil reproduzierten einige Teilnehmer*innen nicht nur Antiziganismus, sondern auch abwertende Äußerungen gegenüber als nicht-weiß rassifizierten Personen sowie antisemitische Verschwörungstheorien, um ihre Zugehörigkeiten zu Europa auszudrücken und ihren Platz in Deutschland zu legitimieren.

An dieser Stelle scheint es mir notwendig, eine kurze Anmerkung zu Methodik und Forschungsethik einzubringen. Die Auseinandersetzung mit derartigen Aussagen im Feld war für mich immer wieder ein Grund für Unbehagen, da diese in deutlichem Konflikt mit meinen persönlichen (politischen) Einstellungen standen. Meine Rollen und Positionalitäten im Rahmen solcher Gespräche – als Forscherin, die den Perspektiven der Teilnehmer*in Raum geben will auf der einen und als politische Person, die sich gegen Rassismen positioniert, auf der anderen Seite – ließen sich für mich meistens nicht zufriedenstellend navigieren, da ich es in meiner Verantwortung sah, in derartigen Situationen die Forscherinnenrolle zu priorisieren. Der Beziehungsaufbau zu einigen Forschungsteilnehmer*innen ermöglichte es mir jedoch, in einen Dialog zu treten und mit meinen Gesprächspartner*innen über derartige Vorurteile zu sprechen. Spätestens in der Analyse zeigte sich auch die Notwendigkeit, Personen einzubeziehen, die ich aufgrund ihrer politischen Einstellungen nicht sympathisch fand (vgl. Bangstad 2017). Denn wäre ich dabei verblieben, mit Personen wie Zsuzsanna oder Irina zu sprechen, die sich politisch ähnlich wie ich verorteten, wäre mir ein wesentlicher Aspekt der Verhandlungen ›osteuropäischen‹ weiß-Seins entgangen.

So zeigen die Aussagen von Anna, Felicia und Ewa, dass die Polyvalenzen ›osteuropäischen‹ weiß-Seins betroffene Personen nicht nur zu Opfern rassifizierter Abwertung

machten, sondern dass in ihnen auch das Potenzial einer Reproduktion derartiger Rassismen durch die Berufung auf das eigene weiß-Sein in Abgrenzung zu als nicht-weiß rassifizierten Personen und/oder Rom**n*ja und Sinti**z*e vorhanden war. Dass eine nicht eindeutig abgesteckte, aber dennoch aussehensbasierte »Ausländerfeindlichkeit« dabei sogar zum Ausdruck der eigenen Zugehörigkeiten gemacht wurde, verdeutlichte unter anderem folgende Aussage von Kasia:

»Also wir haben einen Türken als Nachbarn, aber der ist total cool. Also der ist mehr eingedeutscht und er selber hat keine türkischen Freunde, nur Deutsche. Er sieht halt aus wie ein Türke, ist lang gewachsen, komplett zwei Meter, also kein typischer Türke, er sieht auch nicht so schlimm aus, außer manchmal, wenn der einen Ali-Baba-Bart hat... aber sonst komm ich total klar mit ihm, hab aber auch nicht wirklich Kontakt mit ihm... also ich glaube, ich hätte ein Problem, wenn sie auch sogar hier sitzen würden, also ich bin glaube ich schon leicht antisemitistisch (sic!) angehaucht, aber das haben Polen glaube ich allgemein so mit sich. Polen möchte ja keine Ausländer.«

Erwähnenswert ist an dieser Stelle die Dissonanz zwischen Kasias (mit ihrem Polnisch-Sein begründeter) Abneigung gegenüber »Ausländern« und der Tatsache, dass sie rechtlich gesehen in Deutschland selbst »Ausländerin« war. Dies verdeutlicht, dass es sich bei Rassismen keineswegs um kohärente, sondern um fluide Systeme handelt, die an verschiedene Gegebenheiten angepasst werden können. So lässt sich in diesem Zitat die Zuschreibung des »Ausländer«-Status als Markierung »europäischer« Nicht-Zugehörigkeit erkennen, gegenüber der Kasia sich als Polin Europa zugehörig und somit nicht derselben Kategorie von »Ausländer« angehörig verorten konnte.

In diesem Zusammenhang sind zuletzt zwei Aspekte in der Verhandlung von Zugehörigkeiten in Verbindung mit weiß-Sein hervorzuheben: Erstens muss der erstarkende Nationalismus und Rassismus in osteuropäischen Ländern auch als Reaktion auf die in nord- bzw. westeuropäischen Ländern verbreitete Abwertung »Osteuropas« verstanden werden. Diese bedingt nicht nur, wie in diesem Kapitel dargestellt, auf individueller Ebene die Notwendigkeit einer Verhandlung und zum Teil Einforderung von Zugehörigkeiten basierend auf rassifizierten Konzepten von »Europa«, sondern auch auf nationalstaatlicher Ebene, da viele Staaten »Osteuropas« zwar inzwischen Teil der EU sind, sich in der Praxis jedoch eine abwertende Sonderbehandlung dieser Länder bzw. ihrer Vertreter*innen fortsetzt (vgl. Lewicki 2016). In diesem Spannungsfeld, das v.a. durch sozioökonomisch bedingte Unmöglichkeiten geprägt ist, sich an hegemoniale nördlich- bzw. westlich-bürgerliche Europakonstruktionen anzupassen¹⁰, wird zweitens weiß-Sein als verbindendes Merkmal »Europas« (re-)produziert. Dies wird z.B. auch in der Kritik einiger »osteuropäischer« Länder am »Westen« deutlich, der durch die Aufnahme von nicht-weißen geflüchteten Personen »europäische« Ideale »verraten« habe.¹¹ Dies spiegelt sich in Kasias Worten wieder, in denen »Ausländer« nicht-weiße »Andere« (unabhängig davon,

10 Diese Unmöglichkeiten sind dabei nicht nur für Einwohner*innen »osteuropäischer« Länder gegeben, sondern auch für z.B. prekarierte Menschen in nord- bzw. westeuropäischen Ländern. Es handelt sich dabei also nicht rein um einen Ost-West-Konflikt.

11 Dabei spielt neben bzw. verbunden mit weiß-Sein auch Religion bzw. die Konzeption des christlichen »Europa« eine zentrale Rolle.

ob es sich dabei um Migrant*innen handelt oder nicht) bezeichnete, während das polyvalente, aber dennoch vorhandene weiß-Sein Kasia und anderen Teilnehmer*innen eine Zugehörigkeit zu ›Europa‹ ermöglichte. Die Erkenntnis, dass sie dennoch in der inner-europäischen Migration anders behandelt wurden, stellte diese Zugehörigkeiten in Frage, ohne dabei aber unbedingt die zugrundeliegenden rassifizierten Hierarchien herauszufordern. So drückte auch eine trans Frau aus dem Kurfürstentum ihr Unverständnis darüber, dass sie und ihre Kolleg*innen Diskriminierung erfuhren und ihnen große bürokratische Hürden in den Weg gelegt wurden, mit einer Berufung auf weiß-Sein aus: »Warum behandeln die uns so? Wir sind ja alle weiß.«

5.5 Fazit: Divide et impera im ›vereinten Europa‹

Insgesamt zeigen die Erfahrungen und Perspektiven der Forschungsteilnehmer*innen, dass weiß-Sein eine für hegemoniale Konstruktionen von ›Europa‹ zentrale, aber auch umkämpfte und wandelbare Kategorie darstellt. Diese Wandelbarkeit erweist sich dabei nicht als Fehler im System – vielmehr muss die Fluidität von weiß-Sein als zentraler Bestandteil rassistischer Hierarchien begriffen werden. So hält die Polyvalenz ›osteuropäisch‹ weiß-Seins diejenigen, denen ›Osteuropäisch-Sein‹ zugeschrieben wird, in einer permanenten Schwebeposition, in der diese Personen nicht ganz, aber doch irgendwie weiß und damit ›europäisch‹ sein können, wodurch ihre Zugehörigkeiten immer wieder in Frage gestellt werden. Die daraus resultierende Notwendigkeit einer wiederholten Verhandlung von Zugehörigkeiten trägt schließlich zur Stabilisierung des rassistischen Status Quo bei, da zum Ausdruck von Zugehörigkeiten die hegemonialen bürgerlich-weißen Europakonstruktionen und/oder unter Berufung auf das eigene weiß-Sein die Abgrenzung gegenüber nicht-weißen ›Anderen‹ (re-)produziert werden.

Grundlegend bezeugt dieser Umstand die Notwendigkeit einer im europäischen Kontext differenzierenden Analyse von Rassismen, die nicht auf vermeintlich eindeutig erkennbaren Merkmalen, sondern auf fluiden und relationalen Konstellationen von vergeschlechtlichten Körperlichkeiten, Kleidungsstilen und anderen Aussehensmerkmalen beruhen. Gerade in der polyvalenten Position, die ›osteuropäisches‹ weiß-Sein in (auch regional bzw. national unterschiedlich kodierten) Rassismen einnimmt, wird zudem die Verknüpfung von Rassismus und Klassenstrukturen deutlich, v.a. in der Verbindung von ›Osteuropa‹ mit Armut und einer damit zusammenhängenden Ausgrenzung und zum Teil Kriminalisierung prekariisierter Bevölkerungsschichten. Diese rassistischen Hierarchien und weiß-Sein als Herrschaftsinstrument bedingen und legitimieren die Aufrechterhaltung ökonomischer Ungleichverhältnisse innerhalb Europas. Dass gerade ›osteuropäische‹ Sexarbeiterinnen als Frauen wahrgenommen werden, die aufgrund der ihnen zugeschriebenen sexuellen Verfügbarkeit im Kontext der Sexarbeit geringer bezahlt werden können, erweist sich somit nicht als rein aus der Sexindustrie resultierendes Problem, sondern gleichermaßen als Ausdruck einer durch die (gerade in Deutschland deutliche) Abwertung ›Osteuropas‹ gerechtfertigten Ausbeutung der Populationen dieser Länder. Für die Teilnehmer*innen verstärkte sich diese Thematik zudem dadurch, dass sie als *sexarbeitende* Personen zugleich in einigen

Grauzonen neoliberaler (west-)europäischer Sexualitätsdiskurse verfangen waren, wie ich im folgenden Kapitel diskutiere.

6. (Käuflicher) Sex im neo-liberalen Berlin

Auf der Suche nach sexuellen Subjektivitäten zwischen Liberalisierung und Kommodifizierung

»Man gewöhnt sich daran. Am besten, man hört gar nicht zu und sagt einfach nur ›Ja, Ja«, erklärte mir Jolita auf meine Frage, wie sie damit umging, dass ein betrunkenen, torpelnder Mann ihr den ganzen Abend nachlief und immer wieder versuchte, ein Gespräch mit ihr anzufangen. Soweit ich es beurteilen konnte, war es eine typische Nacht in einem Berliner Stripclub. Bis in die frühen Morgenstunden war der Club voll mit hauptsächlich männlichen Gästen verschiedener gesellschaftlicher Schichten und Altersgruppen. Der betrunkene Mann war Teil einer Gruppe von Männern, die einen Junggesellenabschied feierten. Zwischen ihnen tummelten sich in düsterer Beleuchtung und Wolken von Zigarettenrauch weitere Gruppen und einzelne Männer, die bei einem Getränk den Strip-tease-Performances auf der Bühne zuschauten.

Jolita war eine russischsprachige Frau aus Lettland in ihren späten 30ern, die bereits mehrere Jahre in Deutschland lebte und schon länger in besagtem Stripclub arbeitete. Die nächtlichen Arbeitszeiten ermöglichten es ihr, sich tagsüber um ihre Kinder zu kümmern. Sie sprach fließend Deutsch, wir unterhielten uns jedoch auf Russisch. Dies gab uns die Möglichkeit, uns offen über ihre Arbeit auszutauschen, da unsere Gespräche für die anderen Personen im Club – abgesehen von ihrer russischsprachigen Kollegin Inna – unverständlich wurden. Sie erklärte mir, dass ihre Arbeit neben regelmäßigen Tanz- und Strip-Einlagen auf der Bühne zu großen Teilen aus Interaktionen mit den Gästen bestand. Dabei sollte sie den Männern das Gefühl einer »guten Zeit« im Club vermitteln und sie zum Kauf von Getränken anregen.

Diesem Aspekt ihres Jobs stand Jolita nüchtern gegenüber. Es war ein notwendiger Teil ihrer Arbeit, den sie ausführte, ohne ihm große Bedeutung beizumessen. Ihre Gelassenheit begründete sie damit, dass sie in den Interaktionen mit Stripclubbesuchern schlussendlich wenig Unterschiede zu Interaktionen mit Männern abseits der Arbeit sah. Da würde sie »genauso in uninteressante Gespräche verwickelt«, erzählte sie, »aber hier gibt es zumindest Geld dafür«. Ihre Kollegin Inna, eine etwas jüngere Frau, ebenfalls aus dem Baltikum, verfolgte einen anderen Ansatz: »Ich feiere und flirte gerne, und wenn ich dabei Geld verdienen kann, noch besser«, erzählte sie, bevor sie sich für

die restliche Nacht einem äußerst spendablen Gast zuwandte, der ihr ein Getränk nach dem anderen ausgab – wofür sie am Ende der Nacht einen Anteil des Getränkepreises erhalten würde. Denn, wie mir die auch in Stripclubs tätige Monika bei einer anderen Gelegenheit erklärte, hingen die Einkommensmöglichkeiten in den Clubs von den Fähigkeiten der Frauen ab, Gäste zum Konsum von Getränken und Tänzten zu motivieren, was für Monika im Gegensatz zu den Striptease-Performances der schlimmste Teil ihrer Arbeit war:

»I love to dance, I give everything, I am a good performer, but I give all this energy for the worst kind of people. [...] I get money if I drink with them or if I dance for them, but I should just get money for listening to them. I should get money for listening to a guy who tells me like how amazing he is in bed with his wife. I do not believe you, I do not want to be your wife and I really do not want you to touch me. This should be paid, this is 300 euros right there when I was listening to this shit.«

Jolita, Inna und Monika erlebten die Arbeit in Stripclubs, die neben der körperlichen Arbeit des Tanzens auch die affektive Arbeit (*affective labor*) (Hardt 1999) des Vermitteln von Erotik, Sexualität und Interesse an den Kunden beinhaltete, auf sehr unterschiedliche Art und Weise. Dass die Erfahrungen in der Sexarbeit derart verschieden interpretiert werden, stellt immer wieder eine Herausforderung für die gesellschaftlichen Debatten um dieses Themenfeld dar. So scheint jeder Versuch einer pauschal(er)en Beurteilung der sexuellen (Arbeits-)Erfahrungen sexarbeitender Personen – besonders eine implizit (oder explizit) moralische Bewertung von Sex in der Sexarbeit als entweder grundsätzlich missbräuchlich oder potenziell sexuell erfüllend – von vornherein zum Scheitern verurteilt. Denn meist lässt sich in der Heterogenität der Sexarbeitslandschaft schnell ein Gegenbeispiel finden.

Eine einfache, aber unzureichende Lösung für dieses Problem bietet eine Berufung auf die in »europäischen« Diskursen dominante Interpretation von Sexualität als im Körper situierte, essenzielle Eigenschaft von Individuen (Fox/Alldred 2013: 770ff), die mal mehr, mal weniger mit den Realitäten der Sexarbeit vereinbar ist. Die Essenzialisierung von Sexualität eröffnet allerdings zahlreiche Möglichkeiten der Stigmatisierung und Pathologisierung insbesondere sexarbeitender Frauen. Ausgeblendet wird damit auch die soziokulturelle Verfasstheit von Sexualität(en). Denn wie Sex(ualität) praktiziert, verstanden und körperlich erfahren wird, hängt zu einem wesentlichen Teil davon ab, wie Sex(ualität) gesellschaftlich – und entlang vergeschlechtlichter, rassifizierter und sozioökonomischer Strukturen – thematisiert und vermittelt wird. Sexualität ist somit keine bloße Eigenschaft von Personen, sondern lässt sich nach Fox und Alldred (2013) als »affective flow within assemblages of bodies, things, ideas and social institutions« (ebd.: 770) begreifen. Dabei entstehen sexuelle Kapazitäten von Körpern wie z.B. sexuelle Erregung nicht als isolierte individuelle Erfahrung, sondern als Produkt spezifischer, heterogener und mitunter widersprüchlicher affektiver Konstellationen (ebd.).

Die Reflexionen von Jolita, Inna und Monika stellen zugleich die Bedeutung von Begehren (*desire*) für Definitionen von Sexualität in Frage, das Fox und Alldred ins Zentrum ihrer Überlegungen rücken (ebd.: 773). So verweist Curtis (2004) darauf, dass sexuelle Praktiken nicht immer durch Begehren motiviert sind (ebd.: 96) und auch die Aussagen von Teilnehmer*innen bezeugen, dass sexuelles Begehren in den Interaktionen

mit Kunden eher einseitig für letztere vorhanden war, was die Interaktionen für erstere aber nicht weniger sexuell machte. Die Reflexionen machten somit darauf aufmerksam, dass (das Erleben von) Sexualität aktuell durch verschiedene Spannungsfelder zwischen Begehren und seiner Abwesenheit, Emanzipation und Diskriminierung sowie Einverständnis und Gewalt geprägt ist.

In diesem Kapitel greife ich die Widersprüche und Spannungen auf, die Teilnehmer*innen im Wechselspiel zwischen kommerziellen und nicht-kommerziellen sexuellen Erfahrungen erlebten. Anhand einer Einbettung ihrer Erfahrungen in breitere gesellschaftliche Zusammenhänge zeige ich dabei, dass sich diese Spannungsfelder nicht trotz, sondern wegen eines (neo-)liberalen Umgangs mit Sexualität in Berlin und (West-)Europa ergeben, der unter Berufung auf essentialistische Sexualitätskonzepte die Fortschreibung sexualisierter Ungleichverhältnisse ermöglicht. Dass der liberale Umgang mit Sexualität in der deutschen Hauptstadt, insbesondere im Kontext seiner neoliberalen Kommodifizierung, also nicht jegliche (vergeschlechtlichte, ethnisiert-rassifizierte u.ä.) Hierarchien aufgelöst, sondern zum Teil (re-)produziert hat, wurde bereits in Abschnitt 5.2 angedeutet. Diesen Gedanken fortsetzend diskutiere ich in Abschnitt 6.1, wie sich ein ›offener‹ Umgang mit Sexualität in Berlin zwischen Liberalisierung und Kommodifizierung zu einer zwiespältigen Realität entwickelt hat. Diese eröffnet einerseits Möglichkeiten des Auslebens verschiedener Formen von Sexualität, befördert aber andererseits auch deren Verknüpfung mit neoliberalen Marktlogiken inner- wie außerhalb der Sexindustrie.

Daran anschließend widme ich mich der Frage, wie die Teilnehmer*innen ihre sexuellen Subjektivitäten¹ im Zusammenhang mit Sexarbeit und darüber hinaus beschreiben. Denn gerade in den subjektiven Reflexionen der Teilnehmer*innen wird deutlich, dass es sich bei einer ›offenen‹ Sexualität nicht um einen Zustand, sondern um Formen des In-Beziehung-Tretens zwischen körperlichen Erfahrungen, Sexualpartner*innen, soziokulturellen Sexualitätsnormen und -vorstellungen sowie (angestrebten) Zugehörigkeiten handelt (s. Abschnitt 6.2). Die damit einhergehenden Relationalitäten ermöglichen eine große Spannbreite an unterschiedlichen sexuellen Erfahrungen. Ein verbindendes Merkmal in den Erzählungen der Teilnehmer*innen war jedoch, dass Abgrenzungen zwischen Sex haben *können*, *wollen* und (im Kontext sozioökonomischer Prekariäten) *müssen* nicht immer klar getroffen werden können. Zwar zeigt sich dieser Umstand in der Sexindustrie besonders deutlich, doch müssen derartige Grauzonen als Ausdruck breiterer (Neo-)Liberalisierungsprozesse verstanden werden, die die soziokulturelle Verfasstheit von Sexualität nicht auflösen, sondern zugunsten einer individualisierten Perspektive auf Sexualität verschleiern.

Diese soziokulturelle Verfasstheit wirkte sich nicht nur auf die Wahrnehmungen von Sexualität, sondern auch auf die praktischen sexuellen Erfahrungen der Teilnehmer*innen aus. Dies trug zu bewusst reflektierten Transformationen sexueller Subjektivitäten

1 Den Begriff der sexuellen Subjektivitäten nutze ich in Abgrenzung zu Verständnissen sexueller Identität als kohärent und statisch (Curtis 2004: 96, Lorway/Reza-Paul/Pasha 2009: 144). Mit sexuellen Subjektivitäten bezeichne ich einen kontinuierlichen Prozess der (Re-)Konstruktion des individuellen Sexual(-er-)lebens im Kontext heterogener und wandelbarer Assemblagen (Curtis 2004: 96).

bei, die nicht nur Aufschluss über sexuelle und/oder affektive Arbeit in der Sexarbeit geben, sondern zugleich beleuchten, welche breiteren gesellschaftlichen sexuellen ›Normalitäten‹ den ambivalenten Erfahrungen in der Sexarbeit zugrunde liegen (s. Abschnitt 6.3). Diese Ambivalenzen standen für die Teilnehmer*innen in starkem Kontrast zu in hegemonialen (west-)›europäischen‹ Sexualitäts- und Sexarbeitsdebatten verbreiteten Verständnissen von sexueller Grenzsetzung und Einverständnis (*consent*). Denn obwohl diese Konzepte aktuell durchaus differenziert gesellschaftlich verhandelt werden, lässt sich in diesen Debatten dennoch eine Tendenz erkennen, Fragen zu sexueller Grenzsetzung und Einverständnis unter Berufung auf sexuelle Freiheiten und ›Befreiung‹ zu individualisieren und damit deren soziokulturelle Facetten und Hintergründe auszublenden (Torenz 2019). In Sexarbeitsdebatten wird damit einhergehend zum Teil eine klare Trennbarkeit zwischen einvernehmlicher Sexarbeit und sexueller Gewalt postuliert, die z. B. für die Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts nicht immer eindeutig gegeben war. Umgekehrt wird in diesen Debatten allerdings auch der Einfluss soziokultureller und v. a. sozioökonomischer Faktoren verabsolutiert, wenn argumentiert wird, dass aufgrund der Involvierung von Geld einvernehmliche sexuelle Handlungen in der Sexarbeit grundsätzlich nicht möglich sind – was jedoch auch insofern als Essenzialisierung verstanden werden kann, als dass sexarbeitenden Personen damit die Fähigkeit zur Einverständnis und Aushandlung sexueller Handlungen im Kontext der Sexarbeit pauschal abgesprochen wird.

Aufgrund der erlebten Ambivalenzen fiel es den Teilnehmer*innen schwer, sich in diesen Debatten zu verorten (s. Abschnitt 6.4). Dass sie sich gleichzeitig als sexarbeitende Personen in der Situation sahen, sich dazu positionieren zu müssen, verdeutlicht, dass der (neo-)liberale, individualisierte (west-)›europäische‹ Umgang mit Sexualität einen moralisierenden Blick nicht überwunden hat. Zugleich bezeugen die Reflexionen der Teilnehmer*innen, dass ambivalente, problembehaftete und/oder gewaltvolle Erfahrungen in der Sexarbeit kein isoliertes Phänomen darstellen, sondern mit der dekontextualisierenden neoliberalen Verheißung ›befreiter‹ Sexualität(en) in einer ›europäischen‹ Metropole einhergehen.

6.1 Massen- oder Mangelware? Sexualität in einer (neo-)liberalen Metropole

»Seeing a naked person is not a thing here [in Berlin, Anm. UP], you can go to Kit Kat and see naked people fucking, you know, that is not a thing here«, erwähnte Monika in ihrer Empörung über das Verhalten von Gästen in Stripclubs. Es war eine Anmerkung, die mich lange beschäftigte, da sie in gewisser Weise die Existenzfähigkeit der Sexindustrie in Berlin in Frage stellte. Denn Monika hatte Recht damit, dass Sex, Sexparties und anderes sexuelles Vergnügen in Berlin leicht zu finden sind. Auch wenn es sich bei diversen auf Sexparties spezialisierten Clubs in Berlin zwar insofern auch um kommerzialisierte Einrichtungen handelt, als dass für Eintritt, Getränke o.Ä. bezahlt werden muss, sind die dort stattfindenden sexuellen Interaktionen nicht (notwendigerweise) an Bezahlung gebunden. Und auch für diejenigen, die sich nicht in das nächtliche Partytreiben stürzen wollen, bieten diverse Dating-Apps, Cruisinggebiete, BDSM-Treffpunkte etc. Mög-

lichkeiten der Etablierung sexueller Kontakte je nach Orientierung und Vorlieben. Kurz gesagt, wer in Berlin Sex haben will, hat gute Chancen, diesen Wunsch auch ohne Bezahlung erfüllen zu können.

Dass Berlin dennoch über eine weitreichende und heterogene Sexarbeitslandschaft verfügt, verdeutlicht, dass es sich bei Sexarbeit nicht um eine Art ›Lückenfüller‹ für anderweitig nicht verfügbare sexuelle Kontakte handelt. Denn Sexarbeit ist in vielerlei Hinsicht mit ›europäischen‹ bzw. globalisierten sexuellen Assemblagen verbunden. Der gesellschaftliche Umgang mit Sexarbeit verdeutlicht, dass sich derartige Verflechtungen komplex und konfliktreich gestalten. Die Sexindustrie ist (in Berlin und darüber hinaus) aber nicht als komplett separates Gegenstück zu nicht (explizit) kommerzialisierten sexuellen Interaktionen und Definitionen von Sexualität anzusehen, die ebenso wie die Sexarbeit in enger Wechselwirkung mit breiteren Neoliberalisierungsprozessen stehen. Dabei wird eine allgegenwärtige Präsenz von Sexualität als Ausdruck liberaler Werte sowie individueller Subjektivierung propagiert (Mai 2018: 2), Sexualität aber auch ökonomischen Logiken unterworfen, die wiederum immer neue Bedarfe kreieren (Curtis 2004: 109).

In Berlin als urbanem Raum, in dem eine ›freie‹ Entfaltung sexueller Subjektivitäten möglich scheint und gerade für Menschen abseits vergeschlechtlicht-sexueller Normen oftmals auch möglich ist (Trott 2020: 93f), in dem sexuelle Freiheiten aber auch zu einem Marktwert und – nicht nur durch Sexarbeit im engeren Sinne, sondern auch im Rahmen von Sexshops, Workshops zu Masturbations- oder BDSM-Praktiken etc. – zu einer Einkommensquelle geworden sind, werden diese Ambivalenzen der (west-)›europäischen‹ (Neo-)Liberalisierung von Sexualität materiell greifbar. Da sich nicht nur die Erfahrungen der Teilnehmer*innen mit Sexarbeit, sondern auch ihre darüber hinaus reichenden sexuellen Subjektivitäten in diesem Kontext (trans-)formierten, skizziere ich im folgenden Abschnitt den breiteren Kontext kontemporärer Verhandlungen von Sexualität in Berlin mit Schwerpunkt auf die sich im Hinblick auf Neoliberalisierungsprozesse ergebenden Spannungsfelder.

Sex, Affekt und Intimität in den Zeiten des Neoliberalismus

»Body, eroticism, sexuality, pleasure [...] have become an inseparable part of the economy through neoliberalisation«, schreibt Özbay (2017: 92), um darauf aufmerksam zu machen, dass in der engen Verbindung von Sexualität und Geschlecht – in seinem Fall – Maskulinitäten und das Mann-Werden nicht losgelöst von der Ausbreitung neoliberaler Logiken in verschiedene, wenn nicht sogar alle Lebensbereiche betrachtet werden können (ebd.). Dadurch verändern sich nicht nur Subjektivierungsprozesse und mobile Orientierungen (vgl. Kapitel 4), sondern auch Interpretationen von Sexualität. Denn die zunehmende Neoliberalisierung von Sexualität bedeutet nicht bloß eine verstärkte Kommodifizierung und Ökonomisierung eines vermeintlich statischen und nicht-kommerziellen Lebensbereichs. Als soziokulturell geprägtes Feld sind es auch die Verständnisse, Definitionen und Wahrnehmungen von Sexualität selbst, die sich mit den jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verändern.

Insofern muss auch die von Fox und Alldred (2013) kritisierte Verortung von Sexualität im Individuum (ebd.: 769f) als Ausdruck gesellschaftlicher Diskurse und Prozes-

se betrachtet werden. Bei der Beschäftigung mit Sexualität in Deutschland und Europa lassen sich dabei Zusammenhänge mit einem die Rechte und Verantwortungen des Individuums ins Zentrum stellenden gesellschaftlichen Liberalismus erkennen, der im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts besonders in ›westeuropäischen‹ Ländern zu einer Grundlage der Etablierung moderner Demokratien und Rechtsprechung wurde (vgl. Laski/Stansley 2018). Trotz der folgenden Kritik am aktuellen gesellschaftlich (und wirtschaftlich) (neo-)liberalen Umgang mit Sexualität muss aber festgehalten werden, dass es sich bei der Liberalisierung von Sexualität insgesamt um einen vielschichtigen Prozess handelt (Weeks 2002: 17), in dem auch Grundgedanken der geschlechtlichen Gleichberechtigung und der Anerkennung sexueller Selbstbestimmung begründet liegen, die in den Emanzipationsbewegungen des 20. und 21. Jahrhunderts eine zentrale Rolle einnahmen.

Die Geschichte sexueller Emanzipationsbewegungen zeugt davon, dass die Liberalisierung von Sexualität im Sinne einer (Auf-)Lösung restriktiver soziokultureller oder rechtlicher Strukturen, z.B. die moralische Abwertung homosexueller Praktiken und ihr rechtliches Verbot, nicht widerstandslos vonstatten ging – und bis heute nicht unumstritten ist. Begründet liegt dieser Umstand in einer gesellschaftlichen Heterogenität, in der zu keinem Zeitpunkt nur *ein* Verständnis von Sexualität oder lediglich zwei konkurrierende Herangehensweisen – z.B. eine liberale und eine illiberale – existieren. Vielmehr muss von einer Vielfalt der Sexualitätsverständnisse ausgegangen werden, die sexuelle Subjektivitäten, aber auch gruppenspezifische Sexualitätsverständnisse unterschiedlich prägen. Damit verbunden ist die Verknüpfung von Sexualität und (Bio-)Macht zu bedenken, die insbesondere (aber nicht nur) die reproduktiven Dimensionen von Sexualität (bzw. deren Abwesenheit im Kontext verschiedener sexueller Praktiken und Konstellationen) in den Fokus von Herrschaftsmechanismen rücken (vgl. Foucault 1987, Laufenberg 2014).

An dieser Stelle erweist sich Foucaults (1987) Kritik an der Repressionshypothese (ebd.: 21ff) als zentral, die besagt, dass es sich bei der Liberalisierung des Umgangs mit Sexualität nicht um eine ›Befreiung‹ von diversen Unterdrückungsmechanismen handelt, sondern um eine Veränderung des Sexualitätsdiskurses sowie damit verbundener Herrschaftsmechanismen (ebd.). Dies bedeutet, dass sexuelle Liberalisierungsprozesse nicht zu einer Auflösung, sondern vielmehr einer Transformation der Regulierung von Sexualität geführt haben, wodurch das Postulat sexueller Freiheit zwar einerseits Herrschaftskritik ermöglicht, aber andererseits auch selbst als »a form of domination« (Curtis 2004: 114) fungiert.

Dies wird gerade an den Schnittstellen von Sexualität und Neoliberalisierung als sozioökonomischer Prozess deutlich. Denn dadurch gehen Möglichkeiten sexueller Selbstentfaltung und ihre Notwendigkeit als Form der Selbstoptimierung Hand in Hand. Dabei erweisen sich die Relationalitäten von Sexualität als zentral, da Verständnisse von Selbstoptimierung nicht ohne ihren soziokulturellen Kontext (d.h. das, was medial, diskursiv, innerhalb bestimmter Gruppen etc. als erstrebenswert etabliert wird) verstanden werden können. In diesem Sinne kann sexuelle Freizügigkeit auch zu einem Zwang werden, der wiederum Möglichkeiten ihrer Kommodifizierung eröffnet, da Bedarfe erzeugt werden, die (vermeintlich) durch entsprechende Märkte gedeckt werden können. So z.B. wollten Radko und seine Kollegen als Teil ihres Strebens nach einer Positionierung als

›modernes‹, männliches Subjekt mit vielen Personen unverbindlichen Sex haben – und waren auch bereit, dafür zu zahlen (vgl. Kapitel 4). Ebenso sind hier die Beziehungen zu materiellen Objekten wie z.B. Sexspielzeugen zu berücksichtigen, die, wie Curtis (2004) aufzeigt, als Konsumgut zur Produktion sexueller Subjektivitäten beitragen (ebd.: 110). Dabei wird Sexualität nicht nur kommodifiziert – die Kommodifizierung schafft auch andere Formen sexueller Subjektivitäten (ebd.: 109).

Dies betrifft nicht nur materielle Aspekte von Sexualität, sondern auch ihre affektiven Dimensionen. Schließlich trugen Neoliberalisierungsprozesse allgemein zu einer Kommodifizierung von bzw. entlang von Affekten und Emotionen bei (vgl. Ahmed 2004, Illouz 2017a). Wie Illouz (2017b) argumentiert, werden dabei Emotionen und Affekte nicht nur zu ökonomischen Zwecken genutzt, sondern auch geschaffen bzw. transformiert (ebd.: 11). Insofern lässt sich die in hegemonialen ›europäischen‹ Diskursen vermeintliche Selbstverständlichkeit, dass es sich bei Sexualität um ein emotional äußerst intensives Erleben handelt, auch als Effekt dieser Prozesse begreifen. Ebenso sind die Sexualität medial und diskursiv zugeschriebenen Affekte und Gefühle zwar vielseitig, aber nicht beliebig und verweisen auf ein weiteres Spannungsfeld zwischen Sexualität als vermeintlich individueller Eigenschaft und Sexualität als spezifische Form des In-Beziehung-Tretens.

Wie die Situierung von z.B. Stripclubs im Kontext von Nachtleben, Partys und Vergnügungsindustrie, aber auch Innas Aussage, dass ihr Flirten ›einfach Spaß macht‹, veranschaulichen, besteht (u.a.) in neoliberalen Sexualitätsdiskursen eine enge Assoziation zwischen Sexualität, Vergnügen und Spaß. Diese wird v.a. an der individuellen verkörperlichten Erfahrung festgemacht. Schließlich wird im ökonomisierten Denken der ›Erfolg‹ einer sexuellen Handlung besonders am Stattfinden eines Orgasmus bemessen, woran sich u.a. der von Curtis (2004) beschriebene Verkauf von Sexspielzeugen, diverse mediale Darstellungen und explizit kommerzialisierte sexuelle Handlungen orientieren. So wird z.B. durch den Erwerb von Sexspielzeugen nicht nur eine Entdeckung, sondern auch eine (stetige) Verbesserung der eigenen sexuellen Erfahrung versprochen (Curtis 2004: 106), womit ein Verständnis sexueller Subjektivitäten als Ausdruck oder Projekt stetiger Selbstoptimierung propagiert wird (Weeks 2002: 24). Damit einher geht eine Quantifizierung von Sexualität – sexuell freizügig zu leben wird gleichgesetzt mit einer hohen Anzahl sexueller Erlebnisse und der Verheißung einer permanenten Potenzierung des körperlich-sexuellen Erlebens durch Produkte oder Praktiken. Schließlich geht mit dieser Ökonomisierung auch eine Produktion immer weitreichenderer sexueller Bedürfnisse einher (ebd.) – und eine Expansion entsprechender Märkte, die ihre Deckung versprechen.

Die Reduktion der Bedeutung von Sexualität auf Sex im Sinne bestimmter körperlicher Praktiken und *individuellem* Vergnügen oder gar Ekstase gerät dabei in Dissonanz zu einem Verständnis von Sexualität als Ausdruck *intersubjektiver* Intimität und emotional-affektiven (Ver-)Bindungen – die allerdings auch im Rahmen von Neoliberalisierungsprozesse kommodifiziert werden. Wie Bernstein (2007) beschreibt, lässt sich anhand der Transformationen der Sexindustrie erkennen, dass auch aus hegemonialen moralischen Blickwinkeln vermeintlich nicht ökonomisierbare intersubjektiv-relationale Dimensionen von Sexualität und Intimität zunehmend in ökonomischen Dimensionen begriffen werden (vgl. Constable 2009). In der Sexindustrie zeigt sich dies z.B. auch in

der Zunahme von Angeboten wie der sogenannten *girlfriend experience*, bei der eine möglichst ›authentische‹ Performance romantisch-partnerschaftlicher Sexualität angeboten und/oder nachgefragt wird (vgl. Bernstein 2007). Was dabei als ›authentisch‹ verstanden wird, beruht auf (durchaus heterogenen) soziokulturellen Imaginationen ›authentischer‹ Sexualität (ebd.). Doch während die explizite Kommodifizierung sexuell-intimer Praktiken und Beziehungen im Kontext der Sexarbeit zwar den performativen Charakter von Sexualität und Intimität besonders deutlich macht, sind die darin ebenso deutlich werdenden vergeschlechtlichten, ethnisiert-rassifizierten und weiteren soziokulturellen Kategorisierungen und Ökonomisierungen von Sexualität nicht auf den Bereich der Sexarbeit beschränkt.

Geschlecht, Rassifizierung und Macht – Zur Intersektionalität sexuellen Kapitals

Dass ich in Stripclubs eine der wenigen Frauen war, die diese als Gäste betreten, machte die enge Verknüpfung zwischen Sexualität und Geschlechterkategorien unübersehbar. Es handelte sich dabei um eine von zahlreichen Beobachtungen im Rahmen dieser Forschung, die deutlich machten, dass auch ein liberaler Umgang mit Sexualität diverse Differenzierungs- und Machtstrukturen nicht aufgelöst hatte, und das Postulat des Auslebens von Sexualität als individuelle, ›freie‹ Entscheidung vielmehr zu einer Verschleierung dieser Strukturen führte (Woolley 2017: 85f). Denn obwohl sich der Liberalismus in Europa als Kritik an manchen Herrschaftsformen entwickelte, fand diese Entwicklung gleichzeitig in Wechselwirkung mit (anderen) Herrschaftsmechanismen statt. Damit einhergehend bezog sich die in dieser Zeit entwickelte Idee des universalen Individuums implizit (und teilweise explizit) v.a. auf weiße, (west-)›europäische‹, cis-männliche Subjekte, deren Positionierungen und Bedürfnissen die ›Befreiung‹ anderer Gruppen untergeordnet wurde.

Wie Weeks (2002) im Kontext der ›sexuellen Befreiung‹ von Frauen beschreibt, entfalteten sich diese Liberalisierungsprozesse des 19. und 20. Jahrhunderts zudem auch an der Schnittstelle von Sexualität und (kapitalistischer) Ökonomie: »[...] the ›sexual liberation‹ of women was developing in a dual context: of male definitions of sexual need and pleasure, and of capitalist organisation of the labour market and of consumption« (ebd.: 26–27). Zwar konnten cis Frauen durch die Liberalisierung von Sexualität durchaus in einigen Bereichen (mehr) Autonomie erhalten (ebd.), doch sind kontemporäre sexuelle Assemblagen nach wie vor überwiegend von der cisheteronormativ-ökonomisierten Annahme geprägt, dass es sich bei Sex(ualität) um etwas handelt, das cis Männer wollen oder gar brauchen und cis Frauen haben bzw. geben können. Dies führt dazu, dass Sexualität – auch ohne die explizierte Involvierung von Geld – mitunter in transaktionellen Dimensionen gedacht wird und vor dem Hintergrund geschlechterspezifischer ökonomischer Ungleichverhältnisse für cis Frauen zu einer Ressource der Absicherung des Lebensunterhalts oder der Herstellung sozialer Sicherheiten durch Beziehungen wird (vgl. Kaplan/Illouz 2021) – auch z.B. in der Ehe oder anderen Formen von Partnerschaft außerhalb der Sexarbeit. Eine Loslösung sexueller Subjektivitäten aus diesen Kontexten beruht wesentlich auf einer entsprechenden sozioökonomischen Absicherung, was sexuelle ›Befreiung‹ schließlich auch zu einer Frage dessen macht, wer sie sich leisten kann.

Die weitreichenden Auswirkungen cisheteronormativer Interpretationen von Sexualität werden zudem darin deutlich, dass auch Kritik an ihnen mitunter in binären Logiken verfangen bleibt (Lautmann 2015: 45ff), d.h. nur die (heterosexuellen) Sexualität(en) von cis Frauen und cis Männern sowie deren Relationen zueinander berücksichtigt. Dabei sind es nicht nur cis Frauen, deren sexuelle ›Befreiung‹ durch eine cis-männliche Perspektive geprägt wurde und wird; diese Logiken wirken sich ebenfalls auf die sexuellen Subjektivitäten von trans und nicht-binären Personen sowie von nicht (ausschließlich) heterosexuell orientierten Personen aus. Ein Beispiel dafür ist die gesellschaftliche Marginalisierung von trans Personen und insbesondere trans Frauen bei gleichzeitiger Fetischisierung (vgl. Smith/Laing 2012), die zwar u.a. im Rahmen der Sexarbeit als Ressource genutzt werden kann, aber gleichzeitig dazu führt, dass trans Personen häufig auf ihre vergeschlechtlicht-sexuelle Nicht-Normativität reduziert werden.²

Wie bereits in Kapitel 5 diskutiert, handelt es sich bei Geschlecht nicht um die einzige Kategorie, anhand derer Sexualitätsverständnisse und -wahrnehmungen differenziert werden. Das vorherige Kapitel behandelte v.a. die Frage des Umgangs mit Fremdschreibungen bestimmter ethnisierten bzw. rassifizierter Sexualitäten anhand von Körperlichkeiten, doch auch umgekehrt wirken sich spezifische Sozialisierungen und Zugehörigkeiten zu u.a. ethnischen oder religiösen Gruppen, verschiedenen Altersgruppen oder politischen Gemeinschaften auf sexuelle Subjektivierungsprozesse aus. Dies erweitert die Frage sexueller ›Befreiung‹ um weitere Relationalitäten, da die Definition dieser ›Befreiung‹ davon abhängt, *wovon* sich befreit bzw. *wohin* sich orientiert werden soll. Dominante politische wie mediale Diskurse in (West-)›Europa‹ präsentieren dahingehend ein äußerst eingeschränktes Bild, verbunden mit den bereits skizzierten Grenzziehungsprozessen zwischen einem (neo-)liberalen europäischen ›Wir‹ und den außer-europäischen ›Anderen‹, deren Sexualität z.B. durch ›den Islam‹ unterdrückt wird (vgl. Keinz/Lewicki 2019). Weniger Beachtung findet dabei u.a., dass die Propagierung einer möglichst regelmäßig und vielseitig auszulebenden Sexualität als Ausdruck von ›Modernität‹, Liberalität und/oder bestimmten Zugehörigkeiten ebenfalls als einschränkend – oder schlichtweg nicht als Ausdruck sexueller ›Befreiung‹ – wahrgenommen werden kann.

Vor diesem Hintergrund ist die von Monika erwähnte Allgegenwärtigkeit nackter, sexuelle Handlungen praktizierender Körper in Berlin bzw. der Ruf der Stadt als sexuell liberal kritisch zu betrachten. Auf der einen Seite erzeugen die sexuellen Heterogenitäten

2 In den letzten Jahrzehnten hat die gesellschaftliche wie wissenschaftliche Aufmerksamkeit für (vergeschlechtlicht-)sexuelle Subjektivitäten abseits der Cisheteronormativität allerdings deutlich verstärkt. Diese umfangreichen Debatten zu sexueller Diversität können an dieser Stelle nur angeschnitten werden; es soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass sich dadurch in Forschung, Debatte und Praxis durchaus kritische Perspektiven ergeben haben, die über eine binäre Betrachtung von Fragen der Zusammenhänge zwischen Sexualität(en), Geschlecht und Machtverhältnissen hinaus gehen. Wie Scheunemann (2015) aufzeigt, steht einer Weiterführung dieser Debatten aber der Umstand im Weg, dass Sexualität(en) und Geschlecht auch weiterhin häufig als ko-konstitutiv gedacht werden. Dies führt z.B. dazu, dass Bi- oder Pansexualität, also eine nicht an ein bestimmtes Geschlecht gebundene sexuelle Orientierung, sowohl gesellschaftlich als auch wissenschaftlich wenig Aufmerksamkeit erfährt oder gar ausgeblendet wird (vgl. Rodríguez 2016).

der Hauptstadt durchaus ein sozialräumliches Umfeld, in dem sexuelle Diversität möglich und teilweise normalisiert ist. Dies ermöglicht zum Teil ein Ausprobieren, Ausleben und Transformieren sexueller Subjektivitäten und damit zusammenhängender Zugehörigkeiten und Gemeinschaftsformationen abseits von moralisch-stigmatisierender Beurteilung. Auf der anderen Seite machen die beschriebenen Kommodifizierungs- und Neoliberalisierungsprozesse nicht an den Stadtgrenzen oder vor verschiedenen sexuellen Subkulturen Halt. So entwickeln sich diverse Geschäfte mit Sexualität, sei es in Form von Sexarbeit oder anderweitig, nicht entgegen, sondern entlang der Etablierung Berlins als sexuell liberale Metropole. Im Rahmen dessen wird nicht nur die Möglichkeit, sondern auch der Bedarf an stetiger sexueller Selbstoptimierung geschaffen, dem auch ein breites Angebot gegenübersteht, was z.B. in der Sexarbeit wiederum zu stärkerem Konkurrenzdruck führt. Dies war mitunter ein Grund dafür, dass Zsuzsanna regelmäßig aus einem anderen ›westeuropäischen‹ Land nach Berlin pendelte, aber nicht in der Stadt wohnen wollte:

»Zu diesem Punkt muss ich zu Berlin zugeben, dass es so viel Angebot gibt, also hier ist der Wettbewerb wirklich ganz, ganz, ganz stark, deswegen wohne ich vielleicht auch nicht hier, sonst hätte ich schon Lust darauf, aber ne, also die Leute bekommen kaum mit, dass es mich überhaupt gibt.«

Die neoliberale Wahrnehmung Berlins als sexuelles Utopia verleitet zudem, strukturelle Einschränkungen und Bedingungen von Sexualität als überwunden anzusehen und damit die auch in der deutschen Hauptstadt existierenden Formen sozioökonomischer Diskriminierung sowie Prekarisierung entlang vergeschlechtlicht- und/oder rassifiziert-sexueller Kategorien und damit zusammenhängende Machtverhältnisse zu ignorieren oder gar zu negieren (vgl. Çetin 2018). Ambivalent stellen sich auch die Schnittmengen zwischen sexuellen Subkulturen und Sexindustrie in Berlin dar, da die Kommerzialisierung von Sexualität zwar Möglichkeiten eröffnet, aus z.B. rassifizierter Fetischisierung Kapital zu schlagen, damit aber zugrundeliegende Strukturen nicht aufgebrochen werden. All diese Spannungsfelder stellen schließlich die Hintergründe dafür dar, wie die Teilnehmer*innen ihre sexuellen Subjektivitäten in der neoliberalen ›europäischen‹ Metropole Berlin verhandelten bzw. verhandeln konnten.

6.2 Können, wollen, müssen? Ambivalenzen sexueller Subjektivitäten im Neoliberalismus

»Also ich war nie irgendwie die heilige keusche Frau, die zuhause saß, ich hab immer gerne Sex gehabt, nicht unbedingt mit immer verschiedenen Partnern, aber ich war schon immer etwas offener zu diesem Thema und das hat eigentlich sehr gut gepasst«, erklärte Ewa zu ihrem Umgang mit ihrer Arbeit als Escort, mit der sie im Großen und Ganzen zufrieden war. Ein ›offener‹ Umgang mit Sexualität bedeutete für Ewa, eigenes Begehren und Interesse an Sex(ualität) anzuerkennen, unabhängig von (romantischen) Partnerschaften. Während eine solche Perspektive in manchen Sexualitätsvorstellungen u.a. den religiös-christlich motivierten, auf die Ewa anspielte, gerade cis Frauen nicht zuerkannt wird, ermöglichte Ewas Positionierung als sexuell ›offene‹ Person ihr nicht nur

das Praktizieren von unverbindlichem Sex mit verschiedenen Partnern³, sondern machte auch Sexarbeit zu etwas, das für sie »gut passte«.

Anhand des skizzierten theoretischen Rahmens ist Ewas »offenerer« Umgang mit Sexualität jedoch nicht als eine ihr innewohnende Eigenschaft zu verstehen, sondern eine bewusste Reflexion bestimmter Konstellationen affektiver Relationen zwischen (u.a.) körperlichen Erfahrungen, gesellschaftlichen Diskursen und zwischenmenschlichen Beziehungsformen. Denn nicht nur positionierte sie ihre Sexualität in Abgrenzung zu christlich-religiösen Normen – ihre Angabe, gerne Sex zu haben, verweist u.a. auch grundlegend darauf, dass sie in ihrem Leben etwas erfahren und praktiziert hatte, das sie als Sex verstand und als positiv wahrnahm, was in Anbetracht der Vielfältigkeiten sexueller Subjektivitäten und Praktiken nicht als Selbstverständlichkeit angesehen werden sollte. Denn nicht alle Menschen haben notwendigerweise *gerne* Sex, was aber ebenso wenig notwendigerweise in negativen Erfahrungen damit begründet liegt, zumal auch unterschiedliche Definitionen davon existieren, was eine sexuelle Handlung (nicht) ausmacht. Zudem zeichnet sich in ihrer Aussage ab, dass partnerschaftliche Beziehungen mit ihren jeweiligen Sexualpartnern für sie keine zwingende Voraussetzung für ein positives Erleben von Sexualität darstellten (aber durchaus in ihren Überlegungen eine Rolle spielten).

Ausgehend von der Frage, wie die Teilnehmer*innen ihre sexuellen Subjektivitäten beschrieben und in Verbindung mit Sexarbeit verorteten, zeige ich in diesem Abschnitt auf, wie sich sexuelle Subjektivitäten trotz oder auch wegen ihrer Liberalisierung in Bezug zu verschiedenen soziokulturellen Vorstellungen, Normen und Diskursen über (sexualisierte) Körperlichkeiten, zwischenmenschliche Beziehungen und Intimitäten formieren. Dies ermöglicht nicht nur eine vielschichtige Auseinandersetzung mit Sexualität, sondern erzeugt auch einige Ambivalenzen, insbesondere im Kontext kommerzialisierter sexueller Interaktionen, z.B. anhand der Frage, inwiefern die Konzeptualisierung von Sexualität entlang neoliberaler Selbstoptimierungslogiken zu einer Reproduktion cisheteronormativer Ordnungen beiträgt. Darüber hinaus zeigen sich in den Narrativen einiger Teilnehmer*innen Dissonanzen, die sich durch die Gleichzeitigkeit der Verständnisse von Sexualität als individuelles Vergnügen ohne tiefgreifende zwischenmenschliche Verbindungen *und* als besonders ›intimes‹ und ›privates‹ Feld ergeben.

Sexuelle Subjektivitäten zwischen Körperlichkeiten, Affekten und Gesellschaft

Dass für Ewa der sexuelle Aspekt ihrer Arbeit »sehr gut gepasst hat«, trug für sie dazu bei, im Rahmen von Sexarbeit angenehme sexuelle Erlebnisse zu haben, die sie jedoch gleichzeitig als gut für ihr Geschäft interpretierte:

»Ich habe zwischendurch auch einen Orgasmus, und ich muss sagen, wenn ich an dem Tag einen Orgasmus hatte, dann läuft der Tag super glatt, weil dann hat man, ich weiß nicht, dann hat man andere Hormone irgendwie in sich und die Gäste sehen einen und fassen einen ganz anders auf. Es ist immer gut, sich einfach in die Situation fallen zu lassen.«

3 Ewa bezeichnete sich als heterosexuell.

In Ewas Worten spiegelt sich ein auf biochemisch-körperliche Erfahrungen fokussiertes Verständnis von Sexualität wider, im Rahmen dessen Orgasmen als Richtwert für ›guten‹ Sex fungieren (Curtis 2004: 106). Gleichzeitig verweist sie auf die affektiven Dimensionen dieser körperlichen Erfahrungen, die in ihrer Wahrnehmung auch die Interaktionen mit Kunden beeinflussen. Insofern ist dies ein anschauliches Beispiel für die affektiven Verstrickungen physisch-körperlicher sexueller Kapazitäten (Fox/Alldred 2013: 770), in dem zugleich bereits Reibungspunkte eines (neo-)liberalen Umgangs mit Sexualität deutlich werden: Aus geschlechterspezifischer Perspektive ist zu bedenken, dass es sich bei der Anerkennung und Wertschätzung der Orgasmusfähigkeit von cis Frauen lange Zeit (und z.T. weiterhin) keineswegs um eine Selbstverständlichkeit handelte (Curtis 2004: 106). Ein auf biochemische Prozesse reduziertes Sexualitätsverständnis trägt jedoch dazu bei, sexuelle Erfahrungen im Sinne von körperlicher Erregung und/oder Orgasmen losgelöst von Beziehungsstrukturen o.Ä. zu interpretieren. Denn wenn Ewa davon sprach, gerne Sex zu haben, bezog sie sich dabei v.a. auf diese körperliche Erfahrungsebene, mehr oder weniger unabhängig davon, durch wen oder wie diese körperlichen Effekte zustande kamen.

Dass in der Praxis aber weder Ewa noch andere Teilnehmer*innen Sex tatsächlich vollkommen beliebig praktizierten (z.B. erwähnte Ewa, dass sie nicht als Domina arbeiten wollte bzw. konnte, da sie dafür nicht »veranlagt« sei), verdeutlicht, dass auch ein liberaler Umgang mit Sexualität an verschiedene Relationen und Bedingungen geknüpft ist und nicht in einem gesellschaftlichen Vakuum existiert. Dabei entfaltet sich eine ›offen‹ ausgelebte Sexualität nicht ausschließlich in Abgrenzung zu u.a. cisheteropatriarchalen Strukturen, sondern auch entlang dieser, was sich z.B. darin zeigt, dass Ewa ihr sexuelles Erleben im Rahmen der Sexarbeit zugleich als Geschäftsmittel interpretierte und es damit an bzw. in Verbindung zu ihren Kunden ausrichtete. Insofern entspinnt sich rund um ihre Beschreibung des »Sich-Fallen-Lassens«, eines Einlassens auf den Moment – und damit auch die Handlungen und Wünsche ihrer Kunden, ein nicht eindeutig auflösbares Spannungsfeld neoliberaler Sexualitätsdiskurse: War es Ewas eigener Wunsch, sich dem Moment hinzugeben oder handelte es sich dabei um eine Internalisierung cisheteronormativer Sexualitätsvorstellungen, im Rahmen derer weiblicher Sexualität eine passive Rolle zugeschrieben wird? Während die aufgeladenen politischen und gesellschaftlichen Debatten diese Frage anhand (vermeintlich) klarer Dichotomien diskutieren – es kann/soll/muss entweder das eine oder andere sein – geht ein wesentliches Erkenntnismoment verloren, nämlich die Feststellung, dass kontemporäre Sexualitätsdiskurse vielmehr einen Zustand erzeugen, in dem derartige Interpretationen uneindeutig bleiben müssen.

Eine Perspektive auf Sex, die stärker die affektiven Dimensionen sexueller Begegnungen in den Blick rückte, vertrat Jelena, die bereits seit mehr als zehn Jahren im Berliner Sexgewerbe, hauptsächlich in Bordellen, tätig war:

»Durch den Sex kommt man sich näher und kann auch direkter sein, weil die Begegnungen auf der Straße sind leider heutzutage sehr oberflächlich. ›Hallo, wie geht's?‹ – und das war's. Wir wissen nichts mehr von unseren Nachbarn, wir wissen wenig von unseren Bekannten, wenig von unseren Kollegen, weil es wird immer geantwortet, gut, aber was tatsächlich passiert, weiß niemand. Und dadurch, dass das auch eine

lockere Beziehung ist mit dem Gast, macht es mir Spaß, dieses Körperliche, und dieser Austausch, diese Gefühle, der Augenblick, wo man ganz nahe ist. Und bei Sex entsteht so eine magische Atmosphäre oder so ein Energieaustausch noch, das ist nicht zu beschreiben, wenn man es selber nicht erlebt hat, kann man das schwer verstehen oder beschreiben. Für mich persönlich gibt es keinen Unterschied [zu Sex außerhalb der Sexarbeit, Anm. UP], weil jeder Mensch ist unterschiedlich.«

Auch wenn Jelena hier die körperliche Dimension zwar benannte, liegt das, was Sex für sie reizvoll macht, in den affektiven Relationen zwischen ihr und ihren Sexualpartnern, die jedoch an diese sexuellen Interaktionen gebunden sind und sie nicht (unbedingt) transzendieren. Insofern ist auch für Jelena eine positive sexuelle Erfahrung nicht per se an bestimmte Beziehungskonstellationen gebunden, sondern kann in verschiedenen Kontexten erlebt werden. Jelena verstand Sex damit außerdem als Kontrapunkt zu einer anderweitig oberflächlichen Gesellschaft, die (auch nicht-sexueller) intimer Kontakte entbehrte. Gleichzeitig nannte sie die »lockeren Beziehungen« zu Kunden aber auch als Bedingung für die »magische Atmosphäre« – es war also gerade der Kontrast zwischen zwischenmenschlicher Distanz und sexueller Nähe, der die sexuelle Begegnung für sie reizvoll werden ließ.

Auch darin zeichnen sich Verwicklungen verschiedener gesellschaftlicher Interpretationen von Sexualität im Kontext der Verbreitung (neo-)liberaler Logiken ab. Für Jelena war Sex eine intensive Erfahrung, aus der sie nicht nur körperliche Befriedigung, sondern auch Nähe, Intimität und eine besondere Art zwischenmenschlicher Verbindungen schöpfte. Dass sie Sex dabei eine Sonderstellung im Kontext zwischenmenschlicher Beziehungen zuschrieb, bekräftigt gleichzeitig moralisierende Vorstellungen von (insbesondere weiblicher) Sexualität als der »intimsten« aller möglichen menschlichen Erfahrungen (Rubin 1984: 152), die dabei für Jelena allerdings nicht an Liebe, Beziehung o.Ä. geknüpft war, sondern als situative, relationale, aber dennoch räumlich und zeitlich begrenzbare Erfahrung konzeptualisiert wurde. Wie sich in ihrer Aussage zeigt, steht eine derartige Auffassung nicht im Gegensatz zur Kommodifizierung von Sexualität, sondern geht mit ihr Hand in Hand, insbesondere mit der in den letzten Jahren zunehmenden Kommodifizierung von Emotionen (vgl. Illouz 2017a) und der damit zusammenhängenden »Emotionalisierung« der Sexindustrie (vgl. Bernstein 2007).

Dass die polarisierten Debatten um Sexualität entlang europäischer Ost-West-Achsen (vgl. Lewicki 2020) bisher keine Erwähnung fanden, liegt daran, dass sie in den bewussten Reflexionen der Teilnehmer*innen keine zentrale Rolle einnahmen. Das bedeutete jedoch nicht, dass sie keinen Niederschlag in den sexuellen Realitäten der Teilnehmer*innen fanden. Deutlich wurde dies v.a. in den Erzählungen derjenigen Teilnehmer*innen, die aufgrund ihrer vergeschlechtlicht-sexuellen Subjektivitäten und Orientierungen im Widerspruch zu cisheteronormativen Ordnungen positioniert waren und sich deswegen gen Deutschland bzw. (West-)»Europa« orientierten (vgl. Abschnitt 4.3). Damit einher ging eine Infragestellung eigener ethnisch-nationaler Zugehörigkeiten, da diese Teilnehmer*innen hegemonialen Imaginationen einer cisheterosexuellen Nation nicht entsprachen und sich daher nur bedingt oder gar nicht als Teil von ihr sahen. Dementsprechend nahmen sie auch ihre sexuellen Subjektivitäten als soziokulturelle Verfasstheiten transzendierend wahr. Dies trug jedoch zu einer Übernahme hegemonia-

ler (west-)europäischer« Kategorisierungen nicht-normativer Sexualitäten bei, anhand derer die Teilnehmer*innen ihre sexuellen Subjektivitäten im Streben nach Zugehörigkeiten zu internationalisierten sexuellen Subkulturen in Berlin interpretierten und z. B. durch den Besuch von (queeren) Sexpartys o.Ä. auslebten bzw. ausleben wollten und sich dafür z. B. in Aussehen und Kleidung den Normen dieser Szene(n) anpassten bzw. anpassen mussten. Da auch nicht-normative sexuelle Subjektivitäten durch soziokulturelle Kontexte geprägt sind und unterschiedlich ausgedrückt werden (vgl. Kulpa/Mizielinska 2016, Murib 2018), drängt sich dabei die Frage auf, inwiefern die Propagierung ›Westeuropas« als Bewahrer der Rechte und Freiheiten dieser Personengruppen zur Homogenisierung nicht-cisheteronormativer und/oder queerer sexueller Subjektivitäten führt. So ließen sich nicht-normative Körper und sexuelle Praktiken in Berlin zwar zur Einkommengewinnung kommodifizieren, der Aufbau von (mehr oder weniger) verbindlichen sexuell-romantischen Beziehungen gestaltete sich aber z. B. für einige der trans Frauen – die sich diese Art von Beziehung durchaus wünschten – auch in der deutschen Hauptstadt schwierig, da sie aufgrund unterschiedlicher sozioökonomischer Positionierungen Körper- und Verhaltensnormen queerer Szenen nicht erfüllen konnten oder wollten. Das Ausleben ihrer sexuellen Subjektivitäten abseits kommerzieller Begegnungen war also auch im ›offenen« Berlin nur bedingt möglich.

Auch für die cisheterosexuellen Teilnehmer*innen waren Verknüpfungen zwischen sexuellen Subjektivitäten und ethnischen/nationalen/rassifizierten Zugehörigkeiten etwas, das sie v. a. ›Anderen« wie z. B. ›deutschen« oder ›arabischen« Männern zuschrieben, während die eigenen sexuellen Subjektivitäten entlang von Dichotomien rund um ›Tradition« und ›Moderne« (vgl. Kapitel 4) und um Konzeptionen von ›Europa« zirkulierten. Damit stellten sich Teilnehmer*innen auch gegen die Rassifizierung und Ethnisierung ihrer Sexualität, die sie nicht als per se ›osteuropäisch« o.Ä. begriffen. Diese als regionale/ethnische/nationale Sexualitätsverständnisse transzendierend konzeptualisierten Subjektivitäten formierten sich jedoch nicht fernab soziokultureller Strukturen; eine ›moderne«, ›europäische« Cisheterosexualität kann also weder als universell noch monolithisch betrachtet werden, da die Definitionen und Interpretationen der cisheterosexuellen Norm ebenso variieren (vgl. Kulpa/Mizielinska 2016). Denn die Aussagen der Teilnehmer*innen verwiesen durchaus auf verschiedene Konzeptionen heterosexueller Subjektivitäten (vgl. Lewandowski 2015) und darin enthaltener Grenzen, Grauzonen und Dissonanzen von Ideen zu Sexualität, Beziehungen, Kommerzialisierung und ›Privatheit«.

Verschwimmende Grenzen? Subjektivitäten, Sexarbeit und die Frage des ›Privaten«

»Bei privatem Sex, glaube ich, sind ein bisschen mehr Gefühle, aber so einen großen Unterschied macht das nicht, Sex ist halt Sex, entweder es macht Spaß oder nicht, und es gibt Tage, wo man wirklich keinen Spaß hat, aber die gibt es auch privat«, erzählte Deniza über ihr Sexleben während und abseits ihrer Arbeit in Bordellen. Sie vertrat damit eine ähnliche Auffassung wie Ewa und Jelena hinsichtlich der Verknüpfung von Sex mit ›Vergnügen« und des Umstands, dass dieses Vergnügen nicht von bestimmten Beziehungskonstellationen abhängig war. Gleichzeitig war eine Unterscheidung zwischen »privat-

tem« und kommerziellem Sex durchaus eine in ihren Reflexionen relevante Trennung, wobei weder bei der einen noch der anderen Form »Spaß« für sie garantiert war. Die Involvierung von Geld war somit nicht der einzige Faktor, der ihre subjektiven sexuellen Erfahrungen beeinflusste, sondern sie waren durch verschiedene Faktoren bedingt, die ebenso in nicht-kommerziellen sexuellen Begegnungen präsent waren bzw. sein konnten und sich auf das Erleben von Sex als verkörperlichter Praktik auswirkten. Insofern lässt sich die Auffassung von Ewa, Jelena oder Deniza, dass zwischen Sex in der Sexarbeit und abseits selbiger keine wesentlichen Unterschiede bestehen, auch so verstehen, dass nicht bloß kommerzielle sexuelle Handlungen, sondern ihre sexuellen Erfahrungen insgesamt von vergeschlechtlichten gesellschaftlichen Strukturen geprägt sind, die sich auf die Qualität der Erfahrungen auswirken und kommerzielle sexuelle Handlungen dahingehend als nicht »außergewöhnlich« erscheinen lassen.

Dies ließ sich auch in den Ausführungen Jelenas über die Gemeinsamkeiten jeglicher sexueller Interaktionen unabhängig von kommerziellen Komponenten erkennen, wobei zu bedenken ist, dass derartige Darstellungen auch als Ausdruck einer Präsentation von Professionalität im Sexgewerbe (und/oder mir gegenüber) angesehen werden können (vgl. Abschnitt 7.2):

»Sex ist wie Tanzen, also je nachdem, wie mein Partner ist, so lasse ich mich auf ihn ein. Ich versuche nicht, meine Nummer aufzudrücken, sondern ich passe mich an sein Tempo an, an seine Gefühle, oder das, was er gerade fühlt. Die Zärtlichkeit, oder der Andere liebt mehr etwas härtere Nummern, nur Sex und nichts weiter, der Andere braucht es einfach mal, in den Arm genommen zu werden, und jeder Mensch ist unterschiedlich und genau so wie wir unterschiedlich essen, ist das nicht anders bei Sex. Und privat, wenn man mit seinem Partner ist, wohnt man zwar zusammen und kennt man sich besser, aber im Großen und Ganzen ist da kein großer Unterschied. Ist genau das gleiche auch wie da, weil das ist der gleiche Sex. Ich lass mich auf den Menschen ein, mit dem ich gerade bin.«

Ähnlich wie im weiter oben wiedergegebenen Zitat betonte Jelena an dieser Stelle, dass es ihr v.a. auf die Interaktionen mit Menschen bzw. – für sie als heterosexuell verortete Person – mit Männern ankam, unabhängig von anderen nicht-sexuellen Beziehungsebenen. Jelena beschrieb sich dabei als diejenige, die sich auf ihr Gegenüber einlässt und ihm nicht ihre »Nummer aufdrückt«, sondern sich den Bedürfnissen ihrer Sexualpartner anpasst. Insofern lässt sich ihre Beschreibung auch als Reproduktion einer »passiven« weiblichen Sexualität verstehen, die sich in heterosexuellen Kontexten an den sexuellen Wünschen von Männern ausrichtet. Gleichzeitig präsentierte sie dieses Anpassen dabei nicht als passiv, sondern als aktive und bewusste Handlungen, die für sie auch den Reiz sexueller Begegnungen ausmachten. Dies verweist einerseits darauf, dass es sich bei sexueller Hingabe trotz der vermeintlichen Passivität dieser Handlungen und Interaktionen um aktive Prozesse und auch affektive Arbeit (Hardt 1999) handelt. Jelenas Aussage veranschaulicht, dass diese auch in nicht-kommerziellen sexuellen Interaktionen relevant ist, sich nicht »automatisch« ergibt und für alle beteiligten Personen in unterschiedlichen Rollen Teil des Vergnügens an der sexuellen Handlung sein kann.

Dies führt andererseits abermals zu der Frage nach *agency* (vgl. Kapitel 4) und dem Umstand, dass *agency* nicht immer in Widerspruch zu – in diesem Fall – cisheteronor-

mativen Strukturen steht, sondern sich auch entlang selbiger entfalten kann (vgl. Abu-Lughod 2016, Mai 2018: 10). Diese Verflechtungen gesellschaftlicher Strukturen und individueller sexueller Praktiken haben zweierlei Konsequenzen für die Auseinandersetzung mit Sexualität im Kontext von Sexarbeit: Erstens erweist sich dadurch eine pauschale externe Beurteilung individueller sexueller Erfahrungen und Subjektivitäten ohne eine Berücksichtigung der konkreten Perspektiven der betroffenen sexarbeitenden Personen als schwierig bis unmöglich. Zweitens erübrigt dies nicht eine kritische Auseinandersetzung mit den jeweiligen sexuellen Subjektivitäten, da diese nicht abseits gesellschaftlicher Hierarchien existieren. Im Verständnis von Sexualität als Assemblage muss zudem in Frage gestellt werden, wie sich die Erfahrung von sexuellen Interaktionen mit einer hingebungsvollen (cis) Frau wiederum auf die Wahrnehmung von Sexualität durch Kunden im Kontext cisheteronormativer Strukturen auswirkt, d.h. inwiefern dadurch geschlechterspezifische Zuschreibungen bestimmter (z.B. aktiver/passiver) sexueller Subjektivitäten reproduziert werden.

Wie sich im Rahmen des Forschungsprojekts zeigte, waren kommerzielle und nicht-kommerzielle sexuelle Begegnungen nicht für alle Teilnehmer*innen derart qualitativ ähnlich. So beschrieb Darija, die als Domina tätig war, die Gestaltung und Involvierung ihrer eigenen sexuellen Vorlieben in kommerzielle sexuelle Begegnungen als komplexe Gratwanderung:

»Es ist sehr schwierig, ich finde, es ist so eine Gratwanderung. Also ich verstehe mich als eine Dienstleisterin. Naja, auf der einen Seite lebe ich mit denen schon meine Sau aus, aber das ist nicht so, dass ich das privat genauso machen würde. Um eine gute Session abzuliefern, aber in erster Linie für den und nicht für mich, da ist das schon zweitrangig.«

Wie in Kapitel 5 erwähnt, hatte Darija die Arbeit als Domina aufgrund ihres Interesses an Sexualität und BDSM begonnen und konnte dabei auch ihre eigenen Vorlieben einbringen. Jedoch waren dem Ausleben ihrer »Sau« durch den Dienstleistungscharakter dahingehend Grenzen gesetzt, dass die Interaktionen den Kunden angepasst werden mussten, was insbesondere (aber nicht nur) im Kontext von BDSM-Dienstleistungen auch bedeutete, dass Darija die Verantwortung für das Wohlergehen ihrer Kunden zufiel. Diese Rollenverteilung wirkte sich auf die Möglichkeiten des Auslebens sexueller Subjektivitäten aus und bedeutete für Darija, dass sie sich – im Gegensatz zu z.B. Ewa – nicht einfach »fallen lassen« konnte, sondern das Dienstleistungsverhältnis andere Rahmenbedingungen konstituierte als für sie bei »privaten«, d.h. nicht-kommerziellen sexuellen Handlungen, gegeben waren.

In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, dass keine*r der Teilnehmer*innen über verschwimmende Rollen und Relationen zwischen ihnen und ihren Kunden abseits des Verhältnisses als sexarbeitende Person und Kunde berichtete. Gemeint damit ist das z.B. im Zusammenhang mit Sextourismus des Öfteren beschriebene Aufweichen der Grenzen zwischen kommerziellen und anderweitig intimen sexuellen Beziehungen (vgl. Stout 2014), das Praktizieren von nicht detailliert abgesprochenem transaktionellem Sex (vgl. Hunter 2002) oder die Entwicklung von romantischen Beziehungen durch bzw. nach dem Kennenlernen im Rahmen der Sexarbeit. Am ehesten in diese Richtung schienen sich manche Bekanntschaften der jungen Männer im Nollendorfkiez zu entwi-

ckeln, da diese einerseits sexuelle Handlungen verstärkt auch gegen Unterkunft oder andere Unterstützungsleistungen tauschten und andererseits ihre Kunden oder Bekanntschaften den jungen Männern z.B. manchmal zu Hilfe eilten, wenn sie im Rahmen ihres Abhängens im Nollendorfkiez Probleme mit der Polizei und/oder mit Passant*innen bekamen. Allerdings sprachen weder Radko noch seine Kollegen mir gegenüber davon, irgendwelche anderen als ›geschäftliche‹ Beziehungen zu diesen Männern zu pflegen. Es ist jedoch möglich, dass derartige Beziehungen nicht ihrer (angestrebten) Selbstinszenierung mir gegenüber entsprochen hätten und dementsprechend nicht erwähnt wurden. Manche cis Frauen berichteten von Stammkunden, mit denen sich im Rahmen der transaktionellen Begegnungen auch als freundschaftlich beschriebene Beziehungen entwickelten, die allerdings nicht über die jeweiligen Treffen hinaus gingen. Ebenso erwähnte keine der trans Frauen einen Kontakt mit ihren Kunden abseits der kommerziellen sexuellen Begegnungen.

Während also für viele Teilnehmer*innen keine wesentlichen qualitativen Unterschiede zwischen kommerziellem und nicht-kommerziellem Sex im Sinne bestimmter körperlicher Praktiken und Erfahrungen bestanden, wurden hinsichtlich emotional-affektiver Beziehungen klare Grenzen gesetzt. Zwar war die von Bernstein (2007) beschriebene *bounded authenticity* einer an partnerschaftlichen Beziehungskonzepten orientierten kommerziellen Transaktion durchaus Teil des Angebotes einiger Teilnehmer*innen, doch handelte es sich dabei um eine situationsbedingte Performance. Insofern waren es emotionale Dimensionen sexueller Beziehungen, die ›privat‹ gehalten bzw. bewusst aus den kommerziellen Interaktionen ausgeschlossen wurden, und die Frauen wie Jelena, Ewa oder Darija als trennbar von den körperlichen Dimensionen von Sexualität wahrnahmen. Dadurch konnten sie letztere sowohl innerhalb als auch außerhalb der Sexarbeit (teilweise) entlang ihrer sexuellen Subjektivitäten praktizieren. Eine derartige Trennung zwischen Sex als primär körperlicher Praktik und durch Sexualität ausgedrückten emotionalen Bindungen und Beziehungen vertraten jedoch nicht alle Teilnehmer*innen.

»Augen zu und ans Geld denken« – Dissonanzen zwischen Sexualität und Sexarbeit

In einem der seltenen Momente, in denen meine Spaziergänge durch Berlin auf der Suche nach Bordellen und Kontaktmöglichkeiten erfolgreich waren, lernte ich Svetlina kennen. Sie arbeitete in einem Bordell, dessen Hausdame mir die Tür geöffnet und mich sogleich auf einen Kaffee eingeladen hatte, um mir die anwesenden sexarbeitenden Frauen bei Gelegenheit vorzustellen. Kurz nach meiner Ankunft setzte sich Svetlina zu der Hausdame und mir in die Küche des Wohnungsbordells. Nachdem sie gerade keine weiteren Kunden erwartete, erklärte sie sich zu einem Gespräch mit mir bereit, währenddessen die Hausdame die Küche verließ. Die 35-jährige Svetlina war vor einigen Jahren aus Bulgarien nach Deutschland gekommen. Zunächst kam sie in eine andere Stadt, wo ihr allerdings bald langweilig wurde, weswegen sie schließlich in Berlin landete. Während ihrer Zeit in Deutschland hatte sie in verschiedenen Bordellen und als Escort gearbeitet, inzwischen allerdings nur noch nebenberuflich. Denn eigentlich wollte sie diese Arbeit nicht mehr machen, verdiente aber in ihrem Hauptberuf als Barkeeperin nicht ge-

nug und war deswegen zur Sexarbeit zurückgekehrt. »Es ist ein scheiß Job, weil auch die Leute scheiße sind, das Kondom wegmachen wollen und so. Kommt aber auch immer auf den Laden an, hier ist es ganz ok, aber abends ist es schwierig, wenn die Leute betrunken sind und so«, erzählte sie. Besonders schwer fiel ihr die Arbeit zu diesem Zeitpunkt, weil sie seit einigen Monaten frisch verliebt in einer neuen (heterosexuellen) Beziehung war. »Der Sex zuhause ist anders, Sex mit Liebe ist besser, die Arbeit geht nur mit Augen zu und ans Geld denken.«

Ihre Reflexion verweist auf Dissonanzen kontemporärer sexueller Assemblagen, v.a. auf den Umstand, dass sexuelles Selbstbewusstsein nicht gleichbedeutend mit einer ›offenen‹ sexuellen Subjektivität zu verstehen ist. Denn auch Svetlina war Sex im Sinne körperlicher Praktiken nicht grundsätzlich abgeneigt, sondern genoss diesen auch – aber nur unter bestimmten Umständen. Für sie war eine positive oder ›gute‹ sexuelle Erfahrung mit romantischen partnerschaftlichen Beziehungen verbunden und an Gefühle wie Liebe und Verliebtsein geknüpft. Somit ergab sich ein grundlegender Konflikt zwischen ihrer sexuellen Subjektivität und der (für sie) diese Beziehungsebene ausschließenden Sexarbeit, die nicht (primär) über emotionale Beziehungen, sondern über finanzielle Aspekte konstituiert wurde. Anders formuliert führt der Umstand, dass die Neoliberalisierung von Sexualität bei gleichzeitiger Reproduktion cisheteropatriarchaler Strukturen suggeriert, sexuelle Handlungen dekontextualisiert verkaufen zu *können*, nicht automatisch dazu, dies auch zu *wollen*, da sich sexuelle Subjektivitäten in einem komplexen Gefüge verschiedener Diskurse, Affekte und Institutionen unterschiedlich formieren. Verstärkt wird diese Problematik zudem, wenn zugleich ökonomische Prekaritäten Betroffene in die Lage bringen, Sex verkaufen zu *müssen*.

Svetlinas Ausführungen verweisen auch auf einen weiteren problematischen Aspekt von aufgrund ihrer Ökonomisierung als emotional unverbindlich wahrgenommenen sexuellen Interaktionen. So belastete sie nicht nur die Abwesenheit ihrer eigenen affektiv-emotionalen Involvierung, sondern auch die Abwesenheit von Fürsorge vonseiten ihrer Kunden, die sie schlecht behandelten. Da diese nicht Teil dieses Forschungsprojekts waren, lassen sich ihre Motivationen und Erfahrungen an dieser Stelle nicht detailliert analysieren. Jedoch wurde in den Erzählungen der Teilnehmer*innen deutlich, dass sich – unabhängig davon, ob die entsprechende sexarbeitende Person Sexarbeit mit ihrer sexuellen Subjektivität vereinbar sah oder nicht – sexuelle wie nicht-sexuelle Interaktionen mit Kunden aufgrund ihrer Anspruchs- und Abwertungshaltungen mitunter problematisch gestalteten.

Diese Dissonanzen neoliberaler cisheteronormativer Sexualitätsverständnisse, die eine Loslösung körperlicher sexueller Akte von emotional-affektiven Beziehungen bedingen *und* Sexualität als (vermeintlich) besonders intime und intensive Erfahrung propagieren (und kommodifizieren), wurde auch in Felicias Reflexionen über ihren Einstieg in die Sexarbeit ein paar Jahre vor unserem Gespräch deutlich. Denn auch für sie ergab sich daraus ein Konflikt zwischen dem (aufgrund sexueller Liberalisierung) Können und dem (im Kontext ihrer ebenso durch hegemoniale Ideen von Romantik, Liebe und Sexualmoral geprägten sexuellen Subjektivitäten) Wollen kommerzieller sexueller Handlungen. Zum Zeitpunkt unseres Kennenlernens präsentierte sich Felicia als selbstbewusste Frau, die Wert darauf legte, dass ihre Tätigkeit als »harte Arbeit« anerkannt wurde (vgl. Kapitel 7). Dass sie sich einige Jahre zuvor für den Einstieg in die Sexarbeit entschied,

geschah aus der Überlegung heraus, dass sie einerseits kein Problem mit unverbindlichem Sex hatte und andererseits die Einkommensmöglichkeiten ansprechend fand. Diese theoretische Positionierung ließ sich für sie aber bei ihrem ersten Kunden nur schwer in die Praxis umsetzen: »Ehrlich gesagt, ich kann mich erinnern, bei meinem ersten Gast habe ich geweint, weil ich gesagt habe, ich kann das nicht machen. Und zum Glück war der sehr nett, der hat dann gesagt, komm, ich lern dir das mal.«

Anhand dieser Aussage werden zweierlei Aspekte deutlich: Erstens erweisen sich die beschriebenen Dissonanzen nicht nur als rational reflektierte, sondern auch als emotional-verkörperlichte Prozesse, die sich in Weinen oder Ähnlichem niederschlugen. Insofern kann es sich bei den durch sexuelle Assemblagen aktivierten körperlichen Kapazitäten sowohl um positiv konnotierte Prozesse wie Orgasmen oder sexuelle Erregung, als auch um körperliche Ausdrücke von Angst, Wut oder Trauer handeln. Um ein differenziertes Bild kontemporärer sexueller Assemblagen zu erhalten, ist es somit notwendig, diese Emotionen nicht als abgetrennt von Sexualität zu begreifen, sondern als Teil selbiger, der nicht nur, aber auch in der Sexarbeit zum Tragen kommt. Zweitens verdeutlicht der Umstand, dass Felicias erster Gast im Angesicht einer weinenden Frau seinen Anspruch auf sexuelle Handlungen in dieser Situation nicht in Frage stellte, sondern sie weiterhin zur Umsetzung selbiger motivierte, zugrundeliegende vergeschlechtlichte Machtverhältnisse. Denn während die skizzierten (Neo-)Liberalisierungsprozesse sie mitunter als überkommen darstellen, wurden die weiterhin bestehenden sexuellen Machtverhältnisse entlang verschiedener soziokultureller Hierarchien gerade in den konkreten verkörperlicht-affektiven Interaktionen der Teilnehmer*innen mit ihren Kunden deutlich.

6.3 Sexuelle Praktiken und körperliche Erfahrungen als Kondensationspunkt problembehafteter sexueller ›Normalitäten‹

Mit Kind und Hund bepackt führte mich Kasia zu einem Park, wo wir in Ruhe picknicken und unser Gespräch weiterführen wollten. Ihr Kind war erst wenige Monate alt und damit die Gefahr, dass es etwas von den Inhalten unserer Unterhaltung mitbekommen würde, gering, zumal das Baby die meiste Zeit zufrieden schlief. Für Unterbrechungen im Gesprächsverlauf sorgte vielmehr Kasias Hund, der ihr zwar anstandslos gehorchte, von all den Eindrücken im sommerlichen Park allerdings so begeistert war, dass er sich manchmal weit von unserem Platz entfernte. Während Kasia mir ihre Lebensgeschichte erzählte, von ihrem Aufwachsen in Polen über die Migration nach Berlin mit 19 Jahren und ihre Zeit an der Uni und im Bordell bis heute, verlor sie ihren Hund aber nie aus dem Blick und erschreckte mich einmal etwas mit einer abrupten Unterbrechung ihrer Ausführungen in Form eines lauten Schreis. Denn der Hund beschnüffelte inzwischen die Picknickdecke dreier anderer Personen – zwei Frauen und ein Mann – die in einer anderen Ecke des Parks lagen und das sonnige Wetter genossen. Kasia rief ihnen etwas auf Polnisch zu, denn bei einer kurzen Interaktion während unserer Ankunft hatte sich herausgestellt, dass die drei Personen auch aus Polen waren. Der Besuch von Kasias Hund schien sie allerdings wenig zu stören – die drei blieben entspannt auf der Picknickdecke liegen, die Frauen dabei nur im Bikini-Unterteil, und kehrten schnell zu ihrem Gespräch

zurück, nachdem Kasia ihren Hund zu sich gerufen hatte. Als der Hund wieder bei uns angekommen war, wandte sich Kasia zu mir: »Kann sein, dass die beiden Frauen auch [in der Sexarbeit, Anm. UP] arbeiten. Man erkennt das irgendwie, man erkennt sich irgendwie, man hat da einen anderen Umgang mit seinem Körper.«

Dass gerade im freizügigen Berlin, wo Kleidung oder ihre Abwesenheit an vielen Orten eine geringe Rolle spielen, sich oben ohne sonnende Frauen über Sexarbeitserfahrung verfügen, war vielleicht eine gewagte Hypothese (im Hinblick auf die weitreichende Sexarbeitslandschaft der Stadt aber vielleicht auch nicht). Abstrahiert betrachtet machte Kasia mit dieser Bemerkung jedoch auf einen zentralen Faktor sexueller Subjektivitäten aufmerksam: Sie können sich im Laufe des Lebens verändern und es kann davon ausgegangen werden, dass sie nicht bloß entweder in Einklang mit oder in Dissonanz zu den Erfahrungen in der Sexarbeit stehen, sondern dass diese Subjektivitäten sich (neben weiteren Faktoren wie privaten sexuellen Handlungen usw.) gegenseitig bedingen und transformieren.

Derartige von den Teilnehmer*innen identifizierte Veränderungen und Beschreibungen der Facetten von Sexualität, die durch, mit oder während der Sexarbeit »erkannt« wurden, stehen im Zentrum dieses Abschnitts. Denn diese Transformationsprozesse veranschaulichen nicht nur die Fluiditäten sexueller Subjektivitäten. Die Betrachtung dessen, was die Teilnehmer*innen durch die Sexarbeit erkannten, gibt Aufschluss darüber, was ihnen und auch ihren Kunden (bis dahin) nicht bekannt war. So zeichneten sich darin verschiedene Leerstellen und Ambivalenzen in der Wahrnehmung dessen ab, was als sexuell »normal« betrachtet wurde, wie z.B. Fragen zur konkreten körperlichen Umsetzung verschiedener sexueller Praktiken, aber damit einhergehend auch Fragen der Wahrung der sexuellen (physischen wie psychischen) Gesundheit. Dabei erwies sich Berlin in seiner sexuellen Heterogenität und der damit einhergehenden Parallelität verschiedener sexueller »Normalitäten« als Raum, in dem vergeschlechtlichte, ethnisiert-rassifizierte und sozioökonomische sexuelle Hierarchien nicht nur besonders deutlich wurden, sondern auch in Frage gestellt werden konnten.

Die Produktion von Sexualität: Körper, Affekt und das Kennenlernen des sexuellen Selbst

Kasias Gedanke zu den Frauen im Park regte sie zu weiterführenden Überlegungen zu den Effekten von Sexarbeit auf Körperhaltungen und Interaktionsformen an: »Zum Beispiel, wenn man im Gespräch der sprechenden Person in die Augen schaut. Du machst das, aber das machen wenige Leute, die nicht [in der Sexarbeit, Anm. UP] gearbeitet haben.« Im ersten Moment fühlte ich mich durch diese Aussage ertappt, denn in Gesprächen Blickkontakt zu halten war keineswegs ein Verhalten, das ich in jeder Situation »natürlich«, d.h. automatisch und unbewusst, praktizierte. Vielmehr war es eine von mir in Interviews und ethnographischen Gesprächen bewusst gesetzte Handlung, um Aufmerksamkeit und aktives Zuhören zu signalisieren. Und wie mir durch Kasias Beurteilung meiner Interviewperformance bewusst wurde, handelte es sich dabei um eine Praktik, die offensichtlich auch in der Sexarbeit Anwendung fand.

Das Beispiel des Blickkontakts zeigt die affektiven Dimensionen von Sexualität sowie ihrer Produktion aus vielen kleinteiligen Momenten, Beziehungen und Handlungen.

gen. Das Postulat von Sexualität bzw. insbesondere sexueller Praktiken als ›natürliche‹ Handlungen verleitet dazu, davon auszugehen, dass diese sich ›automatisch‹ ergeben. Aus einer relationalen Perspektive auf Sexualität lässt sich dem entgegen jedoch festhalten, dass sich in der Art und Weise, wie Menschen Sexualität erfahren und praktizieren, die Einflüsse soziokultureller Normen, (Wert-)Vorstellungen, Geschlechterverhältnisse u.Ä. manifestieren. Wie Sex unter welchen Umständen ›gemacht‹ und körperlich erlebt wird, wird somit zum Moment der (Re-)Produktion und/oder Herausforderung derartiger Vorstellungen.

Nicht nur, aber besonders auch Sexarbeit nimmt in diesem Zusammenhang eine spezifische Stellung ein, da der kommerzielle Rahmen der sexuellen Interaktionen für die sexarbeitenden Personen eine bewusst(er)e Reflexion ihrer körperlichen Handlungen bedingte. So hatte z.B. Kasia in ihren Jahren in der Sexarbeit nicht nur einiges über sich selbst und ihre sexuellen Subjektivitäten gelernt, sondern inzwischen auch viele Tricks parat, um sexuelle Handlungen für Kunden ansprechend zu inszenieren (wie z.B. durch das Halten von Blickkontakt) aber auch um Unpässlichkeiten zu überspielen:

»Eine Freundin zum Beispiel, die hatte eine Furzattacke, was machst du denn? Beim Sex mit deinem Freund kannst du das ja sagen, ist auch unangenehm, aber wenn du gerade seit Ewigkeiten einen Stundengast hast, da wirst du nicht sagen: ›Oh, ey, Alter.‹ Also was hat sie gemacht? Sie hat ihm die Zunge in den Hals so reingesteckt, dass er nur oben beschäftigt war und keine Gerüche wahrgenommen hat.«

In dieser Aussage fand ein Unterschied zwischen kommerziellen und nicht-kommerziellen sexuellen Handlungen Ausdruck, da letztere mitunter mehr Handlungsspielräume ermöglichten bzw. wie im beschriebenen Fall die Option eröffnet hätten, sexuelle Handlungen schlichtweg abzurechnen. Zwar betonte Kasia, dass für sie immer die Option bestand, Kunden abzulehnen (wovon sie auch durchaus Gebrauch machte). Die Navigation der sexuellen Interaktionen hatte dennoch häufig Kreativität erfordert, um sowohl ihren Ansprüchen und Bedürfnissen als auch denen ihrer Kunden gerecht zu werden. Für Kasia handelte es sich dabei um etwas, das ihr, ähnlich wie Jelena, auch selbst Vergnügen bereiten konnte, während derselbe Umstand für andere Teilnehmer*innen wie Svetlana Dissonanzen zwischen ihrer sexuellen Subjektivität und kommerziellen sexuellen Handlungen verstärkte.

Daraus, dass Teilnehmer*innen wie Kasia durch Sexarbeit viel über die eigenen sexuellen Subjektivitäten gelernt hatten, lässt sich auch eine Aussage über den breiteren gesellschaftlichen Umgang mit Sexualität ableiten. »Durch die Arbeit weiß ich mittlerweile auch ganz genau, was ich am Sex mag und was ich nicht mag, und vor meinem Job hatte ich Spaß, aber nicht so wie jetzt«, erzählte auch Deniza, was impliziert, dass sie abseits der Sexarbeit über wenig Raum und/oder Möglichkeiten verfügt hatte, sich mit ihren sexuellen Subjektivitäten auseinanderzusetzen. Wie es genau zu einem Mangel an derartigen Möglichkeiten kam, lässt sich im Rahmen dieses Forschungsprojekts nicht umfassend beurteilen, da dazu eine auch detaillierte Auseinandersetzung mit Denizas sexuellen Erfahrungen vor ihrer Ankunft in Berlin und v.a. ihren soziokulturellen Umfeldern in ihrer Herkunftsregion notwendig ist, die in diesem Projekt nicht erfasst werden konnten. Jedoch war sie nicht die einzige Teilnehmer*in, die ihre sexuellen Subjektivitäten derart beschrieben, dass sie schon seit Längerem gerne – auch ungezwungen und

abseits partnerschaftlicher Beziehungen – Sex hatten, aber erst durch die regelmäßigen sexuellen Interaktionen in der Sexarbeit »lernten«, was genau sie an Sex (nicht) mochten. Insofern erachteten manche Teilnehmer*innen gewisse Erfahrungen in der Sexarbeit durchaus als Momente einer (für sie) positiven (Weiter-)Entwicklung ihrer sexuellen Subjektivitäten. Dennoch ergibt sich daraus auch die Frage, warum dies für sie anderweitig nicht bzw. weniger möglich war. Im Hinblick auf die in Abschnitt 6.1 skizzierten Neoliberalisierungsprozesse von Sexualität(en) lässt sich dieser Umstand als Ausdruck dessen interpretieren, dass eine »offene« Sexualität v.a. in quantitativen Dimensionen gedacht wird, womit die qualitativen Fragen danach, wie Sexualität praktiziert wird oder werden kann, in den Hintergrund rücken und/oder ökonomischen Logiken unterworfen werden (indem z.B. Wissen um sexuelle Praktiken als Ware gehandelt wird – was es wiederum nur denjenigen zugänglich macht, die es sich leisten können).

Die Sorge um das sexuelle Selbst: Sexarbeit und Gesundheit

»Die Sache ist, wenn du mit jemanden auf Zimmer gehst und der redet mit dir, ist das ja schön und gut, aber du musst das danach vergessen. Und wenn du das nicht machst, macht's irgendwann Platz!« Als Denzia das letzte Wort aussprach, führte sie ihre Hände zum Kopf, um damit das Platzen des Kopfes gestisch darzustellen. »Das kann wirklich manchmal sehr belasten, ich hatte auch sehr schwere Tage, wo ich einfach nach Hause gegangen bin und geweint habe.« Dass die subjektiven Auseinandersetzungen mit den kommerziellen sexuellen Interaktionen – und ihren affektiv-emotionalen Dimensionen – nicht mit Abschluss des Geschäfts aufhörten, war ein wiederkehrendes Thema in vielen meiner Gespräche, insbesondere mit den sexarbeitenden cis Frauen.

Denn dass manche Kunden nicht (bloß) für mechanische sexuelle Handlungen zu sexarbeitenden Frauen gingen, sondern auch um »in den Arm genommen zu werden«, wie Jelena es beschrieb, oder »einfach reden wollen«, wie Felicia erwähnte, machte die Arbeit keinesfalls weniger problemfälliger. Insbesondere belasteten Deniza und andere Teilnehmerinnen Momente, in denen Kunden davon erzählten, »zu Hause« eine Freundin oder (Ehe-)Partnerin zu haben, mit der sie (angeblich) nicht derart emotional offen sprechen konnten und/oder mit der sie ihre sexuellen Wünsche nicht ausleben konnten. Diese Erzählungen führten zu einer Infragestellung von, sofern vorhanden, eigenen heterosexuellen partnerschaftlichen Beziehungen bzw. zu Misstrauen gegenüber potenziellen Partnern. Darüber hinaus beschrieben einige Teilnehmerinnen ein Unbehagen damit, dass ihnen von Kunden bestimmte sexuelle Wünsche mündlich beschrieben wurden, die zwar nicht unbedingt im Rahmen der kommerziellen sexuellen Interaktion ausgelebt wurden (was allerdings auch vorkam), aber nicht mit ihren sexuellen Subjektivitäten vereinbar waren. Und schließlich erzählten einige Frauen auch davon, bzw. konnte ich auf dem Straßenstrich beobachten, dass manche Kunden sich nicht nur über andere Frauen in ihrem Leben negativ äußerten, sondern auch mit sexarbeitenden Frauen direkt abwertend interagierten. Auch wenn sich die meisten Teilnehmerinnen zwar dessen bewusst waren, dass es notwendig war, sich von diesen Erlebnissen gedanklich zu distanzieren, gestaltete sich dies schwierig, da sie gleichzeitig aufgrund der Stigmatisierung von Sexarbeit wenige Personen in ihrem sozialen Umfeld hatten, mit denen sie sich darüber austauschen konnten. So hatten Deniza und andere zwar ihre Methoden

eines ›Ausgleichs‹ zur Arbeit, wie z.B. lange Spaziergänge oder Ausflüge in die Natur, blieben dabei aber meist allein.

Dass viele Teilnehmerinnen v.a. die affektiv-emotionalen Dimensionen ihrer Kundenbegegnungen als (psychisch) belastend beschrieben, bedeutete jedoch nicht, dass primär als physisch-körperlich wahrgenommene Faktoren für sie nicht ebenso eine Rolle spielten. Für Kasia und andere Teilnehmer*innen bedeutete das durch die Sexarbeit bedingte Kennenlernen eigener sexueller Vorlieben auch das Kennenlernen des eigenen sexuellen Körpers und seiner (In-)Kompatibilitäten mit anderen Körpern und bestimmten sexuell-körperlichen Praktiken. Tricks und bestimmte Handlungen erwiesen sich dabei v.a. als notwendig, um die physisch-körperliche Unversehrtheit zu bewahren, was Kasia abermals anhand von Beispielen veranschaulichen konnte:

»Man hatte so seine Tricks drauf. Wenn einer mal einen sehr großen [Penis, Anm. UP] hatte, wusste man ganz genau, was zu tun war. Da gab es einen jungen, da kann ich mich gut erinnern, das war als würdest du Stahl reiten. Kein Scherz, wenn er wirklich hart war, als würdest du dir Stahl reinschieben. Und von vorne mit ihm konnte ich gar nicht, von hinten auch nicht, weil er ja viel tiefer reingeht. So die Positionen kriegt man raus, und dann weiß man, von hinten ist es ja am tiefsten, von der Seite geht's noch, weil da noch Pobacken dazwischen waren – und ich hab immer von der Seite mit ihm. Und dann hat man halt andere Sachen probiert, wie zum Beispiel Popo rauschieben oder so. Also man hat schon so seine Tricks drauf.«

So, wie sich Kasia durch ihr Interesse an Sex und der Notwendigkeit der Abwandlung von Sexpositionen zur Vermeidung von Schmerzen viel (körper-)technisches Wissen über sexuelle Handlungen angeeignet hatte, konnte sie dies auch besonders in Fragen der Verhütung und Infektionsprävention anwenden. Während unseres Rückwegs aus dem Park unterhielten wir uns lange über das Thema der Prävention sexuell übertragbarer Krankheiten. Kasia war in ihren Interaktionen mit Kunden immer wieder schockiert davon gewesen, wie wenig diese darüber wussten. Dass Kasia und andere Teilnehmer*innen sich intensiv mit körperpraktischen Aspekten der Verhütung und Schmerzvermeidung auseinandersetzen mussten, verweist somit darauf, dass viele ihrer Kunden sich damit nicht auseinandergesetzt hatten bzw. dies nicht wollten oder konnten – denn schließlich wäre es auch vorstellbar, dass Kunden selbst derartiges Wissen einbringen.

Dieses Problem betraf aber auch sexarbeitende Personen selbst bzw. ihre Möglichkeiten und Kapazitäten der Auseinandersetzung mit den vielschichtigen Details sexueller Handlungen. Denn dass Kasia in ihren Begegnungen mit Kunden manchmal gewissermaßen die Rolle einer Sexualpädagogin übernehmen konnte, lag nicht nur in ihren Erfahrungen begründet, sondern auch in ihrem Zugang zu Wissen und (sexueller) Bildung, der nicht für alle Teilnehmer*innen gleichermaßen gegeben war. Waren Kasia, aber auch Ewa oder Irina als Studentinnen bzw. Personen mit Berufsausbildung ein Beispiel dafür, dass sexarbeitende Personen nicht per se durch Bildungsarmut charakterisiert sind (vgl. Amesberger 2019), hatten einige Teilnehmer*innen, insbesondere die Frauen auf dem Straßenstrich und die Männer im Nollendorfkiez, in ihrem bisherigen Leben aufgrund verschiedener vergeschlechtlichter, ethnisierten und rassifizierter Ausgrenzungsmechanismen wenig Zugang zu formaler Bildung erhalten. Diese Unterschiede wirkten sich nicht nur auf allgemeine Arbeitsmarktoptionen, sondern eben auch auf

den Umgang mit Fragen von sexueller Gesundheit aus. So war es für Kasia einfach(er), zu diesen Fragen eigenständig zu recherchieren oder Beratungsangebote in Anspruch zu nehmen, als für Radko oder Ildiko.

Die Bearbeitung von Fragen oder Problemen im Zusammenhang mit Sexualität oder sexuellen Handlungen baut zudem auf der Fähigkeit auf, sie überhaupt als solche wahrzunehmen, was wiederum zurück zu den Verflechtungen gesellschaftlicher Darstellungen und Diskurse mit körperlichen Erfahrungen führt. So baut z. B. ein durch bestimmte Stellungen gezieltes Vermeiden von Schmerzen bei cisheterosexuellem penetrativem Geschlechtsverkehr auf dem Wissen auf, dass dieser nicht unbedingt schmerzhaft sein muss. Dieser Umstand verweist nicht bloß auf die Notwendigkeit einer niederschweligen Verfügbarkeit sexueller Bildung, sondern auch auf die grundlegenden Bedingungen des Erlernens von Sexualität und welche Ansichten und Erfahrungen dabei in den jeweiligen soziokulturellen Kontexten als ›normal‹ (re-)produziert werden.

Sexualität, Sexarbeit und Normalität

Monika hatte für die Arbeit im Stripclub, die sie im Zeitraum des Forschungsprojekts aufgab, keine positiven Worte übrig, außer für ihre Kolleginnen, die sich für Monika durch einen »strange sense of humor« auszeichneten, den sie zu schätzen wusste, aber auch als eine Art »survival skill« für die harsche und belastende Arbeit im Club interpretierte. In ihr abschließendes Urteil über die Arbeit in Stripclubs brachte sie auch Überlegungen zu den langfristigen Effekten einer Beschäftigung in der Sexindustrie ein:

»You know, you get used to this and it twists your mind about sexuality in the end. If you are there when you grow up, you know, young, impressionable, from 21 to whatever, then this is what you think you know, that this is how it works. They all hate men. If this is the only kind of men you see, of course you will hate them, but there are other kinds of people. I'm coming from a different background, I know all these queer people mostly and I do a lot of art, and my art in many ways is very political, it is a statement. So, I come from a background where I know how insane this is, but if this is the only reality you know, then insanity is normality to you.«

Monika machte damit auf einen zentralen, den vorherigen Ausführungen zugrundeliegenden Umstand aufmerksam: Um ambivalente (verkörperlichte) Erfahrungen oder Probleme in der Sexarbeit in Frage stellen zu können, braucht es (auch) ein Bewusstsein dafür, dass es anders sein könnte. Und wie Monikas Worte ebenso verdeutlichen, hängt die Ausbildung eines derartigen Bewusstseins wesentlich von den soziokulturellen Kontexten ab, in denen sich die entsprechenden Personen bewegen, und davon, was in diesen Kontexten als sexuelle ›Normalitäten‹ angesehen wird.

Für manche Teilnehmer*innen wurde, ähnlich wie Monika es beschrieb, Sexarbeit zur dieser sexuellen Normalität. Felicia gab z. B. an, »privat« gar keinen Sex mehr zu haben – die sexuellen Erfahrungen ihrer Zwanziger erstreckten sich somit auf den kommerziellen Bereich. Die ambivalenten bis negativen Erfahrungen mit Sexualität – und v. a. auch mit Männern – führten zudem für mehrere Teilnehmerinnen dazu, sich abseits der Sexarbeit aus dem ›sexuellen Leben‹ zurückzuziehen und Interaktionen mit Männern zu vermeiden.

Denn dass einige Teilnehmer*innen zugleich keine wesentlichen Unterschiede zwischen sexuellen Handlungen innerhalb und außerhalb der Sexarbeit wahrnahmen, lässt sich derart interpretieren, dass in der Sexarbeit prävalente Ungleichverhältnisse auch außerhalb selbiger präsent sind. Und dass einige Teilnehmer*innen gerade in der Sexarbeit ihre eigenen sexuellen Subjektivitäten erkennen konnten, bedeutet ebenso, dass ihnen dies anderweitig nicht bzw. weniger möglich war. Insofern sind es nicht nur die Realitäten in der Sexarbeit, sondern die hegemonialen sexuellen Normalitäten und Normativitäten insgesamt, die in Frage zu stellen sind, da sich diese gegenseitig bedingen. Die Erfahrungen sexarbeitender Personen mit Sexualität verdeutlichen somit die Notwendigkeit eines kritischen Umgangs mit hegemonialen Sexualitätsdiskursen und -definitionen insgesamt, wobei aber ebenso zu berücksichtigen ist, dass Sexarbeit auch Teil der (Re-)Produktion dieser ›Normalitäten‹ ist.

Monikas Ausführungen zeigen gleichzeitig, dass die ›Normalität‹ bzw. Normalisierung von in Verbindung mit cisheteronormativen Machtverhältnissen ›liberalisierter‹ Sexualität nicht unumgänglich ist. Schließlich sind die Verständnisse davon, was als ›normal‹ angesehen wird, als relational zu den jeweiligen soziokulturellen Hintergründen und Netzwerken zu verstehen, in denen sich Menschen bewegen. So waren die sexuellen Assemblagen des Stripclubs eben nicht »Normalität« für Monika, weil sie entlang ihrer Verortungen in queeren (politischen) Kontexten einen anderen Umgang mit Sexualität erlernen und erleben konnte. Dieser war dabei nicht weniger liberal, sondern gar ›liberaler‹ im Sinne einer Emanzipation von cisheteronormativen Strukturen, die die Arbeit in Stripclubs und den neoliberalen Umgang mit Sexualität im Allgemeinen weiterhin deutlich prägten (Weeks 2002: 25). In diesem Zusammenhang trat abermals die ambivalente Position Berlins mit seinem Ruf als sexuell liberale Stadt zutage. Die sexuellen Vielfältigkeiten des urbanen Raums der deutschen Hauptstadt ermöglichten es Menschen wie Monika, alternative Gemeinschaften und Ausdrucksformen sexueller Subjektivitäten zu finden bzw. zu erschaffen, die cisheteronormative und/oder neoliberale sexuelle ›Normalitäten‹ herausfordern (können). Als Teil des Images der Stadt als ›sexy‹ Metropole konnten und können sich derartige Alternativen jedoch einer Kommerzialisierung nicht gänzlich entziehen, sei es aufgrund der Notwendigkeit, Geld zu verdienen und/oder aufgrund des Umstandes, dass sie auch einer Vereinnahmung und Fremdinterpretation von außen als Teil einer als monolithisch wahrgenommenen Sexindustrie ausgesetzt waren.

Dieses gerade im sexuell vielfältigen Berlin greifbar werdende Gefüge aus verschiedenen sexuellen ›Normalitäten‹ und damit einhergehenden Möglichkeiten zur Reflexion, aber auch zum Konflikt fand schließlich in politischen Streitfragen über Grenzen und Notwendigkeiten eines liberalen Umgangs mit Sexualität ihren Niederschlag. Und obwohl sich die meisten Teilnehmer*innen nicht explizit als politische Personen identifizierten, stellten sie in den Reflexionen ihrer Erfahrungen dennoch Bezüge zu aktuellen Sexualitätsdebatten her. Wie ich in Folge diskutieren werde, wurden dabei anhand der Perspektiven der Teilnehmer*innen weitere Ambivalenzen und Moralisierungen eines auf individualisierten Sexualitätskonzepten aufbauenden (west-)›europäischen‹ politischen Diskurses deutlich.

6.4 Sexuelle Subjektivitäten zwischen Biographie, Politik und Moral

»Es ist mein Körper, es ist meine Murmel, die ich hergebe, ich gehe nicht mit jedem ins Bett. Klingt vielleicht komisch, vor allem, wenn man eine Prostituierte oder Hure ist oder sonstwas, aber ich möchte nicht so abgestempelt werden«, erwähnte Kasia in unserem Gespräch. Wir saßen lange im Park, während Kasia ausführlich über ihre Erfahrungen mit Sexualität und Sexarbeit sprach und selbstkritisch ihr Leben reflektierte. In diesem Zusammenhang war dieser Satz nur eine Nebenbemerkung, die allerdings die Ambivalenzen kondensierte, die sich durch Kasias Ausführungen zogen. Ihre Betonung dessen, dass es sich um *ihren* Körper handelte, erinnerte an den Slogan »My body, my choice« der sich für die Entkriminalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen einsetzenden Pro-Choice-Bewegung (vgl. Stevenson 2019), der jedoch auch in anderen feministischen Zusammenhängen benutzt wurde (und wird). So evozierte Kasia dieses Konzept als Betonung dessen, dass sie auch als »Hure«, d.h. (vermeintlich) sexuell freizügige Frau, nicht beliebig Sex haben wollte und ihr die Anerkennung dieser Entscheidungsmacht wichtig war.

Dass Kasia sich diesbezüglich zu einer Rechtfertigung genötigt sah, steht einerseits im Zusammenhang mit der weiterhin verbreiteten Stigmatisierung sexarbeitender Personen und insbesondere sexarbeitender Frauen. Diese Problematik ist andererseits auch im Kontext breiterer (west-)»europäischer« Sexualitätsdebatten zu verorten. Dabei nehmen Begriffe wie sexuelle Selbstbestimmung (vgl. Todt 2020) oder Einverständnis eine zentrale Rolle ein. Deren Definitionen werden zwar aktuell auf gesellschaftlicher, rechtlicher und medialer Ebene, in feministischen Zusammenhängen und in sozialen Medien durchaus vielschichtig verhandelt (vgl. Graupner 2010, Künkel 2020a). Erkennen lassen sich darin dennoch Tendenzen einer (neo-)liberalen Individualisierung dieser Definitionsfragen (vgl. Künkel 2020a, Torenz 2019), z.B. in der mangelnden Anerkennung soziokultureller Strukturen und Machtverhältnisse auf auch die Zustimmung zu sexuellen Handlungen und/oder der Fokussierung auf die Bestrafung einzelner Individuen, die Grenzüberschreitungen begangen haben, ohne dabei gleichzeitig die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den Blick zu nehmen, die Grenzüberschreitungen ermöglichen. In diesen Debatten nimmt Sexarbeit eine schwierige Stellung ein, da die explizite Involvierung von Geld als eine Grundlage der sexuellen Interaktion zumindest einen Teil der soziokulturellen Verfasstheit sexueller Handlungen gewissermaßen unübersehbar macht, was allerdings – wie in der Einleitung dieses Kapitels erwähnt – mitunter dazu führt, dass die Bedeutung v.a. sozioökonomischer Rahmenbedingungen verabsolutiert und die bloße Möglichkeit einer Einverständnis zu kommerzialisierten sexuellen Handlungen negiert wird.

Es handelte sich dabei um Debatten, die Kasia und anderen Teilnehmer*innen zwar bekannt waren, in denen sie sich jedoch kaum wiederfanden. Denn ihre ambivalenten Erfahrungen mit z.B. Fragen des Einverständnisses im Kontext von Sexarbeit fanden keinen Widerhall in diesen polarisierten Debatten, in denen wenig Platz für Nuancen zwischen sexueller Emanzipation und Opferrolle gegeben ist. Diese Problematik nutze ich zuletzt für eine kritische Auseinandersetzung mit den politischen Debatten zu Sexualität und Sexarbeit in (West-)»Europa« und Berlin. Dabei zeige ich auf, dass die Individualisierung von Auseinandersetzungen mit Einverständnis und Selbstbestimmung bei

gleichzeitiger Missachtung der soziokulturellen Verfasstheit von Sexualität zu einer Dissonanz zwischen als objektiv präsentierten Definitionen und Grenzen sexueller Interaktionen und den für die Teilnehmer*innen in der Praxis häufig komplexen Situationen führte. Die Schwierigkeiten der Teilnehmer*innen, sich in diesen Debatten repräsentiert zu sehen, verdeutlichen, dass die (Neo-)Liberalisierung von Sexualität nicht nur (manche) moralische Bewertungen von Sexualität in Frage stellt, sondern z.B. hinsichtlich der Fragen um den ›richtigen‹ Umgang mit ambivalenten sexuellen Erfahrungen auch fortschreibt. Dass (neo-)liberale Sexualitätsdiskurse nicht nur verschiedene Ambivalenzen erzeugen, sondern den Umgang damit auch zu moralischen Fragen machen, führt nicht nur zu einer Fortsetzung der gesellschaftlichen Streitbarkeit von Sexarbeit, sondern erschwerete den Teilnehmer*innen auch, ihre Erfahrungen zu teilen, ohne zugleich bewertet zu werden, wie sich u.a. in Kasias Sorge, »abgestempelt« zu werden, ausdrückt.

Sexualität, Geschlecht und Macht: Die eigenen Grenzen finden und setzen (können)

Irina erzählte, dass sie häufig Kunden hatte, für die ein Treffen mit ihr der erste Kontakt mit einer sexarbeitenden Frau war, was bei ihr Verantwortungsgefühle auslöste:

»For many of my clients, it is the first introduction into professional sexual services. This makes me feel some kind of responsibility to know and communicate boundaries. It is important for a feminist agenda and not only for myself, but also other women. It is necessary to be thorough and strict with time, rate, place and screening. In not-for-profit sexual encounters, I had my boundaries overstepped more often. In that sense sex work helped me to learn how to respect myself and how to say no.«

Sie bot damit eine Perspektive an, die manchen kritischen Interpretationen von Sexarbeit diametral gegenüberstand. Gerade Gegner*innen des Sexgewerbes beurteilen dieses als pauschal unfeministisch. Im Gegensatz dazu sah Irina in der Sexarbeit die Möglichkeit – und Notwendigkeit – feministischer Verantwortung und verwies auf die Verflechtungen sexueller Interaktionen in der Sexarbeit mit breiteren gesellschaftlichen Verhandlungen von Sexualität. Denn Irinas Aussage zeigt, dass Grenzüberschreitungen keineswegs ein auf Sexarbeit beschränktes Problem darstellen. Insofern bestätigt sich in ihren Worten auch Weeks' (2002) Analyse, dass die Liberalisierung von Sexualität nicht für alle Menschen, und v.a. nicht für Frauen und geschlechtliche Minderheiten, automatisch zu sexueller Selbstbestimmung geführt hat, sondern dass sich cisheteronormative Strukturen in ihr fortsetzen (ebd.: 25ff), die nicht nur Grenzüberschreitungen ermöglichen, sondern auch eine Unkenntnis der eigenen Grenzen oder ein Unvermögen, Grenzen zu ziehen, befördern.

In diesem Zusammenhang nimmt gerade Sexarbeit und die explizite Kommerzialisierung sexueller Handlungen eine herausfordernde Rolle für Diskussionen sexueller Selbstbestimmung ein. Denn die Transaktion von (mehr oder weniger) genau definierten sexuellen Handlungen gegen Geld macht einerseits eine explizite Formulierung von Grenzen notwendig, was für Teilnehmer*innen wie Irina einen durchaus positiven Aspekt darstellte. Andererseits wird in diesem Zusammenhang aber auch explizit, dass Grenzüberschreitungen in nicht-kommerziellen sexuellen Begegnungen zugunsten von

emotional-affektiven Bindungen mitunter weniger deutlich wahrgenommen und oft sogar geduldet werden.

Dass Irina dem Setzen von Grenzen im Rahmen der Sexarbeit Bedeutung für eine »feministische Agenda« und andere bzw. alle Frauen beimisst, verdeutlicht, dass die Erfahrungen in der Sexarbeit auch Wahrnehmungen von Sexualität außerhalb der Sexarbeit prägen, sowohl für sexarbeitende Personen als auch ihre Kund*innen. Dabei baut der Umstand, dass Irina und andere Teilnehmer*innen im Rahmen von Sexarbeit ihren Kunden das Annehmen und Akzeptieren von Grenzen beibringen (können oder wollen), darauf auf, derartige Grenzen überhaupt zu *kennen* und auch setzen zu *können*.

Denn im Hinblick auf die bereits an mehreren Stellen angesprochene Heterogenität der Sexarbeit und die verschiedenen Positionierungen und (strukturellen) Vulnerabilitäten sexarbeitender Personen ist diese Möglichkeit nicht immer als (gleichermaßen) gegeben anzusehen (vgl. Castañeda 2013, Katona 2017, Shah 2014, Wardlow 2004). Neben interpersonellen bzw. physischen Zwängen in Form von Gewaltandrohung, Erpressung, Freiheitsberaubung und Ähnlichem durch Drittpersonen und/oder Kund*innen, die in mehrfacher Hinsicht Grenzüberschreitungen darstellen, sind dabei auch ökonomisch prekäre Situationen zu bedenken, die sexarbeitende Personen dazu veranlassen, aus finanziellen Gründen Kund*innen anzunehmen, die sie unter anderen Umständen ablehnen würden.

Insgesamt lässt sich das gesellschaftliche Unbehagen mit Sexarbeit somit nicht bloß als Ausdruck moralischer Unvereinbarkeiten von Sexualität und Ökonomie interpretieren, sondern auch als Ausdruck dessen, dass gerade Sexarbeit deutlich macht, dass eine absolute sexuelle Selbstbestimmung – im Sinne einer Selbstbestimmung unabhängig jeglicher soziokultureller Faktoren – nicht möglich ist. Denn sexuelle Interaktionen sind von verschiedenen affektiven Relationen geprägt, die die Aushandlung dieser Interaktionen beeinflussen. Dies macht die Bedeutung und z.B. auch die rechtliche Absicherung sexueller Selbstbestimmung nicht obsolet, zeigt aber, dass dabei breitere gesellschaftliche Zusammenhänge und Machtverhältnisse nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Dass im Rahmen der Sexarbeit Geld einen expliziten Referenzpunkt dieser sexuellen Assemblagen darstellt, erzeugt die Problematik der Grenzziehung nicht grundlegend, transformiert sie allerdings dahingehend, dass somit gerade in diesem Feld (rassifiziert/ethnisiert-)vergeschlechtlichte und ökonomische Machtverhältnisse gleichermaßen und in expliziter Wechselwirkung zueinander auf die Interaktionen zwischen sexarbeitenden Menschen und ihren Kund*innen einwirken (können).

Dass dabei nicht nur die jeweiligen sozioökonomischen Positionen der beteiligten Personen, sondern auch situative Rahmenbedingungen, Objekte und Institutionen die Möglichkeiten der Setzung persönlicher Grenzen im Kontext sexueller Handlungen bedingen, machte Irina, die sich auf das Angebot der *girlfriend experience* spezialisiert hatte, in ihrer Kritik an zu der Zeit neueren Apps zur Vermittlung kommerzieller sexueller Kontakte deutlich: »On these apps, men expect a lot, as if they had just matched on Tinder, the boundaries get blurred, but it should be presented as work. On other websites, this is clear and everybody knows what they are doing.« Dieses Verschwimmen von Grenzen im Rahmen von Apps und Plattformen für (kommerzielle) Dates lässt sich als ein Effekt der Kommodifizierung von Emotionen und insbesondere mit Sexualität assoziierten Formen von Intimität interpretieren, der, wie Irinas Verweis auf Tinder deutlich

macht, nicht nur in kommerziellen Situationen zum Tragen kommt. Denn diese Prozesse trugen nicht nur zur einer Veränderung der Sexindustrie bei, sondern zu einer grundlegenden Vermischung von Sexualität, Intimität und Ökonomie, die sich nicht nur in der Involvierung von Geld ausdrückt, sondern auch in einem ökonomisierten Denken über Sexualität, bei dem sich aus einer Einwilligung zu sexuellen Interaktionen oder bestimmten Formen sexuell-intimer Begegnungen vermeintliche Ansprüche ergeben, insbesondere wenn, wie Irina erwähnt, kein klarer Rahmen für diese Kontakte etabliert wurde.

Einen derartig klaren Rahmen setzen zu können, baut jedoch neben den genannten Fragen zu sozioökonomischen Positionierungen und Vulnerabilitäten ebenso (und damit zusammenhängend) auf einem Bewusstsein für und einer Klarheit über die eigenen Grenzen auf. Dies führt schließlich zur Bedeutung der sexuellen Subjektivitäten zurück und zu dem Umstand, dass diese sich aufgrund ihrer Relationen zu den beschriebenen Spannungsfeldern (neo-)liberaler Sexualitätsverständnisse auch hinsichtlich eigener Grenzen mitunter ambivalent gestalten.

Das Problem mit dem Einverständnis und der Differenzierung zwischen Sex und Gewalt

Ihre sieben Jahre im Bordell resümierend sagte Kasia: »Also wie schon gesagt, es gab halt Situationen, wo ich nicht wollte, ich hab's aber trotzdem gemacht, aber niemand hat mich gezwungen, niemand hat mich vergewaltigt, solche Sachen, das ist nicht passiert.« – Wie kann über sexuelle Begegnungen gesprochen und geschrieben werden, die willentlich und bei vollem Bewusstsein stattfanden, und dennoch nicht gewollt wurden? Handelt es sich bei ihnen um einvernehmliche sexuelle Interaktionen oder bereits um Akte sexueller Gewalt? Muss Einverständnis zu sexuellen Handlungen immer »enthusiastisch« sein oder kann auch eine unenthusiastische sexuelle Interaktion im Rahmen einvernehmlicher Sexualität stattfinden? Eindeutige Antworten auf diese Fragen lassen sich kaum ohne eine gleichzeitige (moralische) Bewertung der entsprechenden Handlungen finden und sind zudem äußerst situationsgebunden. Auch an dieser Stelle erweisen sich sexuelle Subjektivitäten als wichtiger, wenngleich ambivalenter Ansatzpunkt. Denn einerseits stellt die subjektive Wahrnehmung sexueller Interaktionen einen zentralen Richtwert für die Bewertung von und Unterscheidung zwischen Sexualität und sexueller Gewalt dar. Andererseits werden die Möglichkeiten einer solchen Unterscheidung durch die jeweiligen Rahmenbedingungen und gesellschaftlichen Diskurse bestimmt, die zur Interpretation der Erfahrungen herangezogen werden können.

Dabei zeigte sich in den Reflexionen von Kasia und anderen Teilnehmer*innen, dass diese Diskurse keine Möglichkeit des Ausdrucks eben dieser Graubereiche boten, die nicht mit einer gleichzeitigen Festschreibung bestimmter Rollen z.B. als Opfer oder als »Hure« einhergingen. Denn Kasia sah sich in keiner dieser beiden Positionen. Weder wollte sie als Frau wahrgenommen werden, die alle möglichen sexuellen Handlungen mitmachte, noch verstand sie sich als bloßes Opfer der Umstände, dem wiederum die eigene Entscheidungsfähigkeit abgesprochen wurde. So lagen ihre Erfahrungen meist irgendwo dazwischen, waren situationsgebunden, relational und prozessual, was wiederum mit essenzialisierenden Sexualitätsverständnissen in Konflikt stand, die die Diskur-

se um sexuelle Selbstbestimmung und Einverständnis prägen. Es erscheint allerdings nicht grundsätzlich unmöglich, die Nuancen und Ambivalenzen sexueller Interaktionen anzuerkennen sowie den Umstand, dass subjektive Interpretationen sexueller Erfahrungen nicht immer eindeutig sind, ohne damit gleichzeitig die Existenz von sexueller Gewalt oder die Möglichkeit der Selbstbestimmung zu leugnen (vgl. Dodsworth 2015). Dass, wie Fox und Alldred (2013) kritisieren, Sexualität aber in (neo-)liberalen Diskursen v.a. entlang statisch interpretierter Identitäten diskutiert und moralisiert wird (ebd.: 770ff), führte für die Teilnehmer*innen zu einer problematischen Verschmelzung ihrer Erfahrungen mit ihren (vermeintlichen) Identitäten. Vereinfacht formuliert: Es war vielen Teilnehmer*innen durchaus daran gelegen, über Erfahrungen zu sprechen, die sie als übergriffig oder gewaltvoll wahrgenommen hatten, aber sie wollten darüber nicht in eine statische Opferrolle gedrängt werden.

Während sich also in den Reflexionen der Teilnehmer*innen eine implizite Kritik an der Essenzialisierung der Debatten um Selbstbestimmung und Opfer-Status erkennen ließ, zeugten Kasias Interpretation der Hintergründe ihrer Erfahrungen gleichzeitig von einer Internalisierung der Individualisierung (und Pathologisierung) nicht-normativen sexuellen Verhaltens wie auch des Erlebens ambivalenter sexueller Erfahrungen:

»Und ich wollte, glaube ich, den Beruf auch ausleben, weil irgendetwas Psychisches steckt da hundertprozentig dahinter, also mein Erzeuger hat ja meine Mutter vergewaltigt, und ich wollte, glaube ich, mir selber beweisen, dass ich Männer im Griff haben kann. Nicht in wechselnden Partnerschaften, sondern auch noch dafür Geld bekommen, also für mich war das eher eine Belohnung, also das ist so ein bisschen krank, es ist krank, bestimmt, aber ich muss ehrlich sagen, ich bereue es kein Stück. Ich würde auch nie sagen, dass ich mich dafür schäme oder so.«

Auch wenn ich an dieser Stelle die psychologischen Dimensionen Kasias sexueller Subjektivitäten nicht in Frage stellen möchte, verweist dieses Zitat aus sozialwissenschaftlicher bzw. sozial- und kulturanthropologischer Perspektive auf soziokulturelle Umstände, die mit diesen psychologischen Fragen verknüpft werden müssen. Denn dass Sexarbeit für Kasia ein Mittel war, um nach der Erfahrung bzw. Beobachtung sexueller Gewalt in der Kindheit eine wahrgenommene Machtlosigkeit gegenüber Männern zu kompensieren, sagt schließlich ebenso viel über gesellschaftliche (Macht-)Verhältnisse und die enge Verknüpfung von Sexualität, Macht, Geschlecht und Ökonomie aus – nämlich dass Sexualität nicht nur von Machtverhältnissen beeinflusst wird, sondern selbst auch eine Form von Macht und/oder Ermächtigung darstellt. Dabei wäre anderer Umgang mit derartigen Erfahrungen, bzw. andere soziokulturelle Gefüge, in denen Betroffenen von (sexueller) Gewalt ausreichend Möglichkeiten ihrer Verarbeitung zur Verfügung stünden, nicht undenkbar. Eine enge, essenzialisierende Fokussierung auf Opfer- und Täter*innenschaft als individuelle Angelegenheit wird diesen Ansprüchen jedoch nicht gerecht und trägt zudem auch zur Verschleierung der soziokulturellen Verfasstheit von (sexueller) Gewalt bei (vgl. Sauer 2011).

Dass Kasia sich dieser problematischen Relationen ihrer sexuellen Subjektivitäten zu vergeschlechtlichten Machtverhältnissen bewusst war, sie gleichzeitig aber betonte, ihr Verhalten und ihre Erfahrungen nicht zu bereuen, verweist zuletzt auf die Moralisierung insbesondere derjenigen, die sich im Rahmen neoliberaler (west-)europäischer Sexuali-

tätsdiskurse nicht eindeutig einer Opferrolle oder einer Positionierung als sexuell selbstbewusste (sexarbeitende) Person verschreiben können oder wollen. Denn die Moralisierung von Sexualität und sexuellem Verhalten (vgl. Leigh Pigg 2012) wurde nicht durch dessen Liberalisierung aufgelöst oder steht selbiger entgegen, sondern transformierte sich entlang dieser. So können sowohl Kasias Zurückweisung von Scham als auch Irinas energisch gesetzte Grenzen als Teil einer feministischen Agenda als Ausdruck moralischer Überlegungen zu ›gutem‹ oder ›schlechtem‹ sexuellen Verhalten verstanden werden, die weiterhin die Formation sexueller Subjektivitäten beeinflussen. Dass sich die Teilnehmer*innen anhand ihrer verkörperlichten Erfahrungen und damit einhergehenden sexuellen Subjektivitäten jedoch in zahlreichen Grauzonen wiederfanden, die sich einer eindeutigen Bewertung entzogen, verstärkte mitunter den Rechtfertigungsdruck für ihre vielschichtigen sexuellen Erfahrungen und Bedürfnisse, damit aber gleichzeitig auch die Unmöglichkeiten eines differenzierten Umgangs damit – in erster Linie für sie selbst, aber auch im Hinblick auf die gesellschaftlichen Debatten zu Sexualität und Sexarbeit.

6.5 Fazit: Sein und Schein der sexuellen Freiheit

Wie diese Mehrdeutigkeiten in den sexuellen Subjektivitäten der Teilnehmer*innen zeigen, lassen sich die emotionalisierten Debatten um Möglichkeiten und Grenzen sexueller Freiheiten – und der Frage, inwiefern Sexarbeit darin einzugliedern ist – v.a. als Ablenkung von einer im Rahmen dieser Analysen deutlich werdenden Grundbedingung verstehen: Die engen Verflechtungen sexueller Liberalisierung mit ihrer neoliberalen Ökonomisierung und der damit einhergehenden Fokussierung auf das Individuum als Lokus der Sexualität produzieren einen Zustand, in dem Trennungen zwischen Sex-Haben-Können und -Wollen, zwischen Einverständnis und Grenzüberschreitung, zwischen Normalität und Abweichung nicht unabhängig von den jeweiligen situativen und relationalen Rahmenbedingungen vollzogen werden können. Die fehlende Anerkennung dieser Relationalitäten führt dazu, dass sich die aufgeladenen Debatten um Sexarbeit als entweder Ausdruck sexueller Gewalt oder Form von sexuellem Empowerment immer weiter fortsetzen, ohne zu einem eindeutigen Ergebnis zu kommen oder kommen zu können.

Das vorliegende Kapitel zeigt dem entgegen die Komplexitäten von sexuellen Subjektivitäten und Erfahrungen mithilfe eines affektiv-relationalen Verständnisses von Sexualität auf. Die Verheißung sexueller Freiheiten in (West-)Europa erweist sich dabei eher als politisiertes Mittel zur Ein- und Abgrenzung von Zugehörigkeiten und weniger als allgemein gegebene Realität. Denn (Un-)Möglichkeiten der Verwirklichung und (Trans-)Formationen sexueller Subjektivitäten stehen auch im (neo-)liberalen Berlin in Wechselwirkung zu vergeschlechtlichten, rassifizierten und sozioökonomischen Relationen und damit verbundenen Diskursen und Institutionen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass in diesem Rahmen keine Handlungsspielräume oder Verhandlungen sexueller Subjektivitäten möglich sind, da es sich bei sexuellen Assemblagen um äußerst heterogene Konstrukte handelt und sich die Teilnehmer*innen als mobile Per-

sonen in verschiedenen Kontexten bewegten und dabei verschiedene Spannungsfelder verhandelten.

Trotz oder wegen dieser Heterogenitäten muss abschließend festgehalten werden, dass die Teilnehmer*innen insgesamt ein ambivalentes Verhältnis zu Sexualität und ihren sexuellen Subjektivitäten pflegten, das gerade in oder durch die Sexarbeit deutlich zutage trat und für einige von ihnen zur Belastung wurde. Warum diese Belastungen jedoch auch unter Berücksichtigung alternativer Einkommensmöglichkeiten in Kauf genommen wurden, diskutiere ich schließlich im folgenden Kapitel anhand der Frage, welche Bedeutungen die Teilnehmer*innen Sexarbeit im Kontext ihrer Prekarisierung als ›Osteuropäer*innen‹ zuschrieben.

7. (Harte) Arbeit für ›Osteuropäer*innen‹?

Prekarisierte Subjekte, neoliberales Arbeitsethos und die Frage nach dem Wert des Lebens

»We don't do sex work because we are poor, we do sex work to end our poverty.«
(Empower Foundation 2016)

»Na klar, die ekligen Prostituierten, die Opfer, mit diesen Frauen, mit denen kann man doch nicht reden, die verkaufen ihre Körper, wie kann man seinen Körper verkaufen? Aber selber den eigenen Körper zur Verfügung stellen zum Arbeiten, an den Arbeitgeber, und dann auch sagen, okay, ich verkaufe mich nicht für Geld – für was denn dann? Also warum gehen wir denn arbeiten?«, kontemplierte Jelena im Sommer 2018, als sie mich abermals in ihre Wohnung eingeladen hatte. Seit unserem Kennenlernen 2013 hatte sie die Sexarbeit zeitweise verlassen und u. a. in der Altenpflege gearbeitet. Inzwischen war sie jedoch wieder nebenberuflich in der Sexarbeit tätig geworden, da sie mit diesem Einkommen ihre Arbeitsstunden in der Pflege reduzieren konnte – denn diese empfand sie als äußerst anstrengend:

»Haben wir jeden Tag Lust und Laune? Morgen klingelt mein Wecker um halb vier, um fünf Uhr muss ich auf der Arbeit sein. Bin ich total begeistert, dass ich für zwei Stunden mitten in der Nacht aufstehen muss? Für zwanzig Euro, wenn man mal so überlegt. Oder früher, den ganzen Tag bis ein Uhr nachts und danach hast du manchmal einen Tag dazwischen. Aber wenn der Wecker klingelt, da bin ich auch nicht begeistert, aber ich gehe da auch für Geld arbeiten. Und klar verkaufe ich dort meinen Körper, weil heben, tragen, waschen, umziehen, vom Bett, das ist genauso anstrengend. Viel schlimmer. Ich verkaufe da meinen Körper, ich verkaufe da meine Gesundheit, ich verbringe so viel Zeit mit denjenigen, die erkältet sind, ich stecke mich von ihnen an, wenn ich sie zum Bett drehe, wenn ich das Bett nicht richtig stelle und die Bewegungen, das Windelwechseln, da bücke ich mich und wenn ich nicht aufpasse, wenn ich etwas hochnehme, da habe ich auch Schmerzen, da verkaufe ich mich genauso.«

Diese Interpretation ihrer Arbeitserfahrungen verdeutlicht ein grundlegendes Problem kontemporärer neoliberal-kapitalistischer Arbeitsmärkte: Ausbeuterische Arbeitsver-

hältnisse, gekennzeichnet etwa durch geringe Bezahlung, widrige Arbeitsbedingungen und mangelnde Autonomie und Gestaltungsmöglichkeiten des Arbeitsalltags sowie damit zusammenhängende negative Effekte auf Gesundheit und Wohlbefinden sind bei Weitem nicht auf Sexarbeit beschränkt, sondern durchziehen viele Arbeitsfelder, insbesondere im Niedriglohnsektor. Zudem haben gerade die neoliberalen Arbeitsmarktreformen und Austeritätspolitiken der letzten Jahrzehnte in Europa dazu beigetragen, dass Ausbeutung einschränkende arbeitsrechtliche Regulierungen – sofern überhaupt vorhanden – in vielen Bereichen zugunsten einer Gewinnmaximierung und Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen abgebaut wurden (vgl. Baccaro/Howell 2017, Chelcea/Druță 2016, Molé 2010).

Die Auswirkungen dieser Prozesse sind in vielen Arbeitsbereichen und für unterschiedliche Personen(-gruppen) spürbar, aber nicht für alle Betroffenen gleichermaßen. Denn kapitalistische Produktionsweisen basieren auf der Differenzierung und Hierarchisierung von Arbeitsfeldern und Personen(-gruppen) entlang vergeschlechtlicher, ethnisiert-rassifizierter und sozioökonomischer Kategorisierungen, wodurch ungleiche Kapital- und Wohlstandsverteilungen erzeugt, verstärkt und legitimiert werden (vgl. Federici 2004, Robinson 2019, Tsing 2009). Gerade rassifizierende und vergeschlechtliche Kategorisierungen erweisen sich dabei als global wirkmächtige Differenzierungsmechanismen – gleichzeitig interagieren diese mit lokalen bzw. regionalen soziokulturellen Hierarchien. So sind europäische Arbeitshierarchien nicht nur durch Abgrenzungen zwischen einem »europäischen« bzw. europäisch-nationalstaatlichen Wir und »außereuropäischen« »Anderen« geprägt, die sich z.B. in strikteren Arbeitsregelungen für Migrant*innen widerspiegeln (vgl. Anderson 2010). Ebenso kommen europäische Ost-West-Dichotomien in unterschiedlichen Konstellationen zum Tragen (vgl. Böröcz/Sarkar 2017, Nowicka 2018), die ihrerseits dafür sorgen, dass in Deutschland und (West-)Europa »osteuropäische« migrantische Arbeitskräfte besonders von Prekarisierung betroffen sind.

Mit Prekarisierung bezeichne ich einerseits einen durch das Zusammenspiel politischer, ökonomischer und soziokultureller Arrangements strukturell bedingten Zustand besonderer Vulnerabilität im Kontext neoliberal-kapitalistischer Ordnungen, der sich z.B. in unsicheren, kurzfristigen Arbeitsverhältnissen, Unvermeidbarkeiten ausbeuterischer Arbeitsverhältnisse, finanzieller Armut und damit zusammenhängenden Effekten auf andere Lebensbereiche und -planungen ausdrückt (Anderson 2010: 303, Han 2018: 338). Damit verbunden manifestiert sich Prekarisierung andererseits auch als verkörperlichte Erfahrung dieser Vulnerabilitäten, die neben konkreten – z.B. durch Stress, anstrengende körperliche Arbeit etc. erzeugten – gesundheitlichen Problemen auch Subjektivierungsprozesse und die Wahrnehmung von Arbeits- und Lebensrealitäten formt (Butler 2015, Han 2018: 338). Somit produziert Prekarisierung auch prekarisierte Subjekte, deren Lebenswelten durch Unsicherheiten, Sorgen und Zweifel sowie mangelndes physisches wie psychisches Wohlbefinden gekennzeichnet sind (Molé 2010: 38).

In aktuellen neoliberal-kapitalistischen Arbeitshierarchien in Europa sind »osteuropäische« Migrant*innen zwar nicht die einzigen Personengruppen, die derartige Prekarisierung erfahren. In den Erzählungen der Teilnehmer*innen werden jedoch die Zusammenhänge und Ko-Produktionen von Prekarisierung und »Osteuropäisch-Sein« als Bedingung für die Aufrechterhaltung (west-)europäischer Ökonomien und

Hierarchien deutlich. Im ersten Teil dieses Kapitels diskutiere ich diese Verknüpfungen, im Rahmen derer aufgrund struktureller ökonomischer wie soziokultureller Bedingungen ›osteuropäische‹ Migrant*innen in Deutschland und darüber hinaus in bestimmte Sektoren des Arbeitsmarkts (vornehmlich Reinigung, Pflege und Landwirtschaft) gedrängt werden (s. Abschnitt 7.1). Die in diesen Bereichen ermöglichte geringe Bezahlung und Ausbeutung gewährleistet nicht nur die Verfügbarkeit billiger Arbeitskräfte zur Aufrechterhaltung des Lebensstandards (west-)europäischer Mittelklassen und sozioökonomischer Eliten. Die Prekarisierung ›osteuropäischer‹, d.h. anhand vergeschlechtlichter, ethnisiert-rassifizierter und sozioökonomischer Kriterien als ›osteuropäisch‹ wahrgenommener Arbeitskräfte eröffnet Betroffenen zudem kaum Alternativen zu diesen meist gering bezahlten und/oder körperlich äußerst anstrengenden Arbeitsfeldern in deutschen Arbeitsmärkten. Insofern erwies sich ›Osteuropäisch-Sein‹ (bzw. eine Wahrnehmung als ›osteuropäisch‹) für die Teilnehmer*innen auch als verkörperlichte Erfahrung von Prekarisierung. Dies prägte wiederum die Wahrnehmung ihrer eigenen Arbeitswelten dahingehend, dass die Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit im Vergleich zu anderen unter prekären Umständen verfügbaren Optionen der Lohnarbeit keinen Sonderfall darstellten.

In diesem Zusammenhang erweist sich die Aufnahme der Sexarbeit nicht unbedingt als Entscheidung *für* Sexarbeit, sondern vielmehr als Entscheidung *gegen* andere Arbeitsformen, in deren Rahmen eine Verbesserung der Lebenssituation unerreichbar erscheint, während Sexarbeit (scheinbar) ein besseres Einkommen und größere Autonomie ermöglicht. Dieses Kapitel schließt damit an die Diskussion der mobilen Orientierungen in Richtung eines ›guten Lebens‹ in Kapitel 4 an, um entlang der Erfahrungen mit Lohnarbeit aufzuzeigen, wie die Teilnehmer*innen den Konflikt zwischen (west-)europäischen Versprechungen auf ein gutes bzw. ›besseres‹ Leben und ihrer soziokulturellen sowie ökonomischen Marginalisierung als ›Osteuropäer*innen‹ erlebten und inwiefern sich dabei Sexarbeit als ambivalente Möglichkeit zur Verhandlung ihrer Positionierungen und (west-/ost-)europäischer Zugehörigkeiten erwies.

Die Inkaufnahme moralischer Abwertung und mitunter genauso problematischer Arbeitsbedingungen in der bzw. durch die Sexarbeit eröffnete den Teilnehmer*innen nicht nur Aussichten auf finanzielle Absicherung, sondern auch einen Raum der Verhandlung ihrer sozioökonomischen Positionalitäten und Zugehörigkeiten (s. Abschnitt 7.2). Für einige Teilnehmer*innen stellte Sexarbeit auf individueller Ebene eine Möglichkeit dar, soziale Mobilitätsbestrebungen zu verfolgen und sich als hart arbeitendes und/oder erfolgreiches Subjekt im Kontext neoliberaler (west-)europäischer Wertordnungen zu positionieren. Damit wurden die strukturellen Rahmenbedingungen, die derartige Verhandlungen notwendig machten, jedoch nicht unbedingt aufgebrochen, sondern mitunter sogar reproduziert. Da Sexarbeit zwar an den Rändern regulärer Arbeitsmärkte, aber nicht außerhalb neoliberaler Marktwirtschaft operiert, bedingten Versuche der Professionalisierung und Entstigmatisierung bestimmter Formen der Sexarbeit auch Abwertung, sozioökonomische Prekarisierung sowie ethnisch-rassifizierte Stratifizierung anderer Arbeitsbereiche in der Sexarbeit.

Der letzte Teil dieses Kapitels widmet sich schließlich der Frage, wie die Teilnehmer*innen mit spezifisch in der Sexarbeit auftretenden Problemen umgingen, die trotz der Differenzierung zwischen verschiedenen Positionalitäten alle betrafen (s. Abschnitt

7.3). So war die Auseinandersetzung der Teilnehmer*innen mit Sexarbeit auch durch eine nüchterne bzw. ernüchternde Anerkennung dessen gekennzeichnet, dass die Tätigkeit potenziell Gefahren für ihr Leben oder ihre Lebensqualität in sich barg, die jedoch gegen ihre Ziele, mobilen Orientierungen und Vorstellungen ihres Lebens ohne Sexarbeit abgewogen wurden. Dass derartige Abwägungen und die darin deutlich werden weitreichenden – und über die Sexarbeit hinaus gehenden – Effekte von Prekarisierung in den politischen und rechtlichen Diskursen um die (vermeintlichen) Lebenswelten »osteuropäischer Prostituiertes« in Deutschland kaum diskutiert werden, lässt sich dabei nicht nur als diskursives Schweigen über Armut verstehen. Stattdessen erweisen sich die Debatten um die »osteuropäischen Prostituierten« als Raum der (Re-)Produktion europäischer Ost-West-Dichotomien, in dem die moralische Aufmerksamkeit für das Leben dieser Gruppe sich aus derselben Ausgrenzung und Abwertung von »Osteuropäer*innen« speist, die gleichzeitig ihre sozioökonomische Marginalisierung und Prekariisierung legitimiert.

7.1 (K)Ein Job wie jeder andere? Sexarbeit im Kontext prekarisierter europäischer Lebens- und Arbeitswelten

»Ich finde, das ist ein sehr gutes Leben«, sagte Ewa über ihre aktuelle Lebenssituation. Zum Zeitpunkt unseres Treffens war sie selbstständig und ohne Anschluss an eine Agentur oder ähnliche Vermittlung im Escort-Bereich tätig. Dass sie somit selbst für Anzeigenschaltungen auf diversen Online-Portalen, Erstellung von Fotos und Texten für Werbeanzeigen und Kundenakquise verantwortlich war, störte sie nicht. Ganz im Gegenteil betrieb sie ihre Arbeit mit ausgeprägtem Geschäftssinn und klärte mich im Laufe unseres Gesprächs über diverse Vor- und Nachteile verschiedener Online-Portale, Marketingstrategien und Taktiken zur Gewinnmaximierung auf. Sie präsentierte sich als clevere Geschäftsfrau, die durch Sexarbeit nicht nur ihren eigenen Lebensunterhalt bestreiten konnte, sondern auch genügend finanzielle Ressourcen zur Verfügung hatte um z. B. professionelle Werbefotos machen zu lassen, mit denen sie ihre Anzeigen ansprechend gestalten konnte. Daneben konnte sie etwas Geld zur Seite legen, das ihr in Zukunft als Startkapital für eine Geschäftsidee dienen sollte, die sie später als Alternative zur Sexarbeit verwirklichen wollte. Für Ewa stand diese Situation in deutlichem Kontrast zu ihrer Lebensrealität vor dem Einstieg in die Sexarbeit, die durch finanzielle Unsicherheit und gesundheitliche Probleme geprägt war:

»Ich war vorher Hotelfachfrau, ich hatte manchmal fünf Uhr Dienstbeginn, einen Monat lang am Stück und ich bin sehr diszipliniert, wenn es sein muss, aber ich finde es ist kein Leben, sich so krass einen abzuackern für so wenig Geld. Ich will jetzt nicht eingebildet klingen, aber ich sah auch wirklich sehr geschädigt aus, obwohl ich erst 22 Jahre alt war. Ich sah wirklich katastrophal aus und ich hab früher Drogen genommen, in Polen nehmen sehr viele Leute Drogen, so chemische, Ecstasy-Tabletten oder so. Und dann dachte ich mir, das war eigentlich das Einzige, was gut war in meinem Leben, wo ich so wirklich Spaß hatte und wo mein Körper irgendwelche Glückshormone ausgeschüttet hat.

Und deswegen verstehe ich diese ganzen Menschen, die das machen [Drogen nehmen, Anm. UP], weil was haben die denn sonst vom Leben. Das, woran ein Mensch irgendwie Freude hat, wenn er irgendwo hinreist oder ein exotisches Tier sieht oder so etwas, das hat dieser Mensch nicht und dann versucht man sich das vielleicht irgendwie zu kompensieren. Ja, das ist so ein Elend gewesen bei mir. Ich hatte im Monat vielleicht 300 Euro und hab in so einer Erdgeschoss-, Einzimmer-, 20-m²-Wohnung gewohnt, Altbau mit undichten Fenstern, und hab noch zwei Mädels bei mir zuhause in der Wohnung gehabt in diesem Zimmer. Naja, und dann hat mich das [die Sexarbeit, Anm. UP] so ein bisschen gerettet, auch aus diesen Drogen, die hab ich dann aufgehört zu nehmen. Jetzt machen's die Gäste, dann sehe ich halt immer wieder, wie die Leute immer mehr absinken und denk mir, oh Gott, Gott sei Dank bist du da raus.«

Ewa präsentierte damit ein Narrativ, das mit einschlägigen medialen Repräsentationen von Sexarbeit in Deutschland als schädliche Tätigkeit in starkem Widerspruch steht – aber auch bei Weitem nicht von allen Teilnehmer*innen geteilt wurde. Ein verbindendes Merkmal der Erzählungen der Teilnehmer*innen, das in den Ausführungen von Ewa besonders deutlich wird, war jedoch, dass sie Möglichkeiten und Probleme der Sexarbeit im Vergleich zu anderen Arbeitserfahrungen und deren Auswirkungen auf ihre Lebensrealitäten beurteilten.

Anhand dieser Abwägungen zeigt sich, dass sich die Teilnehmer*innen in Arbeitswelten bewegten, in denen nicht nur Sexarbeit mit Problemen, Gefahren für das psychische oder physische Wohlbefinden und/oder sozioökonomischen Unsicherheiten behaftet war. Dieser Umstand lässt sich als Ausdruck und Effekt von Prekarisierung im Kontext neoliberaler Transformationen von Arbeitsmärkten und Lebensrealitäten verstehen. Dabei handelt es sich um in Europa (und darüber hinaus) weitreichende, aber nicht beliebig oder für alle Lohnarbeitenden gleichermaßen auftretende Prozesse. Denn die Erfahrungen, Interpretationen und Abwägungen verschiedener Arbeitserfahrungen durch die Teilnehmer*innen sind zugleich im Kontext von (Arbeits-)Hierarchisierungen anhand europäischer Ost-West-Dichotomien zu verorten. Diese tragen dazu bei, dass anhand vergeschlechtlichter, ethnisiert-rassifizierter und klassistischer Faktoren als ›osteuropäisch‹ wahrgenommene Personen auf spezifische Art und Weise zu prekarierten Subjekten werden. Der folgende Abschnitt beschäftigt sich anhand der Arbeitserfahrungen der Teilnehmer*innen mit den strukturellen Hintergründen und Grundlagen dieser Prekarisierung ›osteuropäischer‹ Migrant*innen sowie ihren Auswirkungen auf subjektive Wahrnehmungen von (Lohn-)Arbeit und Arbeitswelten. Eingebettet in diese Umstände erweist sich schließlich die Aufnahme der Sexarbeit als Entscheidung gegen andere Arbeitsfelder, im Vergleich mit denen Sexarbeit eher als Ausweg aus prekären Lebensverhältnissen und als Möglichkeit des Erreichens eines ›guten Lebens‹ erscheint.

›Osteuropäische‹ Migrant*innen als prekarierte Subjekte des ›vereinten Europa‹

»It is so traumatising for me that I have to work. Because when I was working in a café, a Prenzlauer Berg café, there were these mamas, you know, these soy latte mamas, I couldn't handle them at all«, erzählte Monika, die ihre künstlerischen Aktivitäten und ih-

ren Lebensunterhalt durch diverse Nebenjobs in der Serviceindustrie finanzierte, bevor sie die Arbeit in einem Stripclub aufnahm. Sie fasste damit in Worte, was sich implizit durch die Aussagen vieler Teilnehmer*innen zog, nämlich dass es nicht die jeweilige Art der Arbeit, sondern die Notwendigkeit der (Lohn-)Arbeit an sich war, die als problematisch, belastend oder gar traumatisierend empfunden wurde. Auch wenn sich zwar nur die wenigsten Teilnehmer*innen explizit kapitalismuskritisch positionierten, spiegelten ihre Aussagen dennoch eine Kritik an kapitalistischen Arbeits- und Produktionsverhältnissen wider, nämlich dass es sich im Kapitalismus bei jeder Lohnarbeit um Ausbeutung von Arbeitskraft handelt.

Die Analysen feministischer und/oder Schwarzer Marxist*innen (vgl. Federici 2004, Robinson 2019) verdeutlichen jedoch, dass eine derart generalisierende Betrachtung die historischen wie kontemporären (Trans-)Formationen kapitalistischer Arbeits- und Produktionsverhältnisse nur unzureichend erfasst – und auch die Erfahrungen der Teilnehmer*innen nur teilweise erklärt. Schließlich ist – im Beispiel des Cafés im Prenzlauer Berg – nicht nur Monika von Lohnarbeit abhängig, sondern auch diejenigen Personen, die in einem anderen Teil der Welt den in Berlin konsumierten Kaffee anbauen und ernten, ebenso wie (höchstwahrscheinlich) die »soy latte mamas« und ich als Wissenschaftlerin, die über diese Begebenheit schreibt. Diese Personen vereint zwar die Notwendigkeit der Lohnarbeit – die Hintergründe, Möglichkeiten und Erfahrungen des Navigierens kontemporärer neoliberal-kapitalistischer Arbeitsmärkte unterscheiden sich jedoch deutlich.

Veranschaulichen lassen sich diese Wechselwirkungen zwischen sozioökonomischen Ungleichheiten und soziokulturellen Differenzierungen, indem man z.B. die Szene im Café als eine Form globaler *supply chains* (Tsing 2009) begreift: »Supply chains draw upon and vitalize class niches and investment strategies formed through the vicissitudes of gender, race, ethnicity, nationality, religion, sexuality, age, and citizenship status.« (Ebd.: 158) So lassen sich in diesem Beispiel nicht nur Unterschiede zwischen Produzent*innen, Dienstleister*innen und Kund*innen feststellen. Ebenso müssen spezifische, in globale wie lokale Hierarchien eingebettete soziokulturelle Differenzierungen berücksichtigt werden. Denn, wie Tsing es formuliert: »[A]ll class formation depends on ›noneconomic‹ arrangements of gender, race, ethnicity, nationality, religion, sexuality, age, and citizenship status.« (Ebd.)

Der Kaffeekonsum in Europa fungiert dabei als anschauliches Beispiel für globale, (post-)koloniale Zusammenhänge (vgl. Roseberry/Gudmundson/Samper Kutschbach 1995). Unter Berücksichtigung der Bedeutung des Dienstleistungssektors für den Lebensstandard der (west- wie ost-)»europäischen« Mittelklassen erweist sich dieser Lebensstandard jedoch nicht nur als abhängig von der Ausbeutung von Arbeitskraft und Ressourcen außerhalb Europas, sondern auch von der Verfügbarkeit von Arbeitskräften zur Übernahme von Service-, Reinigungs- und Pflegearbeiten in Europa. Darin werden zunächst *vergeschlechtlichte* Ungleichheiten deutlich, da diese Tätigkeiten häufig von Frauen ausgeübt werden – zumal Frauen anhand von Geschlechterstereotypen auch eine besondere »Eignung« für diese Arbeiten zugeschrieben wird (vgl. Gutierrez-Rodriguez 2014). Ebenso handelt es sich dabei um Sektoren, in denen verstärkt (in europäischen Kontexten oft als nicht-weiß rassifizierte) Migrantinnen tätig sind, worin sich die Verflechtung vergeschlechtlichter Arbeitshierarchien mit Migrationsregimen und Rassifi-

zierungsmechanismen zeigt (vgl. Ehrenreich 2003, Parreñas 2015). Denn die Aufrechterhaltung des (west-)›europäischen‹ Wohlstands hängt v.a. von der Verfügbarkeit *billiger* Arbeitskräfte in Europa ab, die durch die strukturelle wie institutionelle Ausgrenzung bestimmter ethnisiert-rassifizierter und vergeschlechtlichter Personen(-gruppen) gewährleistet wird. So erweist sich der auf institutioneller Ebene, in politischen Narrativen und auch in den Vorstellungen verschiedener Einwohner*innen Europas und darüber hinaus als für alle verfüg- und erreichbar propagierte Wohlstand vielmehr als ein Privileg bestimmter Gruppen, während andere strukturell ausgeschlossen werden.

In diesem Zusammenhang entfaltet sich die andauernde Wirkmacht europäischer Ost-West-Dichotomien (vgl. Lewicki 2020), die mit dem Fall des Eisernen Vorhangs und dem Zerfall der Sowjetunion Anfang der 1990er Jahre zumindest auf politischer Ebene für beendet erklärt wurden. Dass sich diese Dichotomien vielmehr bloß transformierten, drückt sich bereits darin aus, dass ehemals sozialistische Länder im Osten Europas seit den 1990ern Jahren ›europäisiert‹, d.h. an (implizit west-)›europäische‹ Normen angepasst werden sollen oder müssen (vgl. Gressgård/Husakouskaya 2020). Die darin enthaltene Bewertung ›Osteuropas‹ als (noch) nicht ganz ›europäisch‹ dient schließlich auch der Aufrechterhaltung und Legitimation der Prekarisierung migrantischer Arbeitskräfte aus ›osteuropäischen‹ Ländern – insbesondere derjenigen unter ihnen, die klassistisch-rassifizierte Vorstellungen von (West-)›Europäisch-Sein‹ nicht verkörperlichen oder verkörperlichen können (vgl. Böröcz/Sarkar 2017, Moore 2013). So lassen sich die östlichen EU-Erweiterungen seit 2004 nicht nur als Anschluss ›osteuropäischer‹ Länder an ein ideelles und sozioökonomisches ›europäisches‹ Kollektiv verstehen, sondern bedeuteten für westeuropäische Länder gleichermaßen die Erschließung und Verfügbarmachung billiger Arbeitskräfte. Denn für prekarierte Arbeitsmigrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern handelt(e) es sich bei den durch die EU-Beitritte ermöglichten transnationalen Mobilitäten nicht nur um eine Möglichkeit, sondern gleichzeitig auch um eine Notwendigkeit zur Gewährleistung bzw. Verbesserung des Lebensstandards für sich selbst und ihre breiteren familiären Netzwerke (vgl. Keough 2006, Morokvasic 2004). Aus der Abhängigkeit (west-)europäischer Ökonomien von (billigen) Arbeitskräften aus ›osteuropäischen‹ Ländern ließe sich für letztere theoretisch eine Verhandlungsposition hinsichtlich Bezahlung und Arbeitsbedingungen ableiten. An dieser Stelle erweist sich jedoch strukturelle Prekarisierung als integraler Bestandteil kontemporärer neoliberal-kapitalistischer Hierarchien, da Verhandlungspositionen durch unsichere Arbeits- und Einkommensmöglichkeiten, Armut und die damit einhergehende Abhängigkeit von (Lohn-)Arbeit erschwert oder gar verunmöglicht werden. Verstärkt und legitimiert werden diese Ungleichheiten durch die »kulturelle Prekarisierung« (Nowicka 2018) ›osteuropäischer‹ Arbeitskräfte, denen z.B. Qualifikationen und Kompetenzen aufgrund ihres ›Osteuropäisch-Seins‹ abgesprochen werden (vgl. Bauder 2005).

Dieses Zusammenspiel von Prekarisierung und Hierarchisierung von Arbeitsfeldern entlang vergeschlechtlichter, ethnisierter oder rassifizierter und klassistischer Kategorien wird in der Betrachtung der von den Teilnehmer*innen genannten Felder bisheriger (Lohn-)Arbeit deutlich. So nannten sie trotz ihrer unterschiedlichen Hintergründe v.a. den Reinigungssektor, Pflegearbeit, Gastronomie und Serviceindustrie, Landwirtschaft und den Bausektor als Felder ihrer Arbeitserfahrung. Hierbei handelt es sich um Tätig-

keiten, die in Deutschland verstärkt von – zu einem großen Anteil ›osteuropäischen‹ – Migrant*innen ausgeübt werden (vgl. Hess 2006, Rossow/Leiber 2017). Gleichzeitig werden diese Tätigkeiten trotz ihrer Zentralität für gesellschaftliche (Re-)Produktion in ›westeuropäischen‹ Ländern ökonomisch wie ideell betrachtet geringgeschätzt (vgl. Currie 2007, de Castro/Reigada/Gadea 2020, Mulvaney 2013, van Riemsdijk 2013). Ob diese Bewertung dadurch entsteht, dass diese Tätigkeiten v.a. von Migrant*innen ausgeübt werden, oder ob vielmehr v.a. Migrant*innen diese Tätigkeitsfelder zugewiesen werden, weil es sich bei ihnen um gesellschaftlich marginalisierte Gruppen handelt, stellt eine im Kontext der kapitalistischen Ko-Produktion ökonomischer und soziokultureller Hierarchien unauflösbare Frage dar. Festhalten lässt sich jedoch, dass die (Re-)Produktion dieser Arbeitshierarchien in Deutschland bzw. europaweit strukturell bedingt ist und gefördert wird, indem z.B. das Aufenthaltsrecht an die Ausübung einer Lohnarbeit gebunden wird oder – im Falle von EU-Bürger*innen – die Arbeitnehmerfreizügigkeit es ermöglicht, Arbeitsverhältnisse zu flexibilisieren und Beiträge zu Sozialleistungen aufseiten der Arbeitgeber*innen einzusparen.

Dabei ist abermals zu betonen, dass es sich bei ›osteuropäisch‹ nicht um eine fixe und eindeutig eingrenzbarere Kategorie handelt, sondern um eine von verschiedenen lokalen und historischen Gegebenheiten abhängige – und damit relationale – Konstellation verkörperlichter Merkmale und Zugehörigkeiten im Kontext vergeschlechtlichter, ethnisiert-rassifizierter und sozioökonomischer europäischer Hierarchien (vgl. Kapitel 5). Gerade im Zuge der politischen und sozioökonomischen Umbrüche seit den 1990er Jahren haben sich in allen im Rahmen dieser Arbeit berücksichtigten Herkunftsländern durchaus reiche Eliten und eine bürgerliche Mittelschicht etabliert (vgl. Gagyí 2021, Szelenyi/Szelenyi 1995), die von den beschriebenen Prozessen kaum oder anders als die Teilnehmer*innen betroffen waren. Damit einhergehende Zugänge zu finanziellen Ressourcen, höheren Bildungsabschlüssen (z.T. an ›westeuropäischen‹ Universitäten) und Anpassungsfähigkeiten an die Idealvorstellungen einer (west-)europäischen, weißen, cisheteronormativen und christlichen Mittelklasse tragen dazu bei, dass sich im Hinblick auf ihre regionale Herkunft osteuropäische Personen nicht per se in einer prekarierten Lebenssituation wiederfinden oder dass sie diese zumindest aufgrund dieser Ressourcen anders navigieren können (vgl. Jockenhövel-Schiecke 2017).

Wie jedoch Forschungsarbeiten zu Mittelklasse-Migrant*innen aus Ländern im östlichen Europa in Deutschland bzw. Westeuropa aufzeigen (ebd.), vermögen entsprechende finanzielle oder soziokulturelle Ressourcen es nicht immer, die Dichotomie zwischen (west-)europäisch und ›osteuropäisch‹ gänzlich aufzuheben. Gerade hier entfalten lokale Gegebenheiten und Hierarchien ihre Bedeutsamkeit. Denn während eine Abwertung ›Osteuropas‹ zwar als deutschlandweites Phänomen betrachtet werden kann, kommt diese Kategorie abhängig von lokalen Verhältnissen unterschiedlich zum Tragen. Im Falle von Berlin als deutscher Hauptstadt und Anlaufstelle für viele Menschen aus aller Welt werden z.B. soziokulturelle Hierarchisierungen am neoliberal-kapitalistischen Arbeitsmarkt mitunter aufgrund der größeren Konkurrenzsituation verstärkt. Dazu trägt ebenfalls bei, dass das Einkommensniveau in Berlin im Vergleich zu anderen deutschen Städten niedrig(er) liegt. So handelte es sich nicht bei allen Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts um Personen, die z.B. über geringe oder keine Bildungsabschlüsse verfügten. Einige Teilnehmer*innen studierten oder hatten

studiert, fanden sich aber dennoch in prekarierten Arbeitsverhältnissen wieder, da z.B. Abschlüsse ›osteuropäischer‹ Institutionen geringer bewertet wurden als vergleichbare Abschlüsse ›westlicher‹ oder ›westeuropäischer‹ Institutionen und sie dadurch angesichts hoher Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt schlechtere Chancen auf höher dotierte Jobs hatten.

In gewisser Weise traf dies auch auf Monika zu, die zwar keine höhere formale Ausbildung abgeschlossen hatte, aber als Künstlerin theoretisch zu verschiedenen Förder- und Finanzierungsprogrammen in Berlin Zugang gehabt hätte. Da ihre Kunst aber abseits queerer Subkulturen nur bedingt als solche anerkannt wurde und sie sich aufgrund ihres soziokulturellen Hintergrundes nicht den Idealen der Berliner bzw. deutschen cisheterosexuellen Mittelklasse-Kunstwelt anpassen konnte (und wollte), musste sie auf prekäre Gelegenheitsjobs zur Einkommensgenerierung zurückgreifen. Die Erfahrung prekärer Arbeitsbedingungen sowie die im Kontakt mit Kunden erfahrene Abwertung prägten ihre Wahrnehmung von Arbeitswelten. So verstand sie Lohnarbeit z.B. nicht als sinnstiftende Tätigkeit, sondern als Überlebensnotwendigkeit, die sich negativ auf ihre Lebensqualität auswirkte. Dass es sich somit bei Prekarisierung nicht nur um eine Frage der Arbeits- und Einkommensverhältnisse handelte, sondern sich aus ihr auch spezifische Subjektivitäten und Perspektiven ergaben, zeigte sich schließlich in den Narrativen vieler anderer Teilnehmer*innen.

Prekarisierung als verkörperlichte Erfahrung

»Ich wollte nicht mehr für fünf Euro putzen gehen, mich kaputt machen, da ist mir das [die Sexarbeit, Anm. UP] lieber«, erzählte Kasia. Das »Kaputtmachen«, die verkörperlichten Auswirkungen prekarierteter Arbeitsverhältnisse (außer- wie innerhalb der Sexarbeit) waren ein häufiges Thema in den Narrativen der Teilnehmer*innen. Körperlich anstrengende Arbeit z.B. im Pflege- oder Reinigungssektor führte zu Erschöpfung und gesundheitlichen Problemen, die durch lange Arbeitszeiten und mangelnde Freizeit verstärkt wurden – oder auch durch Alkohol- und Drogenkonsum als Kompensationsmechanismen, wie in Ewas Fall. Dass diese Erfahrungen, Unsicherheiten und Vulnerabilitäten mitunter alle Lebensbereiche der Teilnehmer*innen beeinflussten und bestimmten, und sie in alltäglichen Anstrengungen des Überlebens keinen Raum für ein ›gutes Leben‹ sahen, erinnert an die Charakterisierung von Prekarisierung als Zustand eines »unlebensbaren« (*unlivable*) Lebens, wie Butler (2015) es beschreibt:

»Perhaps we cannot use one word to describe the conditions under which lives becomes unlivable, yet the term ›precarity‹ can distinguish between modes of ›unlivability‹: those who [...] mark the condition of being part of a dispensable or expendable workforce for whom the prospect of a stable livelihood seems increasingly remote, and who live in a daily way within a collapsed temporal horizon, suffering a sense of a damaged future in the stomach and in the bones, trying to feel but fearing more what might be felt. How can one ask how best to lead a life when one feels no power to direct life, when one is uncertain that one is alive, or when one is struggling to feel the sense that one is alive, but also fearing that feeling, and the pain of living in this way? Under contemporary conditions of forced emigration and neoliberalism,

vast populations now live with no sense of a secure future, no sense of continuing political belonging, living a sense of damaged life as part of the daily experience of neoliberalism.« (Butler 2015: 201f)

So waren es auch für die Teilnehmer*innen nicht nur die konkreten körperlichen Probleme, die sich durch prekarierte Arbeit ergaben, sondern auch die mit Prekarisierung einhergehenden mangelnden Perspektiven und Aussichten auf Verbesserung, die ihre Lebensrealitäten maßgeblich prägten. Denn wie in Kapitel 4 diskutiert, handelte es sich bei den mobilen Orientierungen der Teilnehmer*innen mitunter um grausamen Optimismus (Berlant 2011) angesichts eines Verfangen-Seins in Lebensumständen, die zwar ein Leben, aber nicht die Verwirklichung eines ›guten Lebens‹ ermöglichten (vgl. Abschnitt 4.1). Denn den Teilnehmer*innen standen durchaus Möglichkeiten der Lohnarbeit zur Verfügung, allerdings nur unter Umständen, bei denen auch ein beinahe bis zur Selbstaufgabe reichender Arbeitseinsatz nicht dazu beitrug, ihren angestrebten Subjektivitäten näherzukommen.

An dieser Stelle eröffnet sich eine weitere Dimension der Verkörperung ›osteuro-päischer Zugehörigkeiten bzw. Zuschreibungen. Als für die Aufrechterhaltung europäischer Ökonomien notwendige Kategorie der Differenzierung und Hierarchisierung handelt es sich bei dem (dennoch relationalen und fluiden) Konzept des ›Osteuropäisch-Seins‹ um eine Kategorie, die nicht nur anhand verkörperlichter Merkmale festgeschrieben oder ausgedrückt wird, sondern durch die Prekarisierung derart kategorisierter Personen auch in die verkörperlichte Erfahrung und subjektive Wahrnehmung von Lebens- und Arbeitswelten eingeschrieben wird. Dass damit unter Umständen auch eine Internalisierung der eigenen Marginalisierung als ›osteuro-päisch‹ einhergeht, zeigt sich in den Erzählungen vieler Teilnehmer*innen, die zwar ihre Arbeitsbedingungen kritisieren, ihre Umstände insgesamt aber nicht grundlegend in Frage stellen, sondern ihre Subjektivitäten und soziokulturellen Positionierungen entlang derselben neoliberalen (west-)›europäischen‹ Ordnungen und Hierarchisierungen verhandelten, die ihre Marginalisierung bedingten (s. Abschnitt 7.2).

Butler betont in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit, diese Formen von Prekarisierung von dem Konzept der Sklaverei zu unterscheiden, was gerade im Kontext von Sexarbeitsdiskursen und der darin häufig auftretenden Gleichsetzung von Sexarbeit und Menschenhandel als Form »moderner Sklaverei« (vgl. Day 2009) eine zentrale Ergänzung zum Verständnis der Perspektiven, aber auch Handlungsmöglichkeiten der Teilnehmer*innen darstellt (vgl. Andrijasevic 2010, 2021, Cruz 2018, Finger 2016, Kempadoo/Sanghera/Pattanaik 2012, Le Breton 2011):

»Because contemporary forms of economic abandonment and dispossession that follow from the institutionalization of neoliberal rationalities or the differential production of precarity cannot for the most part be analogized with slavery, it remains important to distinguish among modalities of social death.« (Butler 2015: 201)

So macht auch Cruz (2018) darauf aufmerksam, dass die Erfahrungen von Migrant*innen in der Sexarbeit auf einem Kontinuum von »Arbeitsunfreiheiten« (*labor unfreedoms*) verortet werden müssen, das sich für Migrant*innen in der Kombination vergeschlechtlichter, rassifizierter und rechtlicher Faktoren als Ausdruck neoliberal-kapitalistischer

(Re-)Produktionsordnungen in vielen Bereichen ergibt (ebd.: 88). Dass Sexarbeit sich so in einigen Punkten nicht von allgemein prekarierten Arbeitsbedingungen für Migrant*innen unterscheidet, wurde auch in den Erzählungen der Teilnehmer*innen deutlich. Dies bestätigt die Notwendigkeit, Sexarbeit angesichts prekariierter Arbeitswelten nicht (nur) als Sonderfall darzustellen, sondern Abhängigkeiten und Ausbeutungsmechanismen als breit gefächertes Problem, gerade im Kontext kontemporärer kapitalistischer *supply chains*, zu begreifen (Andrijasevic 2021). Auch die Motivationen der Teilnehmer*innen und anderer Migrant*innen für die Involvierung in Sexarbeit müssen in diese breiteren Kontexte eingebettet werden.

Sexarbeit als (scheinbarer) Ausweg

Butler stellt die erwähnten Ausführungen in Zusammenhang mit der Frage, wie ein »gutes Leben« im »schlechten« geführt werden kann (Butler 2015: 193ff). Wie oben zitiert, schien zumindest Ewa mit bzw. durch Sexarbeit eine Antwort auf diese Frage gefunden zu haben. Damit propagierte sie jedoch keineswegs Sexarbeit selbst als »gute« Tätigkeit. Vielmehr war sie ein Mittel, ihrem prekarierten »schlechten« Leben zu entkommen und ihre Vorstellungen eines »guten Lebens« zu verfolgen (vgl. Kapitel 4). Dass die Aufnahme der Sexarbeit somit keine Entscheidung explizit für Sexarbeit, sondern v.a. gegen andere prekäre Arbeitsverhältnisse als erhoffter Ausweg aus der Prekarisierung darstellte, war ein wiederkehrendes Narrativ in den Erzählungen vieler anderer Teilnehmer*innen.

»I am staying in sex work because it can make a lot of money fast. It provides me with financial stability«, erklärte z.B. Irina. Ihre Situation veranschaulichte, dass nicht nur armutsbetroffene Migrant*innen ohne Zugang zu formaler Bildung von Formen der Prekarisierung betroffen waren (vgl. Amesberger 2019), denn Irina verfügte über einen Studienabschluss und umfangreiche Sprachkenntnisse. Ihre finanziell prekäre Situation ergab sich allerdings in Kombination aus den für sie als russische Staatsbürgerin geltenden Visabestimmungen für Studierende und dem Umstand, dass sie als ›Osteuropäerin‹ auf dem Berliner Arbeitsmarkt schlechtere Chancen hatte. Obwohl für sie zwar die Aussicht auf eine etwaige Stabilisierung ihrer Verhältnisse nach Abschluss ihres Studiums (und einer Jobsuche in anderen Städten bzw. Ländern) bestand, war ihr Studium in Berlin von ständigen finanziellen Sorgen begleitet. Derartige Sorgen waren für viele Teilnehmer*innen ein ausschlaggebender Grund für ihre Involvierung in Sexarbeit. In Irinas Worten zeigte sich aber, dass dabei nicht nur die Deckung eines unmittelbaren finanziellen Bedarfs im Vordergrund stand, sondern auch die Möglichkeit von bzw. Hoffnung auf Stabilität in einer anderweitig instabilen und prekarierten Lebenssituation.

Wie bereits in Kapitel 4 angesprochen, zeichnete sich für einige Teilnehmer*innen Sexarbeit auch durch die Möglichkeit einer flexiblen Arbeits(-zeit-)gestaltung aus. Den entsprechenden Teilnehmer*innen ging es dabei nicht bloß um einen Wunsch nach mehr Freizeit, sondern in Anbetracht äußerst langer Arbeitszeiten in anderen Bereichen auch darum, überhaupt ein Leben abseits der Lohnarbeit zu führen. Die Kombination aus (potenziell) größerer finanzieller und zeitlicher Flexibilität eröffnete die Möglichkeit oder Hoffnung, bestimmte »europäische« Subjektivitäten abseits prekariierter Arbeitswelten zu verwirklichen (vgl. Abschnitt 4.1 und 4.2). Insofern erwies sich Sex-

arbeit durchaus nicht als ein Job wie jeder andere – aus Sicht vieler Teilnehmer*innen jedoch v.a. dahingehend, dass Sexarbeit im Vergleich zu anderen ihnen zugänglichen Arbeitsfeldern (vermeintlich) Vorteile hinsichtlich ihrer mobilen Orientierungen bot.

Aus vielerlei Gründen, die bereits in vorangegangenen Kapiteln angesprochen wurden und auch in den folgenden Abschnitten diskutiert werden, handelte es sich bei Sexarbeit jedoch um eine äußerst ambivalente Alternative zu anderen prekären Arbeitsverhältnissen. Denn obwohl die Teilnehmer*innen durch Sexarbeit manche Ausdrucksformen von Prekarisierung überkommen konnten oder wollten, war Sexarbeit selbst eine auf verschiedenen Ebenen prekäre Tätigkeit, die ebenfalls Abhängigkeiten, Ausbeutungsmöglichkeiten und verkörperlichte Erfahrungen von Prekarisierung bedingte. Schließlich baut das weitreichende und vielfältige Angebot von Sexarbeit ebenso auf einer *supply chain* auf, im Rahmen derer die skizzierte Marginalisierung (nicht nur) ›osteuropäischer‹ Migrant*innen die Verfügbarkeit billiger(er) Sexarbeit gewährleistet, die zur Deckung des Bedarfs an sexuellen Handlungen zur Verwirklichung individualisierter sexueller Subjektivitäten im (auch sexuell) neoliberalen (West-)›Europa‹ notwendig ist (vgl. Agustín 2006). Bevor ich mich der Frage zuwende, inwiefern Sexarbeit dabei auch hinsichtlich der für sie spezifischen Formen von Gewalt nicht als ein Job wie jeder andere zu verstehen ist, widme ich mich im folgenden Abschnitt der Frage, wie die ambivalente Position von Sexarbeit bereits in der durch sie eröffneten Möglichkeit der Verhandlung (ost-)›europäischen‹ Subjektivitäten deutlich wird.

7.2 Ambivalente Kämpfe um Anerkennung und sozialen Aufstieg

»Ich geh zwölf Stunden am Tag arbeiten, und ich zahle meine Steuern und alles, und ich klau nicht, und ich nehme kein Geld vom Staat. Ich brauche sowas eigentlich gar nicht, weil so lange ich jung bin, verdiene ich selber mein Geld, ja!«, postulierte Felicia energisch in einer Mischung aus akzentbehaftetem Hochdeutsch und Berlinerisch. Evoziert wurde diese Aussage durch Felicias Ärger über die einseitige mediale Darstellung ›osteuropäischer Prostituierter‹ in Deutschland. In unserem Gespräch grenzte sie sich jedoch nicht nur von der Annahme ab, dass alle ›osteuropäischen Prostituierten‹ Zuhälter hätten. Viel mehr noch präsentierte sie sich als fleißig arbeitende Person in Abgrenzung zu einer für sie diesen Darstellungen ebenso inhärenten Zuschreibung, dass ›osteuropäische‹ Migrant*innen arm und faul seien (vgl. Abschnitt 5.3). Für Felicia hatte Sexarbeit als Form von Lohnarbeit also nicht nur eine Bedeutung als Einnahmequelle: (Lohn-)Arbeit besaß für sie auch einen ideellen Wert.

Felicias Betonung ihrer finanziellen Selbstständigkeit durch Lohnarbeit in Abgrenzung von denjenigen ›Osteuropäer*innen‹, die von staatlicher Unterstützung abhängig waren, lässt sich dabei als Ausdruck neoliberaler Verständnisse von Zugehörigkeiten und *citizenship* verstehen, die Arbeit, Erwerbstätigkeit und Leistung als Grundlage gesellschaftlicher Teilhabe konzipieren (Matejskova 2013a: 986ff). Demgegenüber wird Armut und Abhängigkeit von Sozialleistungen als individuelles Fehlverhalten interpretiert, was einerseits die oben skizzierten strukturellen Hintergründe von Armut und Prekarisierung verschleiert und andererseits Betroffene zudem als ›leistungsunwillige‹ oder ›faule‹ Personen stigmatisiert (Ivasiuc 2017: 3f). Diese Zusammenhänge zwischen leis-

tungsorientierter Arbeit, Ansprüchen auf gesellschaftliche Teilhabe und rechtlichen wie soziokulturellen Definitionen von (Staats-)Bürgerschaft und Zugehörigkeiten werden auch im aktuellen Migrationsrecht und entsprechenden Regulierungen in Deutschland (und darüber hinaus) deutlich, im Rahmen derer Ansprüche auf Sozialleistungen oder die Erlangung der deutschen Staatsbürgerschaft an Erwerbstätigkeit und ausreichendes Einkommen geknüpft sind (vgl. Matejskova 2013a).

In den europäischen (post-)sozialistischen Ländern wurde bis in die Wendejahre der späten 1980er bzw. der frühen 1990er Jahre eine etwas anders gelagerte soziokulturelle Interpretation von Arbeit propagiert und gelebt, die zwar ebenso Arbeit eine wichtige Bedeutung zuwies (Stout 2014: 2f), sie aber als eine vom Staat zur Verfügung gestellte Grundlage kollektiver Zugehörigkeiten definierte (Matejskova 2013a: 993ff). Da die meisten Teilnehmer*innen jedoch erst in den 1980er und 1990er Jahren geboren wurden, ist ein direkter Bezug zu diesem Arbeitsverständnis anzuzweifeln. Nicht auszuschließen ist aber, dass ein derartiges Arbeitsverständnis durch die Eltern oder breitere familiäre bzw. soziale Netzwerke tradiert wurde. Wie Matejskova (ebd.) in diesem Zusammenhang aufzeigt, ist eine derartige Auffassung von Arbeit mit neoliberaler Arbeitsethik nicht inkompatibel, sondern trägt mitunter zu einer verstärkten Internalisierung der Abwertung von z.B. Arbeitslosigkeit bei, die sich auch in Felicias Worten wiederfindet. Denn wie auch Chelcea und Druță (2016) zeigen, haben sich die ehemals sozialistischen Länder Europas nicht trotz, sondern auch wegen ihrer sozialistischen Vergangenheit zu Regionen entwickelt, in denen neoliberale Arbeits- und Wertvorstellungen mitunter weiter verbreitet sind als in den weitaus länger neoliberal-kapitalistischen Ländern im Westen Europas.

Vor diesem Hintergrund war Sexarbeit für Felicia jedenfalls nicht bloß eine Einnahmequelle, sondern auch eine Möglichkeit, sich als ›osteuropäische‹ Migrantin gesellschaftliche Anerkennung durch »harte Arbeit« zu verdienen, die ihr allerdings aufgrund der moralischen Abwertung der Sexarbeit verwehrt blieb. Nicht nur für sie ergab sich aus diesem Spannungsfeld ein komplexes Gefüge aus Handlungsspielräumen und Aushandlungsnotwendigkeiten der eigenen Subjektivitäten und Positionalitäten in deutschen Arbeitsmärkten und soziokulturellen Hierarchien. Diese Verhandlungen wurden dabei nicht nur durch Sexarbeit bzw. das Einkommen aus der Sexarbeit ermöglicht oder bedingt, sondern fanden auch innerhalb der Sexarbeit statt. Dabei zeigte sich, dass Handlungsspielräume der Teilnehmer*innen ebenso auf verschiedenen Aus- und Abgrenzungen anderer (arbeitsloser, sexarbeitender, armer, z.T. ›osteuropäischer‹ und/oder entlang ethnisch-rassifizierter Kategorien abwertend beurteilter) Personen beruhten, und ihre individuellen Aushandlungen damit strukturelle Differenzierungen und Hierarchisierungen gleichzeitig herausforderten *und* reproduzierten.

Sexarbeit als Raum der Verhandlung neoliberaler ›europäischer‹ Zugehörigkeit

»Also ehrlich gesagt, es gibt ja Leute, die nicht arbeiten gehen, keinen Bock haben, um fünf Uhr morgens aufzustehen und arbeiten zu gehen und nur auf das Geld vom Staat warten. Und so wird das nichts. Wie viele wissen, wir haben ja jetzt einen deutschen Präsidenten [in Rumänien, Anm. UP] und der versucht, alles zu machen, aber wenn die Leute nicht mitmachen, dann sind sie selber schuld. Aber da denkt man automatisch, war-

um ist Rumänien arm, oder warum ich habe morgen nichts zum Essen, aber das sind ja die Leute, die das selber machen«, führte Felicia weiter aus. In ihren Worten wurde nicht nur die Abwertung von Arbeitslosigkeit als persönliche Verfehlung deutlich, sondern auch die Verbindungen, die Felicia in diesem Zusammenhang mit verschiedenen europäischen ethnisiert-nationalistischen Zuschreibungen sah.

Bei dem erwähnten »deutschen« Präsidenten handelte es sich um Klaus Iohannis, der als erstes Mitglied der deutschsprachigen Minderheit in Rumänien im Jahr 2014 zum Präsidenten des Landes gewählt wurde. Dass Felicia die ethnische Zugehörigkeit des Präsidenten besonders hervorhob, muss hier einerseits im spezifischen Kontext rumänischer Geschichte und dem Umgang mit und der Bewertung der deutschsprachigen Minderheit im Land betrachtet werden (vgl. Cercel 2019). Die positive Bewertung des (auch) Deutsch-Seins des rumänischen Präsidenten war andererseits an eine Bewertung Deutschlands als Idealbild von Fortschritt und Leistungsfähigkeit anschlussfähig, die auch von Teilnehmer*innen aus anderen Herkunftsländern geteilt wurde. Diese Vorstellung speiste sich aus den für die Teilnehmer*innen frustrierenden Erfahrungen mit prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen in ihren jeweiligen Herkunftsländern. Demgegenüber wirkten hegemoniale Vorstellungen der v.a. in ›Westeuropa‹ verwirklichten bzw. verwirklichtbaren Vorteile ›europäischer‹ Einigkeit als Inspiration für eine Idealisierung u.a. Deutschlands als (imaginiertem) Raum, in dem Wohlstand und Sicherheit verwirklicht werden konnten. Auch an diesem Punkt zeigt sich, dass die Migrationsbewegungen der Teilnehmer*innen nicht bloß durch finanzielle Kalkulationen bedingt waren, sondern auch durch ideelle Vorstellungen, deren Ursprung (auch) in der Selbstdarstellung ›westeuropäischer‹ Länder als Zentrum europäischer Werte und Erfolge liegt.

Weder Felicia noch viele andere Teilnehmer*innen verfolgten dabei das Ziel, explizit Teil der ›deutschen‹ Gesellschaft bzw. eines ›deutschen‹ Kollektivs zu werden. Schließlich beschrieb sich Felicia auch als Person, der Rumänien »im Blut« lag (vgl. Abschnitt 5.3) und die ähnlich wie z.B. Jelena ihre Herkunft »nicht leugnen« wollte. Auch wenn sich in Felicias Narrativ zwar eine teilweise Internalisierung der Abwertung ›Osteuropas‹ widerspiegelte, so war ihre Motivation, in Deutschland zu arbeiten, gleichermaßen von dem Ansinnen geprägt, sich als Rumänin als Teil eines ›europäischen‹ Kollektivs zu behaupten. Dass hartes Arbeiten, Steuern, (finanzielle) Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von staatlichen Leistungen darin eine zentrale Rolle einnahmen, zeigt die enge Assoziation hegemonialer Europavorstellungen mit neoliberalen Ideen von Zugehörigkeit und *citizenship* (vgl. Hansen 2000). Dass sie insbesondere Deutschland als Raum nutzen wollte, um eine derartige Subjektivierung zu verfolgen, verdeutlicht zudem, dass diese Vorstellungen trotz vermeintlicher europäischer Gemeinsamkeiten auf Hierarchisierungen europäischer Nationalstaaten aufbauen.

Die Umsetzung dieser Vorstellungen war für die Teilnehmer*innen in Deutschland jedoch aufgrund ihrer strukturellen Ausschlüsse als ›Osteuropäer*innen‹ schwierig. Während Sexarbeit in diesem Zusammenhang für einige Teilnehmer*innen eine Möglichkeit darstellte, prekären und insbesondere gering bezahlten Arbeitsverhältnissen zu entkommen, erschwerte der Einstieg in eine gesellschaftlich stigmatisierte Tätigkeit gleichzeitig Bemühungen um eine im Kontext soziokultureller Moralvorstellungen verortete Anerkennung als arbeitendes Subjekt. Insofern hatte Felicia viel an dieser Stigmatisierung zu kritisieren, allerdings nicht nur in Bezug auf die Viktimisierung

›osteuropäischer Prostituierter‹, die Personen wie ihr jegliche Handlungsfähigkeiten absprach. Ebenso störte sie, dass aufgrund der engen Verknüpfung von Sexarbeit mit hegemonialen geschlechterspezifischen Vorstellungen von Sexualität die *Arbeit* in der Sexarbeit nicht wahrgenommen wurde:

»Viele denken, die geht auf Arbeit, macht die Beine breit, hat ihren Spaß und kriegt auch Geld dafür, stimmt aber alles nicht. Viele sagen zu uns Schlampen, es ist ja keine Schlamperei, viele wissen ja auch nicht, dass die Gäste mal riechen, oder es Gäste gibt, die nicht so nett sind, dann versuchen wir die Situation wieder zu regeln. Die wissen alle nicht wie anstrengend das ist, die zwölf Stunden zu arbeiten, das wissen die Leute alles nicht. Also für die Leute ist Arbeit wahrscheinlich was anderes. Und wer den Job nicht kennt, denkt, da gibt es Spaß und Geld, stimmt alles nicht. Also natürlich hast du auch Spaß, auch dein Geld, aber dann musst du dich auch mit Situationen abfinden, wo die Gäste Idioten sind und da, glaube ich, hast du keinen Spaß mehr.«

Wenn Felicia also für ein Verständnis ihrer Tätigkeit als Arbeit eintrat, tat sie das nicht, um Sexarbeit als besonders ›gute‹ oder gar problemfreie Arbeit zu propagieren. Vielmehr wandte sie sich damit gegen eine Auffassung von Sexarbeit als einer ›einfachen‹ bzw. keiner ›richtigen‹ Arbeit, insbesondere für Frauen, die dafür vermeintlich nur ›die Beine breit‹ machen mussten. Ebenso verwehrte sich Felicia einer Verknüpfung von Arbeit und »Spaß«, was sich einerseits als Kritik eines neoliberalen (Lohn-)Arbeitsverständnisses interpretieren lässt, im Rahmen dessen Arbeit als Form der Selbstverwirklichung und Vergnügen propagiert wird. Dass sie andererseits v.a. Anstrengung als bestimmendes Merkmal gesellschaftlich anzuerkennender Arbeit definiert, ist jedoch wiederum anschlussfähig an die Idealisierung von Leistung bis hin zur (Selbst-)Ausbeutung im Kontext neoliberaler Arbeitsmärkte. Diese Auffassung drückt sich auch in ihrer zuvor zitierten Abgrenzung von denjenigen Personen aus, die nicht (lohn-)arbeiten und somit (vermeintlich) keinen gesellschaftlichen Beitrag leisten. Insgesamt lässt sich Felicias Selbstdarstellung als hart arbeitendes (und Steuern zahlendes) Subjekt somit als Ausdruck komplexer Verhandlungen ihrer Positionierung im Kontext neoliberaler Prekarisierung, ethnisiert-rassifizierten ›europäischen‹ Arbeitshierarchien und hegemonialer Moralordnungen verstehen. In diesem Rahmen eröffnet Sexarbeit Möglichkeiten sozialer Mobilität und reproduziert gleichzeitig sozioökonomische Hierarchien. Denn die moralisch ambivalente Position von Sexarbeit bedingt den Rückgriff auf arbeits- und leistungs-basierte Abgrenzungsmechanismen zum Ausdruck der angestrebten Zugehörigkeit zu einem »hart arbeitenden« ›europäischen‹ Kollektiv – gerade auch wegen der erlebten moralischen Abwertung. Neben der Interpretation bzw. Betonung von Sexarbeit als »harter Arbeit« als Ausdruck (neoliberaler, west-)›europäischer‹ Subjektivitäten standen für manche Teilnehmer*innen die durch Sexarbeit erworbenen finanziellen Mittel als Möglichkeit der Verhandlung ihrer sozioökonomischen und soziokulturellen Positionierungen im Vordergrund.

Verhandlungen von Klassenzugehörigkeiten durch Sexarbeit

»Und man braucht nicht lügen, das Geld reizt extrem. Vor allem Mädchen, ich denke sogar in der heutigen Zeit noch mehr als mich früher«, spekulierte Joanna hinsichtlich

der Motivationen junger Frauen, mit der Sexarbeit anzufangen. Als ich nachfragte, ob der Reiz darin läge, dass es viel Geld sei, antwortete sie:

»Es ist schnelles Geld und das ist einfach. Ich sehe Mädels, die einfach mal mit zehn [Jahren, Anm. UP] ein iPhone haben et cetera und ich meine, das kostet ja alles Geld. Und irgendwann willst du mehr, schöne Handtaschen, schöne Schuhe et cetera, das verleitet glaube ich schon. [...] Ich glaube, wenn man einmal drin ist, kommt man nicht so schnell raus, das ist einfach das, man lernt diesen schnellen Verdienst, und oft hat man Situationen. Ich weiß während meiner Abizeit, oder während meiner Ausbildung war das Geld halt knapp, das Azubigeld, und die Kosten sind hoch, Miete et cetera und dann greift man immer wieder mal dazu, um sich auch was zu gönnen. Und wenn man es einmal gemacht hat, hat man nicht mehr diese moralische Bremse, dann ist es einfach, man macht's.«

Joanna präsentierte damit eine Interpretation von Sexarbeit, die sich an mehreren Punkten von Felicias Betonung der harten Arbeit wesentlich unterschied. Deutlich wird die Zentralität des »Geldmachens« nicht nur als (Über-)Lebensnotwendigkeit, sondern gerade für prekarierte bzw. armutsbetroffene Personen auch als Ausdruck von Unabhängigkeit, Emanzipation und eines bestimmten Lebensstandards (vgl. Abschnitt 4.1). Dass sie Sexarbeit in diesem Zusammenhang als »einfach« bezeichnet, bedeutet ähnlich wie in Felicias Ausführungen nicht, dass es sich dabei um eine einfache oder problemlose Tätigkeit handelt, sondern dass Sexarbeit einen im Kontext prekarierteter Arbeitswelten (scheinbar) einfach(er)en Weg darstellt, schnell (viel) Geld zu machen. Moralische Überlegungen und Bewertungen spielten auch für sie dabei eine Rolle, allerdings v.a. als Hürde, die überwunden werden muss, um der Tätigkeit nachgehen zu können. Im Vergleich zu Felicias Argumentation entfaltet sich an diesem Punkt die Vielschichtigkeit der mit der Aufnahme der Sexarbeit einhergehenden Verhandlungen moralischer Positionierungen angesichts prekärer Lebenssituationen. Während für Felicia Sexarbeit die moralisch »bessere« Option zur Einkommensgenerierung im Gegensatz zum Stehlen oder zu Sozialleistungen war, interpretierte Joanna die moralische Stigmatisierung von Sexarbeit als »Bremse«, die zwar zunächst von einem Einstieg abhalten konnte, aber dann, sobald überwunden, kein Hindernis mehr darstellte (und dennoch nicht ganz verschwunden war).

Während die Frage der Subjektivierung als (hart) arbeitende Person durch Sexarbeit für Joanna nicht im Vordergrund stand, erwiesen sich in ihrer Beschreibung die Relationalitäten zwischen Einkommensgenerierung, moralischen Fragen und mobilen Orientierungen in Richtung eines Lebensstandards (west-)europäischer Mittelklassen als zentrales Spannungsfeld. Dahinter lässt sich ein weiterer Ausdruck von Prekarisierung erkennen: Joanna und weitere Teilnehmer*innen verfügten durchaus über andere Einkommensmöglichkeiten bzw. in Joannas Fall zum Zeitpunkt der Forschung auch über weitere Einkommensquellen. Mit diesen jedoch meist gering bezahlten und teilweise informellen Jobs ließen sich zwar die notwendigsten Ausgaben abdecken, doch die angestrebte sozioökonomische Mobilität wurde durch die prekären Arbeitsbedingungen in diesen Jobs verunmöglicht.

An diesem Punkt traten besonders geschlechterspezifische ökonomische Ungleichheiten zutage, da sich gerade die Teilnehmerinnen in aufgrund ihrer Feminisierung ge-

ring bezahlten (Teilzeit-)Jobs wiederfanden. Die (oftmals alleinerziehenden) Mütter unter ihnen hatten aufgrund der Kinderbetreuung zusätzliche finanzielle Verpflichtungen zu erfüllen (vgl. Abschnitt 4.2). Joannas Aussage ergänzt diese Problematik um einen weiteren Punkt, nämlich den Wunsch, sich »etwas zu gönnen« oder teure (Luxus-)Güter zu erwerben. Dieser Wunsch wird in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Armut und Prekarität als individuelles Fehlverhalten mitunter moralisch negativ bewertet – etwa als den prekären Umständen entsprechend unangemessen oder »gierig«. Diese Bewertung lässt sich jedoch als Festschreibung sozioökonomischer Klassenhierarchien verstehen. Im Rahmen neoliberaler Ordnungen wird konsumorientiertes Verhalten und der Erwerb materieller (Luxus-)Güter durchaus als positiver Ausdruck von Zugehörigkeiten zu (in diesem Fall) einer (west-)›europäischen‹ Mittelklasse interpretiert, gleichzeitig aber armutsbetroffenen Personen nicht zuerkannt.

So muss der Wunsch nach »schönen Schuhen« oder teuren Smartphones für die Teilnehmer*innen nicht ausschließlich als Anpassung an neoliberale Ideale von Konsum gewertet werden. Gerade für armutsbetroffene und prekarierte Personen ist diese Art von Konsum gleichermaßen notwendig für das Überkommen einer Wahrnehmung als ›arm‹ und als Ausdruck (vergeschlechtlichter) sozialer Positionierungen in einer Gesellschaft, in der Reichtum nicht nur über den Kontostand, sondern auch durch das Tragen bestimmter Kleidung, Anpassung an bestimmte Schönheitsnormen und Ähnliches ausgedrückt wird. Da, wie in Kapitel 5 thematisiert, Verkörperlichungen von arm und reich auch entlang von Ost-West-Dichotomien interpretiert werden, handelte es sich für die Teilnehmer*innen bei diesen Aushandlungsprozessen schließlich auch um eine Frage nicht nur ihrer sozioökonomischen, sondern auch (west- oder ost-)›europäischen‹ Zugehörigkeiten.

In Joannas Worten zeigen sich zudem nicht nur die Möglichkeiten, sondern auch manche Abhängigkeiten, die sich durch die Aufnahme der Sexarbeit ergeben können; deutlich werden sowohl die strukturellen Dimensionen von Prekarisierung als auch deren Verschleierung durch individualisierte neoliberale Vorstellungen von Erfolg durch (schnelles) »Geldmachen«. So ist zu bedenken, dass der Lebensstandard ›europäischer‹ Mittelklassen – abgesehen von wenigen idealisierten Ausnahmen – nicht ausschließlich durch Lohnarbeit gewährleistet wird, sondern durch u.a. familiäres finanzielles und/oder soziokulturelles Kapital, auf das die meisten Teilnehmer*innen nicht zurückgreifen konnten. Sexarbeit als eine Form des schnellen Geldmachens ermöglichte in diesem Zusammenhang v.a. akute bzw. temporäre Möglichkeiten einer Verbesserung des Lebensstandards und des materiellen Ausdrucks sozialen Aufstiegs, kann die zugrundeliegenden sozioökonomischen Ungleichheiten allerdings nur bedingt aufheben. Ewas Betonung ihres »guten Lebens« zeigt dahingehend, dass ein (teilweiser) Ausweg aus Prekaritäten durch Sexarbeit jedoch nicht gänzlich unmöglich ist und auch individuelle Eigenschaften wie Umgang mit Geld, soziale Kompetenzen und Ähnliches als differenzierende Faktoren berücksichtigt werden müssen.

Die Ausführungen von Joanna und anderen Teilnehmer*innen verdeutlichen dennoch, dass diese individuellen Dimensionen nicht ausreichend sind oder sein können, um strukturellen Prekaritäten zu entgehen. So bedeutet die Notwendigkeit oder der Wunsch, (teure) materielle Ausdrucksformen soziokultureller Zugehörigkeiten finanziell zu erwerben, vor dem Hintergrund der Prekarisierung z.B. auch, dass Geld immer

wieder ausgegeben werden muss und nicht gespart werden kann. Ergeben sich in derartigen Situationen finanzielle Notfälle, kann es trotz eines höheren Einkommens in der Sexarbeit zu Schulden und Kreditobligationen kommen, die wiederum bedingen, dass schnell mehr Geld gemacht werden muss. Wie Joanna es beschrieb, bietet sich Sexarbeit in diesen Situationen als etwas an, auf das zurückgegriffen werden kann, was wiederum auch die finanzielle Abhängigkeit von der Sexarbeit verstärkt.

Betroffen von derartigen Wechselwirkungen sind bei Weitem nicht nur migrantische Sexarbeiter*innen aus östlichen EU-Ländern. Allerdings ergeben sich für diese Gruppe spezifische Verstärkungen dieser Probleme durch die arbeits- und migrationsrechtlichen Rahmenbedingungen in Deutschland in Kombination mit der marginalen bzw. ambivalenten Position der Sexarbeit in diesem Kontext. Gerade die Interdependenzen zwischen sozialrechtlichen Einschränkungen für EU-Bürger*innen und der Ausübung von Sexarbeit als selbstständige Tätigkeit bedingten zahlreiche Ausschlüsse der Teilnehmer*innen aus verschiedenen, wenn nicht sogar allen Bereichen des deutschen Sozialsystems (vgl. Probst 2022), das in derartigen Fällen eine Möglichkeit der Absicherung hätte darstellen können (vgl. Abschnitt 5.3).

Professionalisierung und die *Whorearchy* als Momente der (Re-)Produktion von Prekarisierung innerhalb der Sexarbeit

Daneben waren es aber auch Teilnehmer*innen selbst, die Sexarbeit abseits staatlicher und steuerlicher Regulierung ausüben wollten, da sie – anders als z.B. Felicia – Sexarbeit als Möglichkeit der Subjektivierung als von jeglichen Unterstützungen und Interventionen unabhängige Personen interpretierten. Dem zugrunde liegt (u.a.) der Umstand, dass sich im Zuge der skizzierten sozioökonomischen Transformationen und Adaptionen neoliberaler Logiken in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen auch die Sexarbeit selbst verändert hatte (vgl. Abschnitt 3.3). Bernstein (2007) beschreibt diese Prozesse als einen Wandel sexueller Ökonomien hin zu einer »postindustriellen« Sexindustrie, die sich u.a. durch eine Diversifizierung und Spezialisierung sexueller Angebote und eine räumliche Fragmentierung auszeichnet, bei der auch die Grenzen zwischen »privaten« und »öffentlichen« Räumen für kommerzielle sexuelle Interaktionen verschwimmen (ebd.: 170). Verstärkt werden diese Entwicklungen durch die zunehmende Digitalisierung der Sexindustrie, die zahlreiche virtuelle Räume eröffnete und damit neue Märkte und Möglichkeiten der Vermarktung erschloss (ebd.). Damit einher ging eine Anpassung an bzw. Adaption von individualisierten (Selbst-)Vermarktungslogiken und -möglichkeiten, aber auch die Notwendigkeit einer »zielgruppenorientierten« differenzierten Bewerbung der eigenen Angebote, die wiederum Konkurrenz und Leistungsdruck verstärkte.

Damit werden auch Stratifizierungen und Hierarchisierungen innerhalb der Sexarbeit (re-)produziert. Denn wie gerade das Beispiel der Berliner Sexarbeitslandschaft zeigt, führten diese Prozesse nicht zum gänzlichen Verschwinden anderer Arbeitsformen wie z.B. den von Bernstein als Ausdruck »industrieller« Sexarbeit kategorisierten Straßenstrichen (ebd.). Insofern verbirgt sich hinter dem Begriff Sexarbeit ein aktuell äußerst diversifiziertes Feld, innerhalb dessen verschiedene Formen von (Lohn-)Arbeit vertreten sind. So lässt sich z.B. die Arbeit auf dem Straßenstrich eher im Kontext pre-

kärer informeller Arbeit verorten (vgl. Shah 2014), während z. B. auf Online-Portalen inserierende und an unterschiedlichen geographischen Orten arbeitende Escorts in ihrem Arbeitsmodus mehr Ähnlichkeiten zu (u. U. ebenso prekären) ›digitalen Nomad*innen‹ (Woldoff/Litchfield 2021) aufweisen. Dies bedingt nicht nur unterschiedliche Arbeitsbedingungen, Problemstellungen und Möglichkeiten der Einkommensgenerierung, sondern auch verschiedene Möglichkeiten der Subjektivierung in der bzw. durch die Sexarbeit.

Für Ewa stellte die Arbeit als Escort z. B. eine Möglichkeit dar, sich als selbstständige Unternehmerin zu präsentieren, die ihr Geschäft bewusst und gewinnbringend betrieb. In unserem Gespräch beschrieb sie diesbezüglich nicht nur ausführlich ihre Marketingstrategien, die sie strukturiert und organisiert verfolgte, sondern stellte sich zudem auch als Arbeitgeberin für einen Fahrer dar, der sie zu ihren Kundenterminen brachte, die oft dicht getaktet waren, um ihr neben der Arbeit noch ausreichend Freizeit zu ermöglichen. Im Zusammenhang damit legte sie auch Wert auf den Lebensstandard ihrer Kunden und pflegte gewisse Standards ihrerseits bezüglich möglicher Treffpunkte für Kundentermine, z. B. in gehobenen Restaurants der Stadt. Im Vergleich zu ihrer Tätigkeit als Hotelfachfrau bot ihr die Sexarbeit viel mehr als eine bessere Einkommensmöglichkeit. Früher prekäre Angestellte, war sie nun selbstständig und konnte sich in der (oberen) Mittelklasse bewegen und sich als Teil derselben präsentieren. So verweigerte sie bei unserem Treffen auch die Aufwandsentschädigung von zwanzig Euro, weil es sich dabei für sie um eine vernachlässigbare Summe handelte und sie das Geld »nicht brauchte«. Diese insbesondere im Kontext von (mittel- bis hochpreisiger) Escort-Arbeit gegebene Möglichkeit zur Subjektivierung als erfolgreiche Unternehmer*in ermöglichte es zudem, die mit der Tätigkeit einhergehende Stigmatisierung und moralische Bewertung zu nivellieren (vgl. Hester/Stardust 2020) – was durchaus auch in Ewas Selbstrepräsentation mir gegenüber als erfolgreiche Geschäftsfrau zu berücksichtigen ist.

Während sich in Ewas Selbstdarstellung deutlich eine Anlehnung an neoliberale Ideale von finanziellem Wohlstand und beruflicher Unabhängigkeit abzeichnete, waren derartige Möglichkeiten der Subjektivierung nicht in allen Feldern der Sexarbeit bzw. für alle sexarbeitenden Personen gleichermaßen gegeben. So setzte Ewas Arbeitsweise u. a. umfangreiche Sprachkenntnisse in Deutsch und Englisch voraus, ebenso wie Kenntnisse in der Bildbearbeitung, im Online-Marketing u. Ä., die sie sich in ihren bisherigen Ausbildungen angeeignet hatte. Teilnehmer*innen ohne derartige Fähigkeiten waren Ewas Arbeitsbereiche entweder von vornherein nicht zugänglich oder sie konnten bzw. mussten sie anders navigieren (vgl. Abschnitt 3.3). Zusätzlich verfolgten auch nicht alle von ihnen eine derartige Subjektivierung als Geschäftsfrau, sondern gingen der Sexarbeit aus anderen Gründen nach. Da die Sexarbeit allerdings selbst nicht außerhalb neoliberal-kapitalistischer Arbeitslogiken operierte, sah sich Ewa dennoch in einer Konkurrenzsituation zu anderen sexarbeitenden Frauen, insbesondere im Kontext der breit gefächerten Sexarbeitslandschaft Berlins.

Diese Konkurrenzsituation bedingte für Ewa die Notwendigkeit einer Spezialisierung bzw. Professionalisierung ihrer Tätigkeit, im Rahmen derer sie gleichzeitig selbst die Abwertung von bestimmten sexarbeitenden Frauen (re-)produzierte. Nachdem sie erwähnte, dass sie in ihrer Arbeit auch Wert auf einen »guten Service« für Kunden leg-

te, fragte ich nach, was für sie dem gegenüber einen »schlechten Service« ausmachen würde, worauf sie antwortete:

»Die Frauen sind sehr kalt, sehr gestellt, haben keinen Spaß an der Sache, sitzen zum Beispiel vor dem Gast mit dem Handy, das darf man gar nicht machen. Oder wenn's mehrere Frauen sind – das passiert auch oft, dass ein Mann sich mehrere Frauen bestellt und eine Party machen will zum Beispiel, wo auch Drogen und so sind – da sagen die Frauen, ja lass uns zusammen auf die Toilette, sowas macht man gar nicht, weil da fühlt sich der Gast verarscht, ne? Oder sie lügen, klauen oder wollen dann irgendwelche geisteskranken Preise, obwohl die Frau aussieht wie seine eigene Ehefrau, da lohnt es sich eigentlich nicht groß, in dich zu investieren. Und auch sehr oft sind die Frauen nicht so wie auf den Bildern, oder versprechen einen Service zu machen, den sie dann nicht machen. Lassen sich zum Beispiel auch nicht an die Brüste fassen oder so, so richtig dämliche Sachen, das ist nicht so gut.«

Anhand von Ewas Beurteilung lassen sich mehrere, miteinander verwobene Mechanismen der (Re-)Produktion sowohl geschlechterspezifischer als auch ethnisiert-rassifizierter Hierarchien erkennen, die über Ewas persönliche Erfahrungen hinaus die Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit beeinflussten. Erstens lässt sich erkennen, dass ihre Definition von »gutem« bzw. »schlechtem Service« in Relation zu hegemonialen Schönheitsidealen und den (sexuellen) Bedürfnissen von cis Männern steht. Derartige hegemoniale Geschlechts- und Sexualitätsvorstellungen werden im breiten Feld der Sexarbeit zwar durchaus an manchen Stellen aufgebrochen, doch in Ewas Ausführungen erweist sich Sexarbeit als Raum der Reproduktion derartiger Normen. Diese wirken sich zweitens im Zusammenhang mit der kommerziellen Dimension von Sexarbeit auf Einkommensmöglichkeiten und Arbeitsansprüche aus. Je besser es gelingt, (durchaus heterogenen) hegemonialen Vorstellungen oder Fetischisierungen von Weiblichkeit (oder Männlichkeit) zu entsprechen – und je besser diese auch entsprechend vermarktet werden – desto bessere Einkommensmöglichkeiten ergeben sich. Daraus resultiert auch die Möglichkeit der Verhandlung bestimmter Faktoren wie z.B. der Klassenzugehörigkeit bzw. -zuschreibung, aber auch ethnischer Zuschreibungen. So konnte ich bei meinen Recherchen beobachten, dass z.B. in hochpreisigen Sektoren der Sexindustrie Kategorisierungen nach »Herkunft« oder »Typ« im Vergleich zu billigeren Online-Portalen einen wesentlich geringeren Stellenwert einnahmen oder gar nicht erwähnt wurden. Tatsächlich ließen sie sich manchmal sogar zu einem Vorteil wandeln, wie im Fall von Ewa, die sich online bewusst als Polin präsentierte – allerdings auch um sich explizit von »Rumäninnen« abzugrenzen.

Für diejenigen, die nicht über ähnliche Ressourcen wie Ewa verfügten, ließ sich eine Spezialisierung v.a. durch niedrige Preise und eine Ausweitung des Angebots über die persönlichen Grenzen hinaus erreichen, wie z.B. Kasia beschrieb: »Und unsere Chefin hat – typisch Berlin – verlangt, dass man ohne Kondom bläst. Was ich eh schon nicht so schön fand, aber manchmal hab ich's wirklich gemacht, dann hab ich mich wieder gekelt und hab gesagt, du hast es schon wieder gemacht.« Kasia's Erfahrung zeigt, dass die (Un-)Möglichkeiten der Grenzsetzungen in kommerziellen sexuellen Interaktionen (vgl. Abschnitt 6.4) schließlich nicht nur vor dem Hintergrund der individuellen sozioökonomischen Situation der beteiligten sexarbeitenden Personen verstanden werden müs-

sen, sondern auch von breiteren Rahmenbedingungen lokaler Sexarbeitslandschaften abhängen.

Teilnehmer*innen wie Ewa wussten sich diese Sexarbeitslandschaften zu Nutzen zu machen, verdeutlichten ihre Worte doch, dass sexarbeitende Personen – abhängig von ihren jeweiligen soziokulturellen Hintergründen – sie für ihre Selbstpositionierung und soziale Mobilitäten aktivieren konnten. Die damit einhergehende Abgrenzung von anderen sexarbeitenden Personen, die z.B. »schlechten Service« leisteten oder nicht gängigen Schönheitsidealen entsprachen, beförderte jedoch auch die Etablierung einer *Whorearchy* (Hester/Stardust 2020: 73), der Hierarchisierung verschiedener Arbeitsfelder in der Sexarbeit. Diese Hierarchisierung trug schließlich wiederum zu einer Verstärkung von Prekaritäten innerhalb bestimmter Arbeitsfelder der Sexarbeit bei, z.B. durch die Distanzierung einiger Teilnehmer*innen vom Arbeitsfeld Straßenstrich, das sie als »billig« bezeichneten. Insofern erwiesen sich die Differenzierungen und Spezialisierungen innerhalb der Sexarbeit als ambivalente Angelegenheit, die einerseits individuelle Aushandlungsspielräume der Subjektivierung entlang hegemonialer (neoliberaler, west-)»europäischer« Vorstellungen von erfolgreichem Unternehmer*innentum eröffneten, damit aber andererseits strukturelle Prekarisierungen in anderen Feldern der Sexarbeit beeinflussten. Dass sich trotz oder auch wegen dieser Wechselwirkungen durchaus arbeitsbereichübergreifende Problematiken für die Teilnehmer*innen ergaben, steht schließlich im Zentrum des folgenden Abschnitts.

7.3 Gefahren, Gewalt und die Reproduktion der Prekarisierung ›osteuropäischer‹ sexarbeitender Migrant*innen

Dass Ewa großen Wert auf finanziellen Wohlstand legte, spiegelte sich auch in ihren Präferenzen bezüglich ihrer Arbeitsorte in Berlin wider, die die Nachwirkungen der einstigen Teilung der Stadt verdeutlichten. Sie erzählte, dass sie bevorzugt in Westberlin Termine annahm, da potenzielle Kunden im Osten der Stadt tendenziell über weniger Einkommen verfügten und verstärkt versuchten, ihre Preise herunterzuhandeln. Auf meine Nachfrage, an welchen Orten sie sich dann mit Kunden verabredete, antwortete sie:

Ewa: »Ich nehme lieber Termine in Hotels an statt zuhause [bei Kunden, Anm. UP], weil zuhause weiß der Mann immer, wo alles steht, und wo alles ist. Und in einem Hotel fühlt er sich vielleicht nicht ganz so wohl. Also ich hatte noch nie eine unangenehme Situation, aber wenn er mir irgendwas antun würde, dann würde er es mit Sicherheit lieber zuhause machen als in einem Hotel. Deswegen. Naja.«

Ursula: »Weil wir grade bei dem Thema Sicherheit sind, wartet Ihr Fahrer dann [während der Termine]?«

Ewa: »Ja, der ist unten, der kriegt für jede wartende Stunde dann nochmal zehn Euro, also wenn ich zwei Stunden hab, kriegt er zwanzig plus zehn, aber was soll er machen? Ich bin oben, ich müsste ihn extra anrufen, der müsste dann hochkommen, möglicherweise bin ich dann schon tot, oder ich komm gar nicht erst zum Handy, was soll er machen? Im Endeffekt kann man nur die Polizei rufen. Deswegen verstehe ich auch diese ganzen Zuhältergangs und so nicht, was sollen die denn auch machen?

Wenn jemand dich umbringen oder vergewaltigen will, dann macht er das. Und dann schaffst du es nicht, irgendwie noch kurz da deinen Kumpel anzurufen und zu sagen, dass er einmal vorbeikommen soll.«

Ihr beinahe fatalistischer Umgang mit dem Problem, dass sich ein Gefahren- und Gewaltpotenzial in der Sexarbeit trotz jeglicher Professionalisierung nicht gänzlich vermeiden ließ, verdeutlicht zwei Umstände: Erstens lässt sich in Verbindung mit ähnlichen Schilderungen anderer Teilnehmer*innen festhalten, dass sich gerade in der Gewaltproblematik trotz oder neben den vielschichtigen Differenzierungsebenen innerhalb der Sexarbeit verbindende Elemente erkennen lassen. Die Wechselwirkungen zwischen arbeitsformabhängigen Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit und den jeweiligen Positionierungen von sexarbeitenden Personen innerhalb verschiedener soziokultureller Hierarchien bedingen zwar unterschiedliche Potenziale physischer wie psychischer Gewalterfahrungen und ihrer Navigation (vgl. Le Breton 2011, Sanders/Campbell 2007). Dass (verschieden geartete) Gewaltpotenziale bestehen, war jedoch für alle Teilnehmer*innen ein Thema in ihrer Auseinandersetzung mit Sexarbeit, auch wenn sie davon bisher nicht betroffen waren.

Insofern erwies sich Sexarbeit als ambivalente Alternative zu anderen Arbeitsfeldern, da diese Potenziale für Gewalterfahrungen nicht bloß als Ausdruck breiterer struktureller Vulnerabilitäten von im Rahmen geschlechtlicher, ethnisiert-rassifizierter oder sozioökonomischer Hierarchien marginalisierten Personen betrachtet werden können, sondern – damit zusammenhängend – durchaus auch sexarbeitspezifische Gewaltpotenziale zum Tragen kommen (vgl. Castañeda 2013, Künkel/Schrader 2020, Quesada/Hart/Bourgeois 2011). Insofern ist z.B. auch physische Gewaltanwendung von Kunden gegenüber Frauen in der Sexarbeit nicht nur als ein Schauplatz von durch Geschlechterhierarchien legitimierte Gewalt gegen Frauen zu verstehen. Schließlich erfährt die Kategorie ›Frau‹ im Zusammenhang mit anderen soziokulturellen Strukturen verschiedene Differenzierungen, aufgrund derer z.B. ›osteuropäische‹ Frauen gegenüber ›deutschen‹ Frauen abgewertet werden, ebenso wie sexarbeitende Frauen stärkere Stigmatisierung für ihr sexuelles Verhalten erfahren als nicht-sexarbeitende Frauen. Die daraus folgende gesellschaftliche Abwertung ›osteuropäischer‹ sexarbeitender Frauen drückt sich nicht nur im Kontext der Preisgestaltung aus, innerhalb derer diese Frauen als weniger ›wert‹ eingestuft werden (vgl. Abschnitt 5.2), sondern auch in dem Umstand, dass Gewaltanwendung ihnen gegenüber verstärkt legitimiert wird (vgl. Abschnitt 3.1 und 3.4). Auch in diesem Fall bedeutet eine geschlechterspezifische Dimension allerdings nicht, dass nur bestimmte Geschlechter davon betroffen sind, sondern dass sich diese Gewaltpotenziale für Personen verschiedener Geschlechter unterschiedlich entfalten.

Dass die Teilnehmer*innen mit einem Wissen um derartige Risiken mit der Sexarbeit anfangen bzw. längerfristig darin tätig waren, verdeutlicht zweitens, dass es sich dabei zwar um für sie spezifische Risiken handelte, diese aber im Kontext ihrer prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen bewusst in Kauf genommen wurden. So bedingte die Prekarisierung der Teilnehmer*innen eine Verstärkung von Vulnerabilitäten und Potenzialen für physische und psychische Gewalt in vielen Lebensbereichen, z.B. in Partnerschaften, die aufgrund finanzieller Abhängigkeiten nicht beendet werden kann-

ten, in familiären Zusammenhängen oder auch in anderen Arbeitsfeldern. In diesem Sinne umfasste das Navigieren von Gewaltpotenzialen für die Teilnehmer*innen nicht nur z.B. Vorsichtsmaßnahmen innerhalb der Sexarbeit, sondern auch eine Aushandlung oder Gewichtung verschiedener Formen von Gewalt in unterschiedlichen Formen und Lebensbereichen (vgl. Le Breton 2011). Teilnehmer*innen wie Ewa oder Kasia wogen die möglicherweise in der Sexarbeit auftretenden Probleme gegenüber Zuständen der permanenten Erschöpfung und finanziellen Ausbeutung in anderen Arbeitsfeldern ab. Erstere erschienen ihnen dabei auch deswegen besser handhabbar, da sie als Frauen in vielen Lebensbereichen sexualisierte Gewalt erlebten und der Auffassung waren, deswegen besser mit ihr umgehen zu können – oder sie sich schlichtweg daran ›gewöhnt‹ hatten. Aufgrund ihrer prekarierten Lebensbedingungen war die Entscheidung für oder gegen den Einstieg bzw. Verbleib in der Sexarbeit somit keine Frage dessen, *ob* sie sich möglicherweise Gewalt ausgesetzt sehen werden würden, sondern vielmehr eine Entscheidung darüber, *mit welchen* Formen und Ausdrucksweisen von Gewalt sie sich auseinandersetzen konnten, wollten oder mussten.

Regulierung, Kontrolle und die Illusion von Sicherheit

Gerade die Gewaltthematik und das damit zusammenhängende Thema der Traumatisierung in der bzw. durch die Sexarbeit nehmen in deutschen gesellschaftlichen und politischen Debatten eine zentrale Rolle ein (Hill/Bibbert 2019: 75ff). Wie Sexarbeitsdebatten insgesamt ist auch diese diskursive Auseinandersetzung mit Gewalt in der Sexarbeit durch (in mehrere Richtungen) pauschalisierende Stereotype und eine unpräzise Nutzung von Gewaltbegriffen geprägt (vgl. Amesberger 2017), die dazu führen, dass Überlegungen und Erfahrungen sexarbeitender Personen in ihnen kaum sichtbar werden. So wird Sexarbeit mitunter – insbesondere von Kritiker*innen der Sexindustrie – grundsätzlich mit Gewalt gleichgesetzt und jegliche Erfahrung sexarbeitender Personen mit physischer, psychischer oder struktureller Gewalt der Sexarbeit selbst zugeschrieben. Umgekehrt wird der Gewalt in der Sexarbeit vor dem Hintergrund breiterer sexueller, geschlechterspezifischer Gewalt oft keine besondere Spezifik zugewiesen oder von Sexarbeitsaktivist*innen mitunter eine klare Trennbarkeit zwischen Sexarbeit und Gewalt postuliert. Dass somit entweder alles oder nichts diskursiv als Gewalt in der Sexarbeit diskutiert wird bzw. werden kann, trägt dazu bei, dass sowohl sexarbeitspezifische Aspekte sowie mit Migration, Geschlecht oder anderen Faktoren intersektionale Gewaltproblematiken in den Hintergrund rücken (vgl. Künkel/Schrader 2020). Schließlich erweisen sich diese Diskurse als gewissermaßen losgelöst von den alltäglichen Auseinandersetzungen mit Gewalt(-potenzialen) durch die Teilnehmer*innen, die aus den oben genannten Gründen Gewalt als breitere Thematik begriffen, innerhalb derer Sexarbeit zwar durchaus eine spezielle, aber keine außergewöhnliche Rolle zukam – oder sie gar angesichts ihrer Prekarisierungserfahrungen (als Form struktureller Gewalt) als ›geringeres Übel‹ empfunden wurden.

Es gab jedoch einen wesentlichen Berührungspunkt zwischen den Sexarbeitsdiskursen der bürgerlichen deutschen Gesellschaft und den Realitäten der Teilnehmer*innen, und zwar im Rahmen ihrer Interaktionen mit staatlichen Akteur*innen und rechtlichen Regulierungen. Die seit den 2000er Jahren erstarkende Aufmerksamkeit für widrige Ar-

beitsbedingungen und Lebensumstände von sexarbeitenden Personen und insbesondere Migrant*innen, die mitunter die Form einer moralischen Panik über Menschenhandellannahm (vgl. Benkel 2018, Hill/Bibbert 2019), führte 2017 zur Einführung des Prostituiertenschutzgesetzes (ProstSchG, vgl. Abschnitt 1.3). Während dieses Gesetz im Zeitraum der Forschung von 2017 bis 2018 in Berlin noch nicht vollumfänglich umgesetzt wurde, äußerten einige Teilnehmer*innen bereits damals Bedenken hinsichtlich ihrer Arbeitsmöglichkeiten und -bedingungen nach gänzlicher Umsetzung des Gesetzes. Diese Bedenken bezogen sich v.a. auf die im ProstSchG als ›Schutzmaßnahme‹ eingeführte Registrierungspflicht für sexarbeitende Personen.

Die Gesetzgeber*innen folgten dabei einer Logik, nach der sexarbeitende Personen durch eine amtliche Registrierung und eine damit einhergehende Beratung über Gesundheitsbelange und (in Berlin) auch rechtliche Rahmenbedingungen der Tätigkeit besser vor Gewalt geschützt werden sollten. Wie gerade Ewas Ausführungen am Beginn dieses Abschnitts verdeutlichen, ist eine derartige Schutzwirkung einer Registrierung jedoch anzuzweifeln. Kritiker*innen des Gesetzes zeigten auf, dass sich die Registrierungspflicht vielmehr als Fortsetzung einer deutschen Sexarbeits- und Prostitutionspolitik verstehen lässt, die sich auf die Kontrolle des stigmatisierten Gewerbes fokussiert und – anstelle des Schutzes der betroffenen Personen – vielmehr dem Schutz der Gesellschaft vor sexarbeitenden Personen dient (vgl. Benkel 2018, Pates 2012). Dies bestätigte sich in den im Folgenden beschriebenen Befürchtungen der Teilnehmer*innen, die sich aus Datenschutz- und Outing-Bedenken nicht registrieren lassen wollten oder konnten, da sie die Sexarbeit bereits zum Zeitpunkt der Forschung de facto unerlaubt (im Hinblick auf Visabestimmungen im Fall von nicht-EU-Staatsbürger*innen) oder ohne Genehmigung (als Nebenbeschäftigung zu weiterer Arbeit oder Sozialleistungsbezug) ausübten. Für sie bedeutete die Umsetzung des ProstSchG somit v.a. eine Schließung der Lücke im System, die ihnen aktuell den Erhalt ihres Lebensstandards ermöglichte.

Die betroffenen Personen hatten zum Zeitpunkt unserer Gespräche noch nicht entschieden, ob oder wie sie nach Umsetzung der Registrierungspflicht eventuell ohne Registrierung mit der Sexarbeit weitermachen wollten. Während meiner Forschung im Bereich der Straßensexarbeit kursierende Gerüchte zeigten jedoch, wie die Registrierungspflicht auch Abhängigkeitsverhältnisse und Gefahrenpotenziale verstärken könnte. So erzählten Teilnehmer*innen und Beratungsstellen, dass manche Kunden sexarbeitende Personen mit der Androhung einer Meldung bei der Polizei als unregistrierte Sexarbeiter*innen unter Druck setzten. Dass dies zum Zeitpunkt der Forschung in Berlin noch gar nicht möglich war, da die Registrierungspflicht noch nicht umgesetzt wurde, war den betroffenen sexarbeitenden Personen nicht unbedingt bewusst. Trotz Bemühungen einschlägiger Beratungsstellen erreichten die entsprechenden Informationen die Betroffenen nicht immer. So erwies sich diese Übergangsphase v.a. als Zeitraum der Unsicherheit und Gerüchtebildung rund um das ProstSchG.

Diese Unsicherheit, gerade hinsichtlich der Frage, wer die Registrierungen wie überprüfen würde, vermischte sich für einige Teilnehmer*innen mit grundsätzlichen Vorbehalten gegenüber der Polizei und Ordnungsbehörden. Diese prägten v.a. die Bedenken der Teilnehmer*innen, die auf dem Straßenstrich oder im Nollendorfkiez tätig waren und aufgrund ihrer Präsenz im öffentlichen Raum häufig Polizeikontrollen erlebten. Ich konnte während meiner Aufenthalte im Kurfürsten- und Nollendorfkiez derartige

Kontrollen einige Male beobachten. Während sich die Interaktionen zwischen Polizeibeamt*innen und sexarbeitenden Personen meist auf Ausweiskontrollen und kurze Nachfragen beschränkten, war es dennoch auffällig, dass während dieser Kontrollen nur diejenigen sexarbeitenden Personen kontrolliert wurden, die den stereotypen Vorstellungen von ›Osteuropa‹ entsprachen (vgl. Kapitel 3 und 5). Andere anwesende Personen wie z.B. ich wurden nie nach ihren Ausweisen gefragt. Dahingehend lässt sich aus Perspektive der Behörden argumentieren, dass diese Kontrollen sich an eine bestimmte Klientel richteten und der Kontaktaufnahme und der möglichen Feststellung von Menschenhandel dienten. Meine Gesprächspartner*innen an diesen Arbeitsorten begegneten diesen Kontrollen jedoch mit Angst und Unsicherheit, zumal sie teilweise in Aktivitäten wie Drogenkonsum involviert waren und dahingehend Strafen befürchteten.

Teilnehmer*innen aus anderen Arbeitsfeldern hatten deutlich weniger Kontakt mit der Polizei oder anderen Behörden, vermieden diesen aber genauso und sahen die Polizei meistens nicht als Anlaufstelle im Fall von Gewalterfahrungen an. Dies lag zum Teil in als diskriminierend empfundenen Erfahrungen mit Polizeibeamt*innen in verschiedenen Ländern begründet, zum Teil aber auch in der Befürchtung, dass die Belange und Probleme ›osteuropäischer‹ sexarbeitender Personen nicht ernstgenommen werden würden. Auch darin zeigten sich die weitreichenden Folgen alltäglicher Erfahrungen von Mehrfachdiskriminierung und -marginalisierung, die nicht nur konkrete Interaktionsmöglichkeiten, sondern auch Herangehensweisen an und Vorstellungen von potenziellen Interaktionen mit der Polizei prägten.

Ob bzw. wie sich die Berliner Sexarbeitslandschaft nach Umsetzung des ProstSchG veränderte, wurde im Rahmen dieses Forschungsprojekts nicht mehr erhoben und lässt sich somit an dieser Stelle nicht umfänglich beurteilen. Dazu veränderte kurze Zeit später die Covid-19-Pandemie die Rahmenbedingungen für Sexarbeit in Deutschland maßgeblich, was die Beurteilung der Gesetzesfolgen zusätzlich erschwerte. Vereinzelt wurden mir im Sommer 2018, als ich letzte Interviews in Bordellen durchführte, von für Bordellbetreiber*innen spürbaren Effekten berichtet. Diese erzählten, dass es mit der offiziellen Umsetzung der Registrierungspflicht zu ›Personalmangel‹ in Bordellen gekommen war, da sich einige Personen nicht registrieren lassen wollten oder konnten. Da Bordellbetreiber*innen im Rahmen des ProstSchG belangt werden konnten, wenn nicht registrierte Personen in ihren Bordellen tätig waren, konnten und wollten diese nur noch registrierten sexarbeitenden Personen einen Arbeitsplatz anbieten.

Im Rahmen der vorliegenden Forschung sind diese Berichte als anekdotisch zu verstehen. Dennoch lässt sich an sie anschließend die Frage formulieren, was mit denjenigen Personen passierte, die aufgrund mangelnden Registrierungswillens oder mangelnder Registrierungsmöglichkeiten nicht mehr in Bordellen arbeiten konnten. Denkbare Optionen wären eine weitere Verschiebung in (schwieriger zu kontrollierende) digitale Arbeitsbereiche, eine Aufnahme der Sexarbeit in anderen Ländern oder auch eine berufliche Umorientierung, wobei in Bezug auf letzteres die entsprechenden Möglichkeiten gerade für prekarierte Migrant*innen nur eingeschränkt vorhanden sind. Vor dem Hintergrund prekariertem Lebenswelten erweisen sich also insgesamt weder eine behördliche Registrierung, noch die genannten Alternativen als Gewährleistung von Sicherheit und Schutz für sexarbeitende Personen. Vielmehr funktionieren sie als Ver-

drängungsmechanismen sexarbeitender Migrant*innen, die durch Sexarbeit ihren Aufenthalt in Deutschland ermöglichen bzw. finanzieren.

›Befreiung‹ oder Eingliederung in die neoliberale (Re-)Produktionsordnung: Ausstieg, Umstieg und Alternativen als zwiespältige Angelegenheiten

Ein weiterer, in den Erzählungen und Orientierungen aller Teilnehmer*innen (auf die eine oder andere Art und Weise) präsender Aspekt war der Umstand, dass keine*r von ihnen plante, sein* ihr gesamtes Arbeitsleben in der Sexarbeit zu verbringen. Wie bereits angeklungen, verstanden die Teilnehmer*innen ihre Involvierung in die Sexarbeit als eine eher temporäre Situation, die v.a. finanzielle Stabilität bzw. Stabilisierung vor dem Hintergrund sozioökonomischer Marginalisierung bringen sollte. Inwiefern sich die daran anschließenden Pläne der Teilnehmer*innen verwirklichen ließen, lässt sich im Rahmen dieser (zeitlich begrenzten) Forschung nicht beurteilen. Jedoch ist festzuhalten, dass die Teilnehmer*innen abhängig von ihren jeweiligen Positionierungen und Erfahrungen in der Sexarbeit unterschiedlich mit diesen Temporalitäten umgingen.

Teilnehmer*innen wie Ewa, Felicia oder Irina entschieden sich bewusst für einen Verbleib in der Sexarbeit, zumindest bis sie ihr Studium beendet oder ausreichend Geld für die Verwirklichung anderer Geschäftspläne angespart hatten. Ausschlaggebend war dabei weniger ein Bedürfnis, die Sexarbeit schnellstmöglich zu verlassen. Vielmehr spiegelte sich in ihren Zukunftsplänen ein weiterer Aspekt gegenwärtiger Arbeitswelten wider, nämlich, dass das Ideal eines bestimmten (arbeits-)lebenslangen Arbeitsverhältnisses in aktuellen Arbeitsmärkten kaum umsetzbar ist – aber auch nur bedingt angestrebt wird. Für die genannten Personen war Sexarbeit somit ein Job von vielen, die sie in ihrem Arbeitsleben ausüben würden oder könnten, und der in ihrer aktuellen Situation das größte Potenzial zur Verwirklichung weiterer Pläne bot.

Für andere Teilnehmer*innen wie z.B. Ildiko, Ljudmilla oder auch Monika stand vielmehr der Wunsch im Vordergrund, die Sexarbeit so bald wie möglich hinter sich zu lassen, was aber in Ermangelung anderer (angemessener) Einkommensmöglichkeiten nur schwierig umzusetzen war. Mangelnde Abschlüsse oder Sprachkenntnisse, aber auch alltägliche Diskriminierung von ›Osteuropäer*innen‹ am Arbeitsmarkt stellten dabei große Hürden dar. An diesem Punkt kam schließlich die in Abschnitt 7.1 diskutierte Prekarisierung vieler, insbesondere ›Osteuropäer*innen‹ zugeschriebener Arbeitsbereiche zum Tragen, die Sexarbeit als ›bessere‹ oder einzige Alternative erscheinen ließ. Die Motivationen und Hintergründe für die Interpretationen von Sexarbeit als temporäre Tätigkeit waren also heterogen. Dies verdeutlicht dennoch, dass es sich bei Überlegungen zu Ausstiegs-, Umstiegs- oder Umorientierungsangeboten für sexarbeitende Personen durchaus um relevante Fragen handelt. Jedoch zeichnen sich die gesellschaftlichen und politischen Diskurse um diese Thematik in Deutschland abermals durch eine verkürzte Darstellung aus, der es an einer Einbettung dieser Fragen in breitere Arbeitsmarktentwicklungen und die Auswirkungen von Prekarisierung in vielen Arbeitsfeldern mangelt.

So sind die (Un-)Möglichkeiten des Wechsels von Sexarbeit in ein anderes Berufsfeld in manchen Punkten generellen Schwierigkeiten der beruflichen Umorientierung durchaus ähnlich. Denn die skizzierten Arbeitshierarchien gestalten sich für prekarierte Migrant*innen, v.a. diejenigen ohne höhere Bildungsabschlüsse, grundsätzlich

schwierig. Gleichzeitig verunmöglichen ökonomisch prekäre Situationen in Kombination mit mangelndem Zugang zu Arbeitslosengeld oder anderweitiger sozialer Absicherung eine temporäre Arbeitslosigkeit. Deswegen fungierte Sexarbeit für einige Teilnehmer*innen als ambivalente Grundlage, um eine berufliche Umorientierung, Ausbildungen o.Ä. überhaupt erst zu ermöglichen. Dass auf rechtlicher und politischer Ebene zwar die Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit kritisiert werden, ausbeuterische Arbeitsbedingungen insbesondere im Niedriglohnsektor aber unausgesprochen bleiben bzw. durch migrationsrechtliche Regelungen sogar gefördert werden, lässt sich auch als institutioneller bzw. struktureller Zwang zur Eingliederung in ethnisiert-rassifizierte Arbeitshierarchien in Deutschland verstehen. Schließlich zeigen die Erfahrungen der Teilnehmer*innen in anderen Arbeitsbereichen deutlich, dass sich ihre Lebensbedingungen dort kaum verbessern (lassen). Stattdessen fördert ein forciertes Umstieg sexarbeitender Migrant*innen in den Reinigungs-, Pflege- oder Landwirtschaftssektor vielmehr die Verfügbarkeit billiger Arbeitskräfte.

Auf der anderen Seite ergeben sich durch die Involvierung in die Sexarbeit *spezifische* Probleme für den Einstieg in andere Arbeitsfelder. Aufgrund der Stigmatisierung von Sexarbeit wird ihre Erwähnung in Lebensläufen eher vermieden und die möglicherweise erworbenen bzw. notwendigen Kompetenzen z.B. im Umgang mit Kund*innen nicht als solche anerkannt. Dies kann durchaus navigiert werden, z.B. mithilfe der von mehreren Beratungsstellen angebotenen Unterstützung für sexarbeitende Menschen in Berlin. Manche Teilnehmer*innen wandten auch eigene Strategien an, wie z.B. die Angabe anderer Tätigkeiten oder die Nutzung ihrer sozialen Netzwerke zum Erwerb gefälschter Arbeitszeugnisse. Wie jedoch in meinen Gesprächen mit Beratungsstellen und der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der beruflichen Umorientierung sexarbeitender Personen deutlich wird (Huschke et al. 2014: 146ff), handelt es sich dabei in vielen Fällen um komplexe und äußerst individuelle Prozesse.

Schließlich gingen Gewalterfahrungen und prekäre Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit nicht spurlos an betroffenen Personen vorüber, sondern verursachten (mitunter langfristige) gesundheitliche Probleme. So erzählte Kasia von chronischen Magenproblemen, die durch ihren hohen Alkoholkonsum während der Arbeit entstanden waren. Manche Teilnehmer*innen nutzten verschiedene Drogen, um problematische Arbeitserfahrungen zu verarbeiten, und hatten Abhängigkeiten entwickelt. Mitarbeiter*innen von Beratungsstellen benannten zudem psychische Krankheiten, die sich im Rahmen der Sexarbeit entwickelt oder verschlimmert hatten. Nicht alle Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts berichteten von derartigen Schwierigkeiten. Für die betroffenen Personen handelte es sich jedoch um mitunter gravierende Probleme, die ihre Lebensqualität und Arbeitsfähigkeit einschränkten. Auch deswegen war die Aufnahme einer anderen Arbeit für einige Teilnehmer*innen keine (einfache oder schnelle) Option, da vielmehr akuter und langfristiger Bedarf nach medizinischer oder therapeutischer Betreuung bestand. Diese war für die betroffenen Personen aber häufig – insbesondere aufgrund nicht ausreichender Krankenversicherung – nicht leistbar, worin sich gleichzeitig die Problematik mangelnder entsprechend spezialisierter Betreuungs- und Versorgungsangebote offenbarte, die auch auf Sexarbeit fokussierte Beratungsstellen nur teilweise abdecken konnten. Auch dahingehend zeigt sich, dass die Förderung von Ausstiegsmöglichkeiten für diejenigen, die diese anstreben, struktureller Veränderun-

gen bedarf wie z. B. des Ausbaus von Betreuungsangeboten für gewaltbetroffene Frauen. Dass im gesellschaftlichen und politischen Diskurs um Sexarbeit und Ausstiegsfragen auch diese Punkte nur eine marginale Rolle einnehmen und v. a. Fragen der Arbeitsvermittlung im Mittelpunkt stehen, verdeutlicht abermals den Anteil dieser Diskurse an der (Re-)Produktion neoliberaler Ordnungen, innerhalb derer der Wert eines Lebens mit Arbeitsfähigkeit gleichgesetzt wird.

7.4 Fazit: Der (Markt-)Wert des ›osteuropäischen‹ Lebens

In der Einbettung der Beweggründe der Teilnehmer*innen für die Aufnahme der Sexarbeit und ihrer entsprechenden Erfahrungen in breitere Arbeitswelten und -kontexte wird deutlich, dass sich sexarbeitende Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern in komplexen Spannungsfeldern zwischen strukturellen Ausgrenzungen und Möglichkeiten ihrer Verhandlung bewegen. Dabei zeigt sich einerseits die Wichtigkeit der Anerkennung der Handlungsfähigkeiten ›osteuropäischer‹ Migrant*innen, die in der oder durch die Sexarbeit nicht nur ihr ökonomisches (Über-)Leben, sondern auch verschiedene Dimensionen ihrer Subjektivitäten und gesellschaftlichen Positionierungen aushandeln. Dies widerspricht jedoch andererseits nicht der Erkenntnis, dass sich in diesen Prozessen ebenso zahlreiche Problemstellungen, Gefahrenpotenziale und Formen von Abhängigkeiten und Ausbeutung ergeben können. Der Verweis auf Heterogenitäten innerhalb der Sexarbeit sowie unter den Personen, die ihr nachgehen, bedeutet, dass auch diese Problemstellungen als äußerst heterogen verstanden werden müssen und besonders aufgrund ihrer strukturellen Verfasstheit breiterer gesellschaftlicher Aufmerksamkeit bedürfen. Während sich aus den Erkenntnissen dieses Kapitels und der vorliegenden Arbeit insgesamt zwar durchaus die Notwendigkeit einer kritischen Betrachtung von Sexarbeit und den Arbeitsbedingungen sexarbeitender Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern ableiten lässt, bleibt die Frage, warum diese vielschichtigen Problemlagen in den gesellschaftlichen Debatten zu diesem Thema zugunsten einer stereotypen Darstellung der Sexarbeit in den Hintergrund treten.

Die kritische (wissenschaftliche) Auseinandersetzung mit diesen gesellschaftlichen und politischen Debatten in Deutschland (und darüber hinaus) fokussiert häufig eine Analyse dieser Diskurse als Ausdruck (vergeschlechtlichter) Verhandlungen von Sexualmoral, die zur Etablierung bzw. Propagierung moralischer Standpunkte Lebens- und Arbeitsrealitäten sexarbeitender Personen nur selektiv wiedergeben (vgl. Benkel 2018, Herdt 2009, Rubin 1984, Sauer 2019). Solche moralischen Verhandlungen nehmen zweifellos einen zentralen Stellenwert in diesen Diskursen ein, ebenso wie die Verarbeitung genereller Migrationspaniken in der Verschmelzung von Sexarbeits- und Menschenhandelsdiskursen (vgl. Bernstein 2010, Doezema 1999, Weitzer 2005b). Ziel dieses Kapitels war es aufzuzeigen, dass in diesem Zusammenhang auch neoliberale ›europäische‹ Arbeitsmärkte und damit einhergehende vergeschlechtlichte, ethnisiert-rassifizierte und klassistische Hierarchien zu berücksichtigen sind, im Rahmen derer durch die Abwertung und Prekarisierung von (u. a.) ›osteuropäischen‹ Arbeitskräften die ideelle wie ökonomische Vormachtstellung (West-)›Europas‹ (re-)produziert wird. So handelt es sich bei den deutschen Debatten um ›osteuropäische Prostituierte‹

nicht bloß um einen weiteren, beliebigen Schauplatz globalisierter Migrations- und Menschenhandelsdebatten, sondern gleichermaßen um einen Raum der Verhandlung (west-)›europäischer‹ Zugehörigkeiten und ihrer ›osteuropäischen‹ ›Anderen‹, sowie der hegemonialen Stellung Deutschlands und der Peripherisierung ›Osteuropas‹ innerhalb dieser Prozesse.

Dabei erscheint die Fokussierung deutscher Sexarbeitsdebatten auf die prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen ›osteuropäischer Prostituierter‹ auf den ersten Blick nicht gänzlich unbegründet. Schließlich handelt es sich bei sexarbeitenden (Arbeits-)migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern um eine Gruppe, die in Deutschland, aber auch in breiteren europäischen Zusammenhängen entlang von Ost-West-Dichotomien strukturelle Marginalisierung und Prekarisierung erfährt. Unterschiedliche sozioökonomische wie soziokulturelle Hintergründe, z.B. im Kontext von Bildungshierarchien, ermöglichen aber inner- wie außerhalb der Sexarbeit verschiedene Formen der individuellen Verhandlung dieser Prekarisierung. Die dabei stattfindenden Rückgriffe auf neoliberal geprägte Abgrenzungsmechanismen von z.B. ›armen‹, ›faulen‹ oder ›leistungsschwachen‹ Personen reproduzieren die zugrundeliegenden neoliberalen Differenzierungs-, Hierarchisierungs- und Ausgrenzungsmechanismen jedoch auch.

Diese strukturellen Probleme werden durch die gesellschaftlichen Debatten nicht aufgebrochen, sondern vielmehr zugunsten einer stereotypen Darstellung ›osteuropäischer Prostituierter‹ verschleiert. Ziel dieses Kapitels – und der vorliegenden Arbeit insgesamt – war es, in diesem Zusammenhang aufzuzeigen, dass es sich dabei nicht nur um eine Auslassung im Rahmen höchst emotionalisierter Debatten handelt. Vielmehr ist die diskursive Festschreibung der prekären Lage ›osteuropäischer Prostituierter‹ als herkunftsbedingt und gewissermaßen unausweichlich fester Bestandteil ihrer strukturellen Ausbeutung. Die Darstellung insbesondere ›osteuropäischer‹ Frauen als vulnerable und passive ›Andere‹ ermöglicht ein humanitär motiviertes *Otherring*, anhand dessen die Kontrolle und Regulierung innereuropäischer Migrationsbewegungen legitimiert werden (vgl. Bernstein 2010, Kotiswaran 2014, Mai et al. 2021, Ticktin 2011). Dass Sexarbeit zugleich als vermeintlich abgeschlossener und singulärer Bereich besonderer Prekaritäten dargestellt wird, erlaubt es, andere prekäre Arbeitsbereiche als ›gute‹ Alternative zu präsentieren. Damit werden nicht nur breitere Prekarisierungsprozesse verschleiert, sondern auch die z.B. im Reinigungs- oder Pflegesektor vorhandenen Ausbeutungsformen als für ›osteuropäische‹ Arbeitskräfte angemessene oder gar vorteilhafte Alternative legitimiert, während die Anerkennung – und Umsetzung – eines Rechts auf ein ausbeutungsfreies Leben für prekarisierte Migrant*innen aus (nicht nur) ›osteuropäischen‹ Ländern ausgeklammert wird. So zeigt sich, dass das Leben ›osteuropäischer‹ Migrant*innen, das vermeintlich geschützt und gerettet werden soll, in diesen Diskursen v.a. durch seinen (moral-)ökonomischen Marktwert innerhalb hegemonialer neoliberaler europäischer (Re-)Produktionsordnungen definiert, den faktischen Lebensrealitäten osteuropäischer Migrant*innen jedoch keine Bedeutung beigemessen wird.

8. Fazit

Sexarbeit und die prekären Freizügigkeiten des neoliberalen ›Europa‹

»She lost every hope for the future,« übersetzte Erika mir aus dem Bulgarischen. Dies war die Antwort der im Kurfürstenkiez auf dem Straßenstrich arbeitenden wohnungslosen trans Frau Vicky auf meine Frage, welche Pläne sie für ihre Zukunft habe. Erika übersetzte weiter: »She lost time here in Berlin, she lost years, but did not make anything for her life, no money, no work, nothing. She does not have any plans for the future.« Ich schluckte, kam mir mit meiner Frage naiv vor und änderte meine Herangehensweise: »Okay, very practically speaking, what would she need right now? What could be done to help her?« Erika übersetzte meine Frage, sowie Vickys Antwort darauf: »She needs a home, a house, a room, even something small, a Keller (sic!) or anything, where she can sleep, prepare for work and maybe have a little quiet life.«

Als ich in jener Nacht nach Hause kam, lag ich lange wach und überlegte, ob ich Vicky zumindest vorübergehend bei mir aufnehmen könnte. Aber abgesehen davon, dass ich ihr nicht einmal ein eigenes Zimmer hätte anbieten können, hatte Vicky auch selbst erwähnt, dass eine weitere temporäre Bleibe ihr Problem nicht lösen würde. Denn für ein paar Nächte fand sie immer wieder Unterschlupf bei Bekannten. Es war die ständige Suche nach neuen Übernachtungsmöglichkeiten, die ihr zusetzte. Sie wollte nicht irgendwo *unterkommen*, sie wollte irgendwo *bleiben* können.

Vickys konkrete Problemlage war nicht exemplarisch für die Lebenslagen *aller* Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts. Ihr unerfüllter Wunsch nach einer Bleibe, einem Ort, an dem sie zur Ruhe kommen konnte, war jedoch ein Ausdruck des Spannungsfelds, das sich durch die Narrative und Erfahrungen aller Teilnehmer*innen zog. Denn diese befanden sich auf die eine oder andere Art und Weise alle – wortwörtlich wie metaphorisch gesprochen – in einem Zustand stetiger Bewegung, ohne irgendwo ankommen zu können. So war es ihnen möglich, räumlich-geographisch sowie sozial mobil zu sein und sich zwischen verschiedenen Orten und soziokulturellen Zugehörigkeiten zu bewegen. Dabei stießen sie jedoch auch immer wieder auf strukturelle Ausschlüsse, Stigmatisierung und/oder Marginalisierung, die ein Ankommen oder Erreichen ihrer Ziele und Lebenspläne verhinderten und es notwendig machten, weiter in Bewegung zu bleiben.

Die Freizügigkeiten des neoliberalen ›Europa‹ und dessen individualisierte Verheißungen unbegrenzter Möglichkeiten erwiesen sich somit für die Teilnehmer*innen als zwiespältige Angelegenheit, die ihre strukturelle Prekarisierung bedingte und zugleich verschleierte.

Sexarbeit, Migration und die (Re-)Produktion des neoliberalen ›Europa‹

Wie ich in diesem Buch dargestellt habe, entfalten sich diese prekären Freizügigkeiten im Rahmen eines neoliberalen ›Europa‹, das durch eine ökonomische wie soziokulturelle Hegemonie weißer, ›westeuropäischer‹ Mittel- und Oberschichten geprägt ist, gegenüber denen anhand ethnisiert-rassifizierter, vergeschlechtlichter und sozioökonomischer Kategorisierungen (u.a.) ›Osteuropäer*innen‹ als ›noch-nicht-ganz-europäische‹ ›Andere‹ konstruiert werden. Dieses neoliberale ›Europa‹ verheißt als ›Osteuropäer*innen‹ kategorisierten Personen zwar Möglichkeiten individueller Selbstverwirklichung durch Mobilität, Arbeitseinsatz und Anpassung an ›westeuropäische‹ Ideale. Durch den Abbau von Sozialsystemen und die Etablierung ›europäischer‹ Arbeitshierarchien bedingt es jedoch strukturell die soziokulturelle Marginalisierung dieser Personengruppe, wodurch Mobilitäten für die Teilnehmer*innen nicht nur zur Möglichkeit, sondern auch zur Notwendigkeit wurden.

Die Involvierung der Teilnehmer*innen in Sexarbeit ist in eben diesem Zusammenhang zu verorten. Angesichts einer weitreichenden Prekarisierung insbesondere arbeitsbetroffener Personen bzw. von Menschen aus der Arbeiter*innenklasse in ›osteuropäischen‹ Ländern stellte Sexarbeit eine ambivalente Möglichkeit bzw. Alternative zur Verwirklichung mobiler Orientierungen (Mai 2018) und damit einhergehender angestrebter Subjektivitäten dar. Denn nicht nur war Sexarbeit selbst durch diverse Gefahren und Ausbeutungsformen gekennzeichnet – die Aufnahme einer als moralisch ›fragwürdig‹ beurteilten Tätigkeit bedingte zudem zusätzliche Notwendigkeiten einer Aushandlung von Selbstpositionierungen und Subjektivierungen in verschiedenen soziokulturellen Wertordnungen.

Als urbanes ›europäisches‹ Zentrum, aber auch aufgrund weitreichender Verflechtungen mit ›Osteuropa‹, erwies sich Berlin für die Teilnehmer*innen als Orientierungs- und Anziehungspunkt, der ihnen eine Vereinbarkeit von Sexarbeit, Mobilität und der Verwirklichung angestrebter Subjektivitäten möglich erscheinen ließ. Im urbanen Raum der deutschen Hauptstadt mussten die Teilnehmer*innen sich jedoch auch mit dem Stereotyp der ›osteuropäischen Prostituierten‹ auseinandersetzen bzw. sich davon abgrenzen. Dieses war wesentlich durch die Präsenz und Sichtbarkeit bestimmter, besonders prekarisierter sexarbeitender Migrant*innen im Kurfürstenkiez geprägt, anhand deren Körperlichkeiten ethnisiert-rassifizierte, vergeschlechtlichte und sozioökonomische Grenzen urbaner ›europäischer‹ Zugehörigkeiten entlang von Ost-West-Dichotomien in Berlin manifestiert und verhandelt wurden.

Dass es sich bei ›Osteuropäisch-Sein‹ um relationale und situative verkörperlichte Zuschreibungen und Erfahrungen handelt, ermöglichte es den Teilnehmer*innen, das Spannungsfeld zwischen angestrebten Subjektivierungen und Zugehörigkeiten entlang von (west-)europäischen Idealen und Wertvorstellungen und Potenzialen der Ausgrenzung als ›Osteuropäer*innen‹ (mitunter äußerst eingeschränkt) zu verhandeln, ohne

dabei jedoch zugrundeliegende Ausgrenzungsmechanismen aufzubrechen. Insofern fanden sich die Teilnehmer*innen immer wieder in ambivalenten Positionen wieder, z.B. hinsichtlich ihrer Verortung in ethnisiert-rassifizierten Hierarchien (west-)»europäischer« Zugehörigkeiten.

Sich selbst als weiß verortend begriffen sich die Teilnehmer*innen als Teil eines hegemonial weiß konzipierten »Europa«, innerhalb dessen Ost-West-Dichotomien jedoch zu einer Differenzierung »europäischen« weiß-Seins beitragen (vgl. Lapiņa/Vertelytė 2020), die deutlich macht, dass es sich dabei nicht um ein eindeutig bestimmbares phänotypisches Merkmal handelt, sondern um einen relationalen Herrschaftsmechanismus. So waren es Möglichkeiten der Verkörperung von »westeuropäischen« vergeschlechtlichten Aussehens- und Schönheitsidealen, von Reichtum oder zumindest der Abwesenheit von Armut und von Zugehörigkeit zu internationalisierten »europäischen« Communities, die die Teilnehmer*innen in die Lage versetzten, sich von einem »osteuropäischen«, damit »nicht-ganz-europäischen« weiß-Sein zu distanzieren und Zugehörigkeiten zu (West-)»Europa« auszudrücken. Dies trug jedoch gleichermaßen zu einer (Re-)Produktion derartiger Hierarchien und einer Unsichtbarmachung eines »Osteuropäisch-Seins« abseits stereotyper Vorstellungen bei.

Ein weiterer Konflikt ergab sich in der Auseinandersetzung der Teilnehmer*innen mit ihren sexuellen Subjektivitäten im Kontext der Gleichzeitigkeit von Liberalisierung und Kommerzialisierung von Sexualität in Berlin. Denn Orientierungen in Richtung »offener« oder »freier« Sexualität, die im Kontext neoliberaler Logiken als essenziell-individuelle Eigenschaft propagiert wird, standen in einem Spannungsverhältnis mit der affektiven Relationalität und Situativität sexueller Interaktionen, die vielmehr als Manifestationsmoment komplexer sexueller Assemblagen verstanden werden können (vgl. Fox/Alldred 2013). Somit erwiesen sich verschiedene Probleme in der Ausübung kommerzialisierter sexueller Handlungen als nicht auf Sexarbeit beschränkt, sondern als Ausdruck dessen, dass die (Neo-)Liberalisierung von Sexualität ihre soziokulturelle Verfasstheit – und damit auch verschiedene Hierarchisierungen entlang vergeschlechtlichter, ethnisiert-rassifizierter und sozioökonomischer Kategorien – nicht überwunden hat.

Die Kumulation dieser konfliktiven Verhandlungen wurde schließlich in den Auseinandersetzungen der Teilnehmer*innen mit Arbeit und den entlang vergeschlechtlichter und ethnisiert-rassifizierter Kategorien hierarchisierten europäischen Arbeitsmärkten deutlich. Denn die Erfahrungen, Probleme, aber auch Möglichkeiten der Sexarbeit bewerteten die Teilnehmer*innen v.a. im Vergleich zu anderen Einkommensmöglichkeiten. So handelte es sich bei Sexarbeit für viele um eine (ambivalente) Alternative angesichts auch anderweitig prekärer Arbeitsmöglichkeiten und -bedingungen. Dieser Prekarisierung (vgl. Butler 2015, Han 2018) ihrer Arbeits- und Lebenswelten lagen abermals europäische Ost-West-Dichotomien zugrunde, die sich in Berlin bzw. in Deutschland in einer Ausbeutung »osteuropäischer« Arbeitskräfte in verschiedenen Sektoren des Arbeitsmarkts ausdrückten, v.a. in der Landwirtschaft, der Reinigung oder der Pflege. Verfangen in derartigen Arbeitsverhältnissen, die Prekarisierung zudem durch Anstrengung, gesundheitliche Schäden und unsichere Einkommensverhältnisse zu einer verkörperlichten Erfahrung werden ließen, erschien Sexarbeit einigen Teilnehmer*innen als Möglichkeit, diesen Verhältnissen zu entkommen und ihre Orientierungen in Rich-

tung eines ›guten Lebens‹ zu verfolgen. Allerdings (re-)produzierten sie dabei neoliberale Ideale der Zugehörigkeit durch (harte) Arbeit und Unternehmer*innentum und damit einhergehende Abgrenzungen und Abwertungen von ›faulen‹ oder ›armen‹ Personen. Auch an dieser Stelle erwiesen sich die strukturellen Rahmenbedingungen der Prekarisierung ›osteuropäischer‹ Migrant*innen zwar individuell verhandelbar, aber nicht gänzlich überwindbar.

Insofern zeigt sich insgesamt, dass ›Europa‹ nicht als monolithisches Machtzentrum begriffen werden darf. Denn die Hegemonie eines neoliberalen, durch weiße Ober- und Mittelschichten definierten (West-)›Europa‹ wird nicht nur durch Abgrenzung und Ausbeutung von ›nicht-europäischen‹ ›Anderen‹ aufrechterhalten, sondern auch durch die Konstruktion ›Osteuropas‹ als ›nicht-ganz-europäisch‹. Der Lebensalltag und die verkörperlichten Subjektivierungsprozesse der Teilnehmer*innen sowie ihr Verfangen-Sein in verschiedenen Spannungsfeldern ›europäischer‹ Zugehörigkeiten zeugen davon, dass die Prekarisierung ›Osteuropas‹ einen integralen Bestandteil der (Re-)Produktion des neoliberalen (West-)›Europa‹ darstellt. Denn ohne die Verfügbarkeit prekarisierter Arbeitskräfte, die zwar im Rahmen der Arbeitnehmer*innenfreizügigkeit mobil sein, aber auch weitestgehend aus Sozialsystemen ausgeschlossen werden können, ließen sich die Freiheiten und Freizügigkeiten der (west-)›europäischen‹ Mittelklasse wie z.B. billige Lebensmittel, Auslagerung von Pflegebedarfen – und auch billiger Sex – nicht gewährleisten.

Und jetzt? Implikationen für die Praxis und weiterführende Fragen

Das Gespräch zwischen Vicky, Erika und mir, bzw. die Unmöglichkeit, akut eine zufriedenstellende Lösung für Vicky's Problemlage zu finden, verdeutlicht eine weitere Schwierigkeit im Umgang mit den prekären Freizügigkeiten sexarbeitender Migrant*innen aus ›Osteuropa‹: Praktische und situative Unterstützungsangebote wie z.B. kostenfreie Verpflegungsmöglichkeiten oder kurzfristige finanzielle Unterstützung können temporär Abhilfe schaffen – doch strukturelle Probleme bedürfen struktureller und kollektiver Lösungen, um Lebenssituationen nachhaltig zu verbessern. Damit soll Beratungs- und Unterstützungsangeboten für sexarbeitende Personen keineswegs eine Absage erteilt werden. Ganz im Gegenteil ergibt sich daraus auch die Notwendigkeit ihrer strukturellen Verankerung bzw. Finanzierung (insbesondere auch abseits der deutschen Hauptstadt) und einer strukturellen Berücksichtigung der Bedarfe von sexarbeitenden Personen – besonders auch über konkrete Fragen zur Sexarbeit und den mit ihr einhergehenden Problemstellungen hinaus. Denn wie sich in den Gesprächen mit den Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts zeigte, waren es oftmals Umstände wie z.B. eine mangelnde Krankenversicherung oder unsichere Wohnverhältnisse, die sich besonders schwerwiegend auf ihren Lebensalltag auswirkten.

Langfristig gedacht benötigt es also (u.a.) eine soziale Wohnungspolitik, den Ausbau von Unterstützungs-, Beratungs- und Therapieangeboten für Betroffene von (sexueller) Gewalt sowie umfassende Reformen im Arbeits- und Sozialrecht, besonders für selbstständig tätige (migrantische) Arbeiter*innen im Niedriglohnsektor und hinsichtlich ihres Zugangs zu gesetzlichen Krankenversicherungen in Deutschland, um die Handlungsspielräume sexarbeitender Migrant*innen aus ›Osteuropa‹ zu

erweitern. Derartige strukturelle Veränderungen sind nicht unmöglich, würden allerdings die (Re-)Produktionsmechanismen des neoliberalen ›Europa‹ und Deutschlands hegemonialer Stellung darin herausfordern.

Ein erster Schritt in Richtung einer Verbesserung der Lebenssituationen der Teilnehmer*innen und Menschen in ähnlichen Situationen kann die Anerkennung und Aufklärung über ihre vielschichtigen Lebenslagen sein. Die weitreichenden Neoliberalisierungsprozesse in Europa stehen jedoch auch einem derart simplen Vorschlag im Weg, da sie zu einer Individualisierung bzw. Isolierung dieser Problemlagen beitragen, wodurch ihre breitere soziokulturelle Verfasstheit in den Hintergrund gerät. Denn weder lagen Vickys Schwierigkeiten noch die anderer Teilnehmer*innen nur in persönlichen Entscheidungen begründet, noch handelte es sich bei ihnen um passive ›Opfer des Systems‹. Dabei lässt sich hinsichtlich des Umgangs von Behörden, Beratungsstellen u.Ä. mit (sexarbeitenden) Personen aus ›Osteuropa‹ nicht nur Aufklärungs-, sondern auch weiterer Forschungsbedarf identifizieren. Eine Begleitung und Beobachtung von sexarbeitenden Migrant*innen aus ›Osteuropa‹ in ihren Interaktionen mit dem deutschen Gesundheitssystem oder mit Behörden kann z.B. tiefgehende Aufschlüsse darüber geben, wie Sexarbeit und Aushandlungen von ›Osteuropäisch-Sein‹ sich mit Fragen von *deservingness*, d.h. der Frage danach, wem Versorgung zuerkannt wird, im deutschen Gesundheits- und Sozialsystem überschneiden (vgl. Holmes et al. 2021, Willen 2011). In Anbetracht sowohl der Stereotypisierung ›osteuropäischer‹ Frauen als ›vulnerabel‹ als auch der (Re-)Produktion derartiger Stereotype durch Betroffene selbst gilt in Frage zu stellen, inwiefern eine diesen Vorstellungen entsprechende Performanz von ›Osteuropäisch-Sein‹ in diesem Zusammenhang vielleicht auch nutzbar gemacht wird (vgl. Huschke 2014).

Im Feld der Sexarbeit führt die verkürzte Darstellung dieser komplexen Problemstellungen zudem zu vereinfachten Opfer-Täter*innen-Logiken. Diese sind Ausdruck wie Grundlage eines gerade im Kontext migrantischer Sexarbeit dominanten *sexual humanitarianism* auf institutioneller, politischer wie medialer Ebene, der unter dem Banner der ›Rettung‹ sexarbeitender Menschen bzw. besonders Frauen global betrachtet die Einführung rigider Grenzkontrollen und anderer Formen (polizeilicher) Migrationskontrollen legitimiert (vgl. Mai et al. 2021). Dieser *sexual humanitarianism* zeichnete sich auch in den deutschen Debatten um und der Gestaltung des Prostituiertenschutzgesetzes (ProstSchG) ab, im Rahmen dessen gerade ›osteuropäische Prostituierte‹ als stereotype Opfer und somit als Objekt besonderer staatlicher Kontrolle konstruiert und ihnen (v.a. männliche) Kunden und/oder ›osteuropäische‹ Männer in der Rolle von Zuhältern als stereotype Täter gegenübergestellt wurden.

Wie ich im Rahmen dieser Arbeit aufzeigte, fungiert diese Debatte als Raum der (Re-)Produktion hegemonialer Ost-West-Dichotomien im neoliberalen ›Europa‹, in dessen Rahmen Deutschland sich gegenüber einem stereotypen ›Osteuropa‹ als Zentrum positionieren kann, während die strukturelle Prekarisierung von als ›osteuropäisch‹ wahrgenommenen Personen unbenannt bleibt, wodurch u.a. die Teilnehmer*innen dieser Forschung im Spannungsfeld zwischen Ein- und Ausgrenzung im neoliberalen ›Europa‹ verfangen blieben. Während sich im Rahmen dieser Forschung zeigte, dass sexarbeitende Migrant*innen durchaus Gewalt und Ausbeutung in der Sexarbeit erfahren (können), so verdeutlichen die Perspektiven und Erfahrungen der Teilnehmer*innen

auch, dass diese nicht als isoliertes Phänomen zu betrachten sind, sondern sich genau durch diese Prekarisierung ergeben, die auch in deutschen Sexarbeitsdebatten fortgeschrieben wird.

Einhergehend mit *sexual humanitarianism* hat sich, wie z.B. Agustín (2007) aufzeigte, um sexarbeitende Migrant*innen seit mehreren Jahren eine veritable Rettungsindustrie (*rescue industry*) entwickelt, die durch ein Ausblenden der strukturellen Ursachen von Prekarisierung und v.a. auch den Motivationen, Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten sexarbeitender Migrant*innen ebenso zur Fortschreibung ihrer Marginalisierung beiträgt. Derartige Prozesse lassen sich auch in der politischen, medialen und sozialarbeiterischen Auseinandersetzung mit ›osteuropäischen Prostituierten‹ in Deutschland erkennen. Wie bereits angesprochen ist eine Beratung und Unterstützung sexarbeitender Personen nicht per se zu verwerfen – kritisch zu betrachten ist allerdings, mit welchen Motivationen und Zielen diese Arbeit ausgeübt und begründet wird. So beschreibt z.B. Ott (2017) in ihrer Analyse von Fachberatungsstellen zu Sexarbeit und Menschenhandel, dass manche dieser Beratungsstellen auch kulturalisierte Stereotypisierungen von z.B. sexarbeitenden Personen aus (süd-)›osteuropäischen‹ Ländern reproduzieren und legitimieren (ebd.: 387). Insofern lässt sich auch dahingehend der Bedarf weiterer Forschung und einer kritischen Beratungspraxis identifizieren.

Aber auch hinsichtlich der Lebenswelten sexarbeitender Migrant*innen aus ›Osteuropa‹ eröffnen die Erkenntnisse dieses Forschungsprojekts weiterführende Fragen. Nur ansatzweise thematisiert werden konnte die Frage, wie sich die mobilen Orientierungen der Teilnehmer*innen zu ›Europa‹-Diskursen in ihren jeweiligen Herkunftsländern oder -regionen bzw. in ihren dortigen sozialen Netzwerken verhalten. Dabei stellt sich auch in diesen Kontexten die Frage, ob oder wie eine z.B. durch Inanspruchnahme räumlich-geographischer Mobilitäten angestrebte Positionierung als ›modernes‹ ›europäisches‹ Subjekt auch in den Herkunftsregionen (oder anderen regionalen Kontexten) umgesetzt werden kann.

Daran anschließend besteht die Frage, inwiefern spezifische ethnisch-nationale Unterschiede die Subjektivierungsprozesse der Teilnehmer*innen in Berlin beeinflussen. Dass in den Verhandlungen des ›Osteuropäisch-Seins‹ in Berlin auch ethnisch-nationale Kategorien und Zugehörigkeiten wie ›Polnisch-‹ oder ›Rumänisch-Sein‹ aktiviert wurden, wurde im Rahmen dieser Arbeit diskutiert, die Bedeutung derartiger Zugehörigkeiten für die entsprechenden Teilnehmer*innen – und was sie damit möglicherweise abseits einer Ein- oder Abgrenzung von ›(Ost-)Europa‹ verbinden – konnte jedoch nicht umfassend behandelt werden.

Hinsichtlich potenzieller Verbindungen und Gemeinsamkeiten sexarbeitender Personen über europäische Ost-West-Dichotomien hinaus ist schließlich noch einmal festzuhalten, dass sexarbeitende Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern nicht als einzige in Deutschland oder (West-)›Europa‹ von struktureller sozioökonomischer Marginalisierung betroffen sind. Dies wird durch den in dieser Arbeit gewählten Ansatz zwar greifbar, da die vergeschlechtlichte, ethnisiert-rassifizierte und klassistische Konstruktion von ›Osteuropa‹ als eine von vielen verschiedenen neoliberalen (west-)›europäischen‹ Differenzierungsmechanismen betrachtet wird. Die Betonung von Differenzen wirft jedoch auch die Frage nach (Un-)Möglichkeiten von Gemeinsamkeiten auf. So stellte sich mir beim Verfassen dieser Arbeit öfters die Frage, wie sich die

beschriebenen Erfahrungen zu den Erfahrungen von anderen, z.B. als nicht-weiß rassifizierten, aber auch weißen, ›deutschen‹ sexarbeitenden Personen verhalten und wie derartige Kategorisierungen und Hierarchisierungen in alltäglichen Zusammenhängen miteinander interagieren. Diese Frage kann jedoch nur in einem weiterführenden Forschungsprojekt beantwortet werden. Den genannten Aspekten übergeordnet ergibt sich schließlich eine wesentliche und offensichtliche Frage, nämlich danach, ob oder inwiefern die Prekarisierungs- und Hierarchisierungsprozesse des neoliberalen ›Europa‹ überkommen werden können.

Ist das neoliberale ›Europa‹ unumgänglich?

»If one is too rigorous and single-minded about one's critical project, one can easily slip into a view of social reality so cynical, of a world so utterly creased with power and domination, that it becomes impossible to imagine how anything could really change [...].« (Graeber 2001: xiii)

Ich hatte lange damit gehadert, Vicky's Hoffnungslosigkeit an den Anfang des Endes dieser Arbeit zu setzen. Einerseits empfand ich es als notwendig, die in ihren Worten besonders deutlich werdenden, umfassenden Effekte des neoliberalen ›Europa‹ auf prekarierte, zum Teil mehrfach marginalisierte ›Osteuropäer*innen‹ klar zu benennen. Denn wie bereits in Abschnitt 7.1 erwähnt, kann sich zwar kaum jemand im geographischen Europa (und darüber hinaus) den Effekten des neoliberalen Kapitalismus entziehen, aber nicht alle erfahren diese Effekte gleichermaßen. Ergibt sich aus Ersterem das Potenzial für solidarische Allianzen, so können diese nicht effektiv wirken, wenn Letzteres nicht anerkannt und berücksichtigt wird.

Andererseits läuft eine derartige Darstellung Gefahr, Vicky (und andere Teilnehmer*innen) erst recht als bloße ›Opfer‹ ihrer Lebensumstände erscheinen zu lassen. Eine derartige Bewertung würde ihr und den anderen Teilnehmer*innen nicht gerecht werden. Schließlich hatte Vicky z.B. mit den anderen trans Frauen von der Frobenstraße auch eine Gemeinschaft um sich, die sich um sie kümmerte und – gemeinsam mit Sozialarbeiter*innen – auch angesichts ihrer Hoffnungslosigkeit weiterhin versuchte, Verbesserungen zu ermöglichen. Und auch Vicky selbst lernte ich als vielschichtige Person kennen, die nicht nur in Hoffnungslosigkeit versunken war, sondern bei unseren gemeinsamen Abendessen und Spaziergängen auch humorige Geschichten aus ihrem Leben erzählte – und sich köstlich amüsierte über meine Versuche, Bulgarisch zu sprechen.

Es ist schwierig, diese komplexen Erfahrungen und Subjektivitäten der Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts auf Papier zu bringen, ohne in Platitüden zu verfallen. Schließlich ist Sprache auch Limitationen unterworfen, besonders wenn es darum geht, affektiv-verkörperlichte Erfahrungen zu vermitteln. In Ermangelung einer besseren Formulierung muss ich also mit folgenden Worten verbleiben: Ihre Vorstellungen des ›guten Lebens‹ hatten die Teilnehmer*innen im Zeitraum unserer

Bekanntheit (noch) nicht erreicht. Im Hinblick auf die in diesem Buch dargestellten Prozesse werden sie für manche von ihnen vielleicht auch immer unerreichbar bleiben. Das bedeutete jedoch nicht, dass für sie alles immer nur ›schlecht‹ war. Und gerade letzteres darf nicht übersehen werden, wenn wir – in Anlehnung an Graebers Worte – nicht in düsteren kritischen Analysen einer ungerechten Welt stecken bleiben, sondern Alternativen (weiter) denken wollen. Und in Anbetracht der jüngsten Ereignisse in Europa *sollten* ich und andere auch über Alternativen zum heutigen ›Europa‹ und seinen historischen Grundlagen nachdenken.

Dafür möchte ich abschließend zu Parvulescus (2014) Aufforderung zurückzukehren, die Existenz vieler ›Europas‹ anzuerkennen (ebd.: 3). Auch wenn sich diese Arbeit zwar in die kritische Auseinandersetzung mit einem der hegemonialen ›Europas‹ und deren multiplen Ausgrenzungsmechanismen einreicht, ist nicht zu vergessen, dass es sich dabei nicht bzw. nie um das einzige ›Europa‹ handelte. Vielmehr ist es auch ein Effekt hegemonialer neoliberaler Ideen von ›Europa‹, dass andere ›Europas‹ abgewertet, verdrängt und kaum wahrgenommen werden. Gewissermaßen fällt diese Arbeit dabei selbst in die Falle, in der Kritik an hegemonialen neoliberalen ›Europäisierungsprozessen‹ andere ›europäische‹ Ideen unsichtbar zu machen. Denn diese Arbeit spricht nicht über diejenigen, die in ihren Herkunftsregionen geblieben sind oder sich in andere Richtungen, zu anderen ›Europas‹ oder gar von ›Europa‹ weg orientiert haben.

Damit soll nicht suggeriert werden, dass ›Europa‹ abseits des neoliberalen ›Europa‹ per se ›unproblematisch‹ oder diskriminierungs- und ausbeutungsfreier wären. Denn andere ›Europas‹ sind auch ›Europas‹ der Nationalist*innen und christlichen Fundamentalist*innen, ›Europas‹ der ›traditionellen‹ Werte und voll globaler Vorherrschaftsgedanken, oder militarisierte ›Europas‹ im Krieg gegeneinander. Da all diese ›Europas‹ zugleich nicht gänzlich außerhalb neoliberal-kapitalistischer Produktionsweisen existieren, ließe sich argumentieren, dass es sich dabei auch um Ausdrücke des neoliberalen ›Europa‹ handelt. Diese Verbindungen sind anzuerkennen, da sich schließlich keine ›europäische‹ Idee unabhängig von den anderen entfaltet.

Dass das neoliberale ›Europa‹ nur eines von vielen ›Europas‹ ist, bedeutet nicht nur, dass sich in den Verflechtungen verschiedener ›europäischer‹ Ideen weitreichende Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Ausgrenzungsmechanismen ergeben (können). Auch wenn es in Anbetracht aktueller politischer Entwicklungen schwer vorstellbar ist, beinhalten diese Heterogenitäten ebenso das Potenzial für die Entwicklung und das (Er-)Leben alternativer ›Europa‹-Konzepte, die zentrale Begriffe des neoliberalen ›Europa‹ wie z.B. Freiheit oder Mobilität anders denken. Gerade durch die Covid-19-Pandemie, die im Jahr 2020 zu einem (vorläufigen) abrupten Ende vieler (insbesondere räumlich-geographischer) Mobilitäten in Europa geführt hat, erweist sich z.B. die Frage als relevant, ob oder inwiefern ›europäische‹ (Im-)Mobilitäten neue oder andere Bewertungen erfahren und welche Konsequenzen sich daraus für Subjektivierungsprozesse ergeben (können). Denn in einem auf stetige Mobilitäten ausgelegtem ›Europa‹ erscheint es nicht undenkbar, dass es nicht die Bewegung, sondern das Verweilen ist, das als Freiheit angesehen werden kann.

Darüber hinaus müssen Definitionen von ›Freiheit‹ nicht nur in individualisiert-neoliberalen Logiken begründet liegen (vgl. Lino e Silva 2022). Auch dies hat die Covid-19-Pandemie einer breiteren gesellschaftlichen Öffentlichkeit deutlich und zu einem

polarisierenden Streitpunkt gemacht anhand der Frage, ob die (bzw. welche) (Bewegungs-)Freiheiten Einzelner in Abwägung mit der Freiheit der Vielen von Krankheit und Tod gewahrt werden sollen bzw. müssen. Aber auch unabhängig von Ausnahmesituationen wie einer globalen Pandemie kann und wird ›Freiheit‹ bereits jetzt im geographischen Europa in verschiedenen Kontexten anders gedacht. Zum Beispiel beschreibt Brković (2021), wie Freiheit unter schwulen Männern in Montenegro als Beziehungskategorie basierend auf gegenseitiger Sorgfalt gelebt wird. Ihre Studie bietet damit nicht nur eine Alternative zu den neoliberalen Freiheitskonzepten, die ich in dieser Arbeit diskutierte, sondern lässt sich auch als Anregung interpretieren, ›Osteuropa‹ nicht nur zu ›erforschen‹, sondern auch von ›Osteuropa‹ etwas über alternative Vorstellungen von ›Europa‹ zu lernen.

Ziel der vorliegenden Arbeit war es, die Prekarisierung ›osteuropäischer‹ sexarbeitender Migrant*innen in einem urbanen Zentrum (West-)Europas‹ und deren Zusammenhänge mit dem neoliberalen ›Europa‹ sichtbar zu machen. Verbleiben möchte ich aber mit der Betonung dessen, dass es sich dabei nur um ein ›Europa‹ von vielen handelt und die beschriebenen Prozesse nicht als unvermeidlich anzusehen sind. Ein anderes ›Europa‹, frei von Ausbeutung und Prekarisierung, ist möglich. Und es ist allerhöchste Zeit, dieses zu erschaffen – und dafür (auch) sexarbeitenden Migrant*innen aus ›Osteuropa‹ zuzuhören.

9. Nachwort

Eine Pandemie und ein Krieg später

»Naja, das Bordell hat ja zu, also bin ich wieder in der Altenpflege. Die sagen, wir müssen da jetzt immer Masken tragen. Aber geben tun sie uns keine, also muss ich die jetzt selbst nähen.« Ende März 2020 telefonierte ich nach langer Zeit wieder einmal mit Jelena. Ich hatte abermals eine Weile überlegt, ob ich sie überhaupt kontaktieren sollte. Schließlich befanden wir uns in einer globalen Ausnahmesituation, in der Jelena vielleicht Besseres zu tun hatte, als sich mit mir über ihr Leben zu unterhalten. Im Vertrauen darauf, dass Jelena es mir deutlich sagen würde, wenn sie meine Nachfrage störte, schrieb ich ihr dennoch eine Nachricht. Darauf erhielt ich prompt einen Anruf von Jelena, in dem sie mir von ihrer pandemiebedingten Rückkehr in die Vollzeitarbeit in der Pflege erzählte, für einen besonnenen Umgang mit der Situation plädierte und sich v.a. über die mangelnde Unterstützung ihrer Arbeitgeber beschwerte.

Mitte März 2020 wurde in Deutschland der erste Lockdown zur Eindämmung der Covid-19-Pandemie verhängt. Schon in den Wochen vor dieser staatlichen Intervention konnte ich in sozialen Medien beobachten, dass sexarbeitende Personen diskutierten, ob oder wie sie in Anbetracht einer sich rasant verbreitenden, aber noch weitgehend unbekanntem Infektionskrankheit ihre Arbeit fortführen konnten oder wollten. Diese Diskussionen fanden mit der Einführung der Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung eine (mehr oder weniger) eindeutige Antwort, denn erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland kam es Mitte März 2020 zu einem vollständigen Verbot der Sexarbeit. Sexarbeitende Personen verloren – wie viele andere Menschen in ›körpernahen‹ Berufen – von einem Tag auf den anderen ihre Einkommensgrundlage, bzw. dessen Legalität. Für sexarbeitende Migrant*innen stellte sich zudem die Frage, wie sie sich angesichts der sich unvermittelt schließenden Grenzen verhalten sollten, zumal viele in Deutschland keinen Zugang zu sozialer Absicherung hatten. Jelena ging dieses Problem pragmatisch an und übernahm wieder mehr Arbeitsstunden in der Pflege, in der aufgrund der Pandemie verstärkter Bedarf an Arbeitskräften herrschte. Die Arbeitsbedingungen in diesem als ›systemrelevant‹ eingestuften Arbeitsfeld verbesserten sich während der bzw. durch die Erfahrungen mit der Pandemie jedoch nicht, wie Jelena eindrücklich schilderte.

Nach unserem Gespräch konnte ich noch einige weitere Teilnehmer*innen meiner Forschung erreichen. Deniza z.B. war nach dem Verbot der Sexarbeit und vor dem Schließen der Grenzen nach Bulgarien zurückgekehrt, um, wie ein paar andere Teilnehmer*innen, die Entwicklungen im familiären Umfeld abzuwarten. Dass sie nie geplant hatte, in Deutschland zu bleiben, erwies sich in dieser Situation gewissermaßen als Vorteil, da sie das Land einfach verlassen konnte, ohne lange zu überlegen. Monika hatte schon im Zeitraum der Feldforschung die Arbeit im Stripclub aufgegeben und später eine Ausbildung angefangen, während sie weiter in diversen Neben- und Gelegenheitsjobs arbeitete. Dies ermöglichte ihr auch den Zugang zu Sonderzahlungen, die in der Anfangsphase der Pandemie vom deutschen Staat bzw. den Bundesländern denjenigen zur Verfügung gestellt wurden, die ihr Einkommen verloren hatten.

Andere sexarbeitende Migrant*innen (und auch Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft) konnten jedoch nicht vom Sozialsystem und/oder diversen Sonderzahlungen für Selbstständige in der Pandemie Gebrauch machen. Denn auch dafür waren Unterlagen wie Meldebescheinigungen sowie Arbeits- und Steuernachweise notwendig, über die nicht alle verfügten. Dies traf z.B. auf Radko zu, dem ich im Frühjahr 2021 zufällig im Kurfürstenkiez über den Weg lief. Nach allem, was er mir 2017 und 2018 über seine Lebenspläne erzählt hatte, wollte er 2021 bereits mitten in einer Berufsausbildung stecken. Doch diese Pläne hatten sich nicht erfüllt. So sah er sich dazu gezwungen, weiterhin im Kurfürstenkiez nach Einkommensmöglichkeiten und nach Unterstützung durch diverse soziale Einrichtungen und Initiativen zu suchen. Mehr wollte er während unseres kurzen Aufeinandertreffens nicht erzählen; meinem Eindruck nach war es ihm unangenehm, darüber zu sprechen.

Auf medialer und diskursiver Ebene boten die pandemiebedingten bzw. durch die Pandemie verstärkten Prekaritäten sexarbeitender Personen Anlass für eine (weitere) Moralisierung der Tätigkeit (vgl. Probst/Schnepf 2022). Gerade in den ersten Monaten der Covid-19-Pandemie berichteten zahlreiche Medien über die prekäre Lage sexarbeitender Personen, wobei sie abermals pauschal als Opfer der Pandemie und/oder des Sexgewerbes dargestellt wurden, während Heterogenitäten in der Sexarbeit sowie die strukturellen Hintergründe dieser Prekaritäten wie z.B. ein mangelnder Anschluss an das Sozialsystem weitestgehend ausgeblendet wurden (ebd.: 80Sf). Gleichzeitig beförderte die Pandemie auch den Aufbau niederschwelliger Unterstützungsnetzwerke von und für sexarbeitende Personen sowie das politische Auftreten von Sexarbeitsaktivist*innen im Kampf um die Legalität des Gewerbes. Denn während andere ›körpernahe‹ Tätigkeiten schon bald wieder unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt wurden, blieb Sexarbeit im Jahr 2020 lange komplett verboten. Gegen dieses Verbot formierten sich im Sommer 2020 in Berlin und anderen deutschen Städten Proteste sexarbeitender Menschen und mit ihnen verbündeten Aktivist*innen, die auf die Doppelmoral dieser Sonderbehandlung hinwiesen, sich dabei aber selbst auch moralisierender Diskurse bedienten, indem z.B. die Vereinbarkeit von Sexarbeit mit gängigen Pandemiebestimmungen und Hygienevorschriften betont wurde (ebd.: 82Sf).

Diese Proteste erwiesen sich insofern als erfolgreich, als dass Sexarbeit im Herbst 2020 in Berlin (und anderen Bundesländern) unter bestimmten Voraussetzungen wieder erlaubt wurde (diese Voraussetzungen veränderten sich in den folgenden Monaten – wie

in anderen Arbeitsfeldern auch – immer wieder). Und seit April 2022 kann die Tätigkeit in Berlin abermals ohne jegliche pandemiebedingte Einschränkungen ausgeübt werden.

Dennoch sieht die Berliner Sexarbeitslandschaft inzwischen anders aus, als sie in dieser Arbeit beschrieben wurde. Dies liegt jedoch auch daran, dass bereits vor der Pandemie in Berlin Prozesse ins Rollen gerieten, die zu weitreichenden Veränderungen in der Berliner Sexarbeitslandschaft führten, bzw. auch ohne Pandemie geführt hätten. Im Sommer 2018 nahm die Umsetzung des Prostituiertenschutzgesetzes (ProstSchG) Fahrt auf. Außerdem wurde im Herbst 2018 vom Berliner Senat der sogenannte Runde Tisch Sexarbeit einberufen, an dem Vertreter*innen verschiedener Akteur*innengruppen des Feldes u. a. Sexarbeiter*innen, Beratungsstellen, Senatsverwaltung, Polizei und Betreiber*innen, teilnahmen und über die weitere Implementation des ProstSchG und die Verbesserung der Situation sexarbeitender Personen in Berlin berieten. Der Runde Tisch widmete sich u. a. der Frage, wie das Erlaubnisverfahren für Bordelle umgesetzt werden könnte oder sollte, da gerade kleine Wohnungsbordelle in Wohngebieten die Auflagen des ProstSchG nicht erfüllten bzw. nicht erfüllen konnten (Runder Tisch Sexarbeit 2019b). Ebenso wurde ein Maßnahmenpaket für den Straßenstrich im Kurfürstenkiez erarbeitet (Runder Tisch Sexarbeit 2019a). Bevor dieses und weitere Handlungsempfehlungen jedoch (vollständig) umgesetzt werden konnten, brach die Covid-19-Pandemie aus.

Die Zukunft der Berliner Sexarbeitslandschaft erschien (mir) somit bereits direkt nach dem Abschluss meiner Feldforschung äußerst ungewiss. Die Covid-19-Pandemie fungierte in mehrfacher Hinsicht eher als Katalysator und weniger als Grund für diese Veränderungen, deren Effekte noch wissenschaftlich aufgearbeitet werden müssen. Dies war im Rahmen dieses Forschungsprojekts nicht mehr möglich. Festhalten lässt sich jedoch schon jetzt, dass es sich dabei abermals um vielschichtige Veränderungen handelt, denn die Jahre der Pandemie verstärkten nicht nur Prekaritäten in der Sexarbeit. Seit 2020 kam es, angeregt durch die Erfahrungen während der Pandemie, zur Formation verschiedener niedrigschwelliger Unterstützungsinitiativen von und für sexarbeitende Personen sowie im Jahr 2021 zur Gründung der aktuell einzigen Sexarbeitsgewerkschaft Deutschlands in Berlin (als Sektion der Freien Arbeiter*innen Union Berlin, vgl. Sektion Sexarbeit 2022). Diese Gewerkschaft konzipierte u. a. in Kooperation mit dem Schwulen Museum Berlin und der Berlin History App einen Audio-Rundgang zur Geschichte der Sexarbeit im Kurfürstenkiez (und darüber hinaus), der seit Dezember 2022 auf dieser App kostenfrei verfügbar ist (Süddeutsche Zeitung 2022). Damit intervenieren nun auch sexarbeitende Personen selbst in den weiterhin polarisierten Debatten und ungelösten Konflikten rund um den Straßenstrich im Kurfürstenkiez.

Wenngleich sich die konkreten Rahmenbedingungen des in diesem Buch dargestellten Forschungsprojekts also mitunter deutlich verändert haben, bin ich dennoch zu dem Schluss gekommen, dass dieses Buch nicht bloß eine Dokumentation der Berliner Sexarbeitslandschaft in den späten 2010er Jahren darstellt. Denn die sich im Rahmen meiner Forschung entfaltenden Prozesse der Prekarisierung von ›Osteuropäer*innen‹ sind weiterhin wirkmächtig und wurden durch die Pandemie verstärkt bzw. sichtbarer. So erhielten zumindest für einen kurzen Zeitraum die prekären Arbeitsbedingungen ›osteuropäischer‹ Saisonarbeitskräfte mediale Aufmerksamkeit, die die Abhängigkeit, aber auch die Abwertung ›osteuropäischer‹ Arbeitsmigrant*innen in Deutschland deutlich werden

ließ. Inzwischen liegt die dritte pandemische Spargelsaison hinter uns, die abermals nicht ohne migrantische Arbeitskräfte bewältigt werden konnte – eine bessere rechtliche Absicherung für ›osteuropäische‹ Arbeitskräfte im Niedriglohnsektor gibt es jedoch weiterhin nicht. Während die Pandemie also gezeigt hat, dass die Freizügigkeiten ›Europas‹ keineswegs selbstverständlich sind und bei Bedarf schnell rigiden innereuropäischen Grenzregimen weichen können, hat sie ebenso deutlich gemacht, wie die Prekariisierung ›osteuropäischer‹ Migrant*innen im neoliberalen ›Europa‹, die in dieser Arbeit dokumentiert und analysiert wurde, selbst (oder gerade) angesichts globaler Ausnahmezustände fortgeschrieben wird.

An diesem Punkt wollte ich meine Dissertation, die diesem Buch zugrunde liegt, im Februar 2022 eigentlich beenden. Doch während ich die letzten Korrekturen vornahm, marschierten russische Truppen in die Ukraine ein und begannen einen bis zum aktuellen Zeitpunkt (Dezember 2022) weiterhin andauernden Angriffskrieg.¹

In den ersten Tagen dieses Angriffskriegs überschlugen sich die Ereignisse, wodurch mir eine differenzierte Beurteilung des Geschehens und seiner Auswirkungen nicht möglich war. Ich vermerkte jedoch in der damaligen Version dieses Nachworts, dass einige Kommentator*innen davon sprachen, dass die ›europäische Ordnung‹ mit diesem Angriff ein Ende gefunden hätte. Verändert hat sich seit Februar 2022 einiges in Europa, aber ob wir gerade tatsächlich den Zusammenbruch der ›europäischen Ordnung‹ erleben, werden vermutlich erst Historiker*innen rückblickend umfassend beurteilen können. Denn jetzt, zehn Monate später, tobt dieser Krieg weiter. Die Erfahrungen der letzten Monate haben gezeigt, dass zumindest einige Aspekte der in diesem Buch beschriebenen neoliberalen ›europäischen Ordnung‹, die damit einhergehenden Ost-West-Dichotomien und weitere Formen von *Othering* weiterhin wirkmächtig sind.

Diese Aussage mag auf den ersten Blick irritieren, waren die ersten Tage und Wochen nach dem russischen Angriff auf die Ukraine doch von weitreichenden Solidaritätsbekundungen und der raschen Aufnahme zahlreicher Geflüchteter aus der Ukraine gekennzeichnet. Sehr schnell deutlich wurde dabei aber auch, dass diese Solidarität über weite Strecken v.a. *weißen* (und mutmaßlich christlichen) Menschen aus der Ukraine galt, die innerhalb weniger Tage u.a. ein verlängertes Aufenthaltsrecht und Zugang zu Sozialleistungen erhielten. Schwarze Personen und Personen of Colour, die aus der Ukraine fliehen mussten, erfuhren hingegen häufig rassistische Diskriminierung an Grenzübergängen (und darüber hinaus) und diejenigen unter ihnen ohne ukrainische Staatsbürgerschaft haben mitunter bis heute mit rechtlichen Hindernissen und Grauzonen zu kämpfen (vgl. Medizinethnologie 2022).

Auch die Stereotypisierung ›osteuropäischer‹ bzw. in diesem Fall spezifisch ukrainischer Frauen als hilflose Opfer fand eine weitere Iteration in den bald nach dem Beginn

1 Wobei nicht zu vergessen ist, dass Russland bereits seit 2014 einen Krieg in der bzw. gegen die Ukraine führt, der bis zu den Ereignissen des Jahres 2022 in der deutschen Öffentlichkeit jedoch wenig Aufmerksamkeit erfuhr. Es handelt sich bei dem Angriff Russlands im Februar 2022 also vielmehr um die Eskalation eines bestehenden Kriegs als um den Ausbruch eines neuen Kriegs. Die folgenden Ausführungen unter dem Begriff ›Angriffskrieg‹ beziehen sich allerdings nur auf das Kriegsgeschehen des Jahres 2022.

des Angriffskriegs aufkeimenden medialen Berichten über die Befürchtungen eines zunehmenden Menschenhandels von Frauen aus der Ukraine. Derartige Sorgen sind nicht unberechtigt. Denn Krieg und Flucht befördern und erzeugen verschiedene Vulnerabilitäten und Möglichkeiten ihrer Ausnutzung. Insofern sprachen sich zahlreiche Institutionen, Initiativen und Medien für eine umfassende Aufklärung gefährdeter Personen und entsprechende Schutzmaßnahmen vonseiten der Behörden u. a. aus (vgl. Cockbain/Sidebottom 2022, Hoff/de Volder 2022).

Gerade die mediale Berichterstattung, aber auch die mitunter unstrukturierten Informationskampagnen vor Ort waren jedoch – wie auch andere Menschenhandelspaniken – von zum Teil übertriebenen und sensationalisierten Darstellungen gekennzeichnet, die abermals das breite Feld der (potenziellen) Ausbeutung von Notlagen auf sexuelle Ausbeutung und Gewalt reduzierten. So stellte auch der Bundesweite Koordinierungskreis gegen Menschenhandel e.V. (KOK) in einem ersten Bericht über Menschenhandel im Kontext des Ukrainekriegs (KOK 2022) fest, dass gerade in dessen Anfangsphase die Menschenhandelsprävention zugunsten skandalisierender Berichte in den Hintergrund gerückt wurde:

»Insbesondere in den ersten Wochen nach Kriegsausbruch häuften sich Warnungen, dass sich hilfebedürftige Geflüchtete aus der Ukraine vor Menschenhändlern und Kriminellen in Acht nehmen sollten und größte Gefahr bestünde, dass geflüchtete Frauen am Bahnhof eingesammelt und unmittelbar in die Zwangsprostitution gedrängt würden. Im Zuge dessen wurde Menschenhandel fast ausschließlich mit der sexuellen Ausbeutung von weißen, jungen und hilfebedürftigen Frauen in Verbindung gebracht. Diese Stereotypisierung und Stigmatisierung führte zu einer medialen Konstruktion von ukrainischen Frauen als sexualisierte Objekte und reduzierte sie auf eine potenzielle Opferrolle. Dabei stand weniger die Vermittlung von neutraler und sachgerechter Information zu Zwecken der Prävention im Vordergrund, sondern effekthaschende Berichterstattungen.« (Ebd.: 22)

Dass die Eskalation des Kriegs in der Ukraine in Deutschland also nicht bloß zu verstärkten (und durchaus differenzierten) Debatten über ›Osteuropa(-politik), sondern auch zu einem vermehrten und deutlicheren Aufkommen von ›Osteuropa‹-Stereotypen beitrug, zeigte sich auch an anderen Stellen. Gerade in den ersten Monaten des Angriffskriegs berichteten Medien von Angriffen auf ›russische‹ Restaurants u. Ä. in Berlin (vgl. Cossé/Funke 2022). Umgekehrt wurden auf alltäglicher wie politischer Ebene ebenso schnell Stimmen laut, die sich gegen harte Sanktionen und für einen Friedensschluss mit Russland aussprachen, dabei aber bewusst oder unbewusst die Souveränität der Ukraine in Frage stellten (vgl. Spiegel 2022). Die konfliktiven Verhandlungen des Umgangs mit dem Kriegsgeschehen machten damit auch die Widersprüche deutscher ›Osteuropa‹-Stereotype und die ambivalente Position Russlands in ihnen sichtbar. Denn während der Krieg in der Ukraine für manche in Deutschland anscheinend einen Anlass darstellte, internalisierten Abneigungen gegenüber ›Russ*innen‹ Ausdruck zu verschaffen, perpetuierten andere die Vorstellung von Deutschland und Russland als zwei ›europäische‹ Großmächte, die über das Schicksal der Länder ›dazwischen‹ entscheiden. Diesen verschiedenen Ausdrücken der Stereotypisierung entgegen haben allerdings auch Kritiken am Verhältnis Deutschlands zu ›Osteuropa‹ und den damit einhergehenden Diskriminie-

rungen sowie Auseinandersetzungen mit den Erfahrungen von PostOst-Communities, d.h. in Deutschland lebende Menschen aus ›Osteuropa‹ bzw. Menschen mit ›osteuropäischer‹ und/oder postsowjetischer Familiengeschichte, verstärkt Eingang in öffentliche Debatten gefunden (vgl. Schulz 2022, Zingher 2022).

Dass gerade Deutschland bzw. seine Regierung sich – auch wegen der weitreichenden wirtschaftlichen Abhängigkeit von Russland – in der Anfangsphase des Kriegs nur langsam zu eindeutigen Positionierungen und der Unterstützung gemeinsamer Aktionen bzw. Sanktionen der EU durchringen konnte, sorgte gerade in den östlichen EU-Staaten für Verärgerung. Inwiefern sich damit einhergehend Verschiebungen von Allianzen und Machtverhältnissen innerhalb der EU ergeben (könnten), ist noch zu analysieren. Im Hinblick auf die in diesem Buch dargestellte Bedeutung Deutschlands als Raum der Verortung mobiler Orientierungen ergibt sich jedoch auch die Frage, ob oder inwiefern sich aus dieser Zögerlichkeit auch Konsequenzen für Subjektivierungsprozesse und (angestrebte) Mobilitäten von Menschen aus ›osteuropäischen‹ Ländern ergeben.

In Deutschland begann der anfänglich breite gesellschaftliche Enthusiasmus für die Unterstützung geflüchteter (weißer) Ukrainer*innen schließlich auch schnell zu schwinden, als sich abzuzeichnen begann, dass die Kriegshandlungen nicht bald wieder abklingen und geflüchtete Personen Deutschland nicht (unbedingt) bald wieder verlassen würden. Steigende Energiekosten trugen dazu bei, dass in der Zivilgesellschaft und Politik der Unmut wuchs über einen Krieg, dessen Begleiterscheinungen nun unmittelbare Auswirkungen auf das Leben in Deutschland hatten. Und nur etwas mehr als ein halbes Jahr nach dem Ausbruch des Angriffskriegs bezeichnete der CDU-Vorsitzende Friedrich Merz die Fluchtbewegungen von Ukrainer*innen nach Deutschland bereits als »Sozialtourismus« (Zeit Online 2022) – eine Formulierung, die sich direkt in die stereotypen Narrative über die ›Armutsmigration aus Osteuropa‹ einreihen lässt.

Im November 2022 waren die vielen blau-gelben Schilder an verschiedenen deutschen Bahnhöfen, die im Frühjahr 2022 aus der Ukraine ankommenden Menschen auf deutsch, englisch, ukrainisch und russisch erklärten, wo Bahntickets, Unterkünfte o.Ä. gefunden werden konnten, bereits auch größtenteils verschwunden oder Schildern gewichen, die stattdessen erklärten, wie und wo in Deutschland Jobs zu finden waren. Mit dem Beginn der Adventszeit flammte breiteres gesellschaftliches Mitgefühl für Menschen in und aus der Ukraine in Deutschland zwar kurzfristig wieder auf; es wurden Spenden gesammelt und ukrainische Produkte zu Weihnachten verschenkt. Doch die Verschiebung des Diskurses über ukrainische Geflüchtete hat bereits begonnen. Und wenn die ersten Strom- und Gasrechnungen des neuen Jahres anstehen, die aufgrund der drastischen Preissteigerungen für viele Menschen in Deutschland eine finanzielle Belastung darstellen werden, wird kritisch zu betrachten sein, wie politisch auf diese Umstände reagiert wird. Ich persönlich befürchte, dass die Abwertung ›Osteuropas‹ dabei einen zentralen Stellenwert einnehmen wird – und hoffe, dass ich bis zum Erscheinen dieses Buches eines Besseren belehrt werde.

Berlin, Dezember 2022

10. Anhang

10.1 Überblick über die Forschungsgruppe

Insgesamt nahmen an der Forschung 45 Personen teil, 26 davon (mindestens) im Rahmen eines narrativ-biographischen Interviews. Mit den anderen 19 Personen stand ich während meiner Beobachtungen in (regelmäßigem) Kontakt. Eine ausführliche Erklärung der methodischen Vorgehensweise findet sich in Kapitel 2; an dieser Stelle wird ausschließlich die Forschungsgruppe anhand einiger demographischer Faktoren vertiefend dargestellt. Während die 26 Interviews eine gezielte Abfrage dieser demographischen Angaben beinhalteten, verliefen die ethnographischen Gespräche unstrukturiert und zufällig, weswegen die hier genannten Daten von den anderen 19 Personen nicht immer erhoben werden konnten. So wurden Geschlecht, sexuelle Orientierung, Herkunft bzw. Staatsbürgerschaft und Alter von allen 45 Personen erhoben, Familienstand, Krankenversicherungsstatus, höchster Bildungsabschluss und Sprachkenntnisse von weniger Teilnehmer*innen. Für diese Kategorien ist die Anzahl der berücksichtigten Personen in der entsprechenden Graphik ausgewiesen.

Geschlecht und sexuelle Orientierung

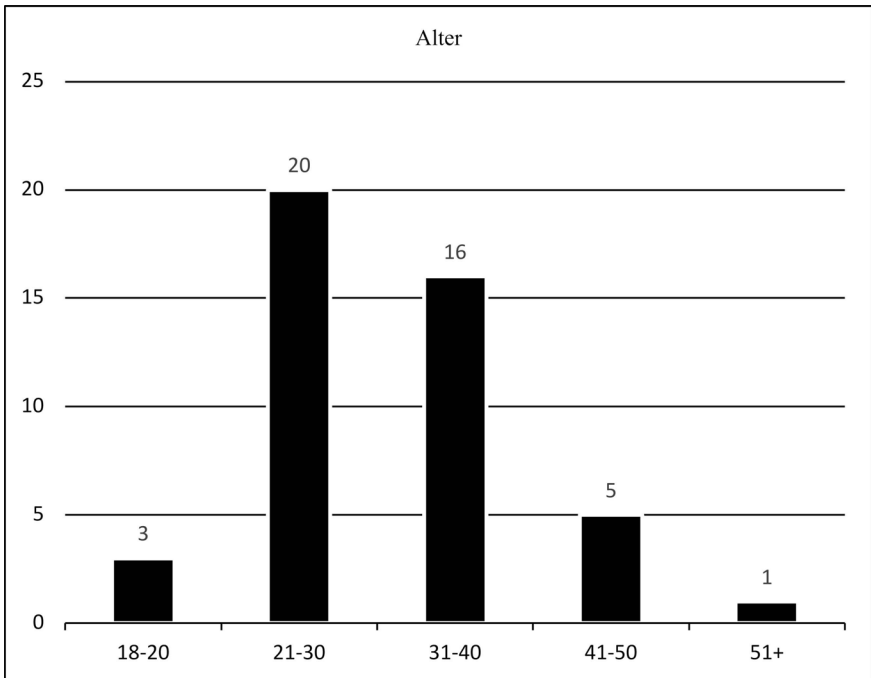
An der Studie nahmen 29 cis Frauen, zehn trans Frauen und sechs cis Männer teil.

Alle cis Männer identifizierten sich mir gegenüber als »nicht schwul« und berichteten von sexuellen Kontakten mit Frauen, hatten aber im Zuge ihrer Tätigkeit auch sexuelle Kontakte zu Männern. Alle trans Frauen gaben an, mit Männern sexuelle Kontakte zu haben bzw. haben zu wollen, benutzten dafür aber verschiedene Bezeichnungen, nämlich »hetero« oder »schwul«. Von den cis Frauen identifizierten sich 23 als heterosexuell, fünf als bisexuell und eine als lesbisch.

Alter

Die jüngste Forschungsteilnehmerin war 18 Jahre alt, die älteste 52. Insgesamt verteilen sich die Teilnehmer*innen auf verschiedene Altersgruppen, wie in Abbildung 1 dargestellt.

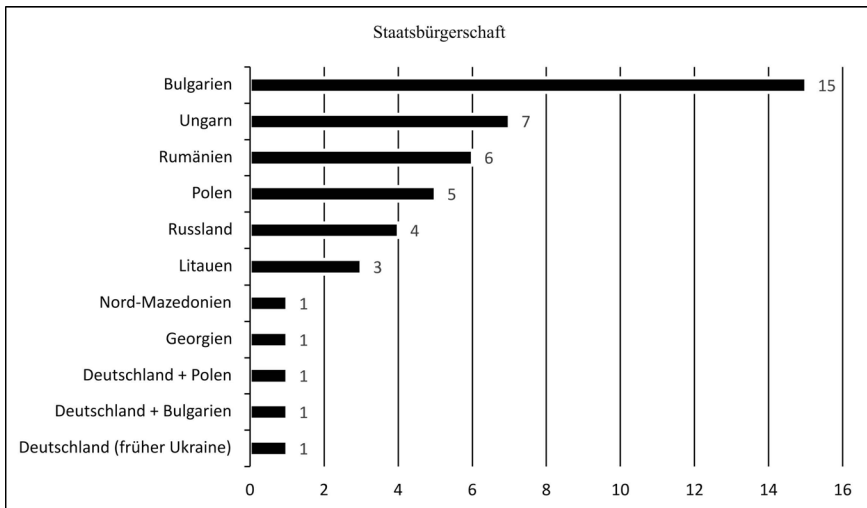
Abbildung 1: Alter der Forschungsteilnehmer*innen



Herkunft bzw. Staatsbürgerschaft

Ausschlaggebend für die Teilnahme war, dass die Personen bestimmte Länder als ihr Herkunftsland bezeichneten («Ich komme aus...») und/oder dort aufgewachsen waren. In den meisten Fällen entsprach dies der Staatsbürgerschaft der Personen. In drei Fällen hatten die entsprechenden Teilnehmer*innen inzwischen allerdings (auch) die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen, bezeichneten sich aber weiterhin als aus Polen/Bulgarien/der Ukraine kommend. Die folgende Auflistung (Abbildung 2) orientiert sich an der Staatsbürgerschaft, um auch neue und Doppelstaatsbürgerschaften abbilden zu können.

Abbildung 2: Staatsbürgerschaft(en) der Forschungsteilnehmer*innen

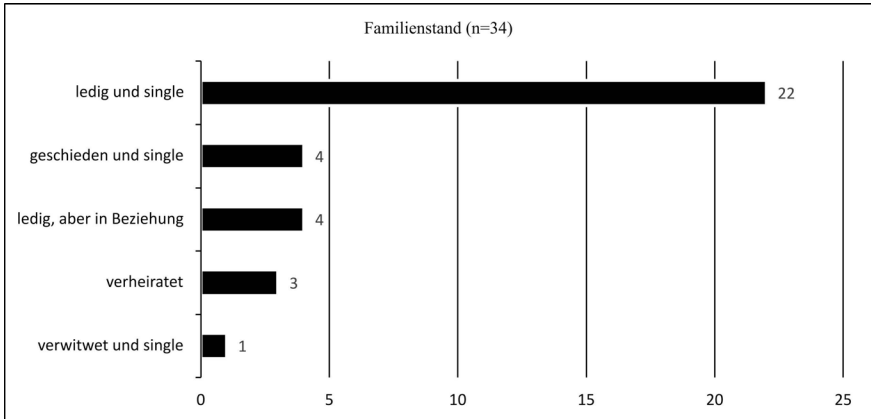


Familienstand und Kinder

Für diese Übersicht (Abbildung 3) ist zu bedenken, dass für die Teilnehmer*innen zwischen »single« und »in einer Beziehung« durchaus Grauzonen bestanden, in denen mehr oder weniger regelmäßige sexuelle und/oder romantische Beziehungen zu anderen Personen gepflegt wurden, die allerdings (noch) nicht als partnerschaftliche Beziehung kategorisiert wurden. Dass sich der größte Teil derjenigen, die über ihren Beziehungsstatus Aussagen machten, als »ledig/geschieden/verwitwet« und »single« bezeichnete, ist dementsprechend nicht mit einer gänzlichen Abwesenheit (nicht kommerzieller) sexueller und/oder romantischer Beziehungen gleichzusetzen.

Darüber hinaus machten 45 Personen Angaben über ihre Kinder(-losigkeit): 17 Personen hatten mindestens ein Kind bis maximal 3 Kinder, während 28 Personen zum Zeitpunkt der Forschung kinderlos waren.

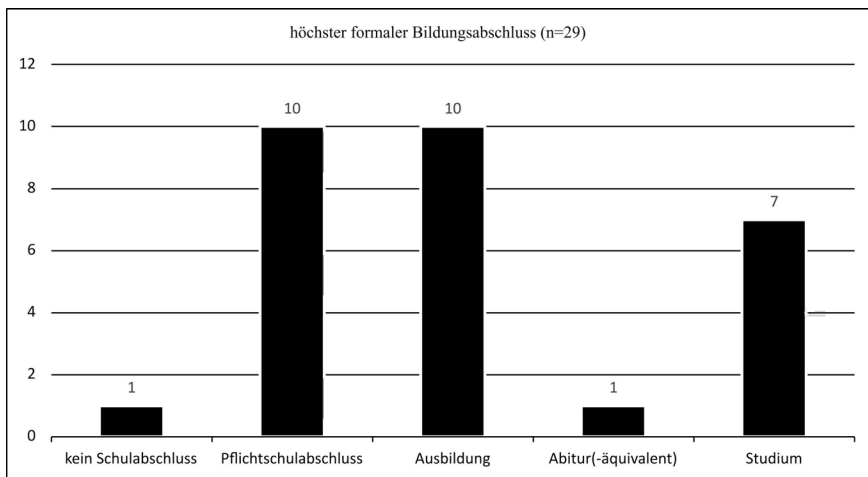
Abbildung 3: Familienstand der Forschungsteilnehmer*innen



Bildung

Da die Bildungssysteme der im Rahmen dieser Forschung berücksichtigten Länder stark variieren, beschränkt sich die folgende Graphik (Abbildung 4) auf ein vereinfachtes, an das deutsche Bildungssystem angelehntes Schema, anhand dessen die unterschiedlichen Angaben grob zusammengefasst werden konnten. Zu bedenken ist dabei, dass die zum Pflichtschulabschluss vorgeschriebenen Schuljahre variierten und auch Ausbildungen bzw. Abituräquivalente anderen Voraussetzungen als in Deutschland unterworfen waren.

Abbildung 4: Bildungsstand der Forschungsteilnehmer*innen



Krankenversicherungsstatus

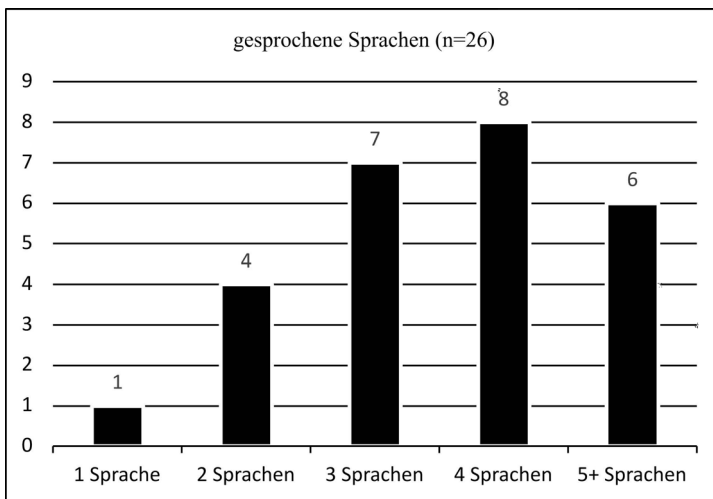
Von 29 danach befragten Teilnehmer*innen verfügten 21 zum Zeitpunkt der Forschung über eine aktive Krankenversicherung. Es handelte sich dabei aber nicht unbedingt um eine deutsche Krankenversicherung. Einige Teilnehmer*innen waren in ihren Herkunftsländern gesetzlich versichert, andere verfügten über private Krankenversicherungen und nur wenige waren an das deutsche gesetzliche Krankenversicherungssystem angebunden.

Sprachkenntnisse

Nur die 26 Personen, die an Interviews teilnahmen, wurden gezielt nach ihren Sprachkenntnissen befragt. Ausschlaggebend für die Einordnung war dabei die Selbsteinschätzung der jeweiligen Personen (»Ich kann ... sprechen«), insofern inkludieren die Angaben auch Sprachen, die von den Teilnehmer*innen nur teilweise oder bruchstückhaft gesprochen wurden.

Zu bedenken ist bei dieser Übersicht (Abbildung 5), dass einige Teilnehmer*innen bereits mehrsprachig aufgewachsen waren bzw. nicht immer klar zwischen Erst- und Fremdsprachen unterschieden werden konnte, weswegen zu Übersichtszwecken auch von einer genauen Aufschlüsselung der einzelnen Sprachen abgesehen wird (z.B. war für einige Teilnehmer*innen Bulgarisch die einzige Erstsprache und für andere eine Fremdsprache). Insgesamt genannt wurden folgende Sprachen, wobei die kursiv gesetzten Sprachen ausschließlich als Fremdsprache genannt wurden: *Arabisch*, Bulgarisch, *Dänisch*, *Deutsch*, *Englisch*, *Französisch*, *Italienisch*, Litauisch, Polnisch, Romanes, Rumänisch, Russisch, Serbisch, Türkisch, Ukrainisch und Ungarisch.

Abbildung 5: Sprachkenntnisse der Forschungsteilnehmer*innen



10.2 Liste der interviewten Beratungsstellen und Vereine

- **Ban Ying e.V.**
Schriftliches Interview am 31. Oktober 2018
- **Berufsverband erotische und sexuelle Dienstleistungen (BesD)**
Persönliches Interview am 17. Oktober 2018
- **Frauentreff Olga**
Persönliches Interview am 31. Januar 2017
- **Gangway e.V.**
Persönliches Interview am 09. Juli 2018
- **Hydra e.V.**
Informelles Gespräch am 11. September 2017
- **In Via e.V.**
Informelles Gespräch am 09. Oktober 2017
- **Mittwochsinitiative e.V. der Zwölf-Apostel-Kirchengemeinde**
Persönliches Interview am 12. Oktober 2017
- **Neustart e.V.**
Persönliches Interview am 13. Juli 2018
- **Solwodi Berlin e.V.**
Telefonisches Interview am 04. Mai 2018
- **Subway**
Persönliches Interview am 10. Februar 2017

10.3 Liste der interviewten Verwaltungsorgane

- **Gleichstellungsbeauftragte des Bezirks Mitte**
Persönliches Interview am 01. August 2018
- **Gleichstellungsbeauftragte des Bezirks Tempelhof-Schöneberg**
Persönliches Interview am 31. Juli 2018
- **Landeskriminalamt Berlin – Abteilung 42: Bekämpfung der gewaltorientierten Organisierten Kriminalität, der Banden- und Schleusungskriminalität, sowie des Menschenhandels**
Persönliches Interview am 22. August 2018
- **Probea Berlin – Anmeldung und Beratung nach Prostituiertenschutzgesetz**
Persönliches Interview am 11. Juli 2018
- **Quartiersmanagement Schöneberger Norden**
Persönliches Interview am 20. August 2018
- **Senatsverwaltung für Gesundheit, Pflege und Gleichstellung**
Persönliches Interview am 24. Mai 2018
- **Staatsanwaltschaft Berlin – Beauftragte für Verfahren im Bereich Menschenhandel**
Persönliches Interview am 20. August 2018
- **Zentrum für sexuelle Gesundheit Friedrichshain-Kreuzberg**
Informelles Gespräch am 31. August 2017
- **Zentrum für sexuelle Gesundheit Marzahn-Hellersdorf**
Informelles Gespräch am 13. September 2017

Abbildungsverzeichnis

| | | |
|--------------|---|-----|
| Abbildung 1: | Alter der Forschungsteilnehmer*innen | 250 |
| Abbildung 2: | Staatsbürgerschaft(en) der Forschungsteilnehmer*innen | 251 |
| Abbildung 3: | Familienstand der Forschungsteilnehmer*innen | 252 |
| Abbildung 4: | Bildungsstand der Forschungsteilnehmer*innen | 253 |
| Abbildung 5: | Sprachkenntnisse der Forschungsteilnehmer*innen | 254 |

Literaturverzeichnis

- AAA (2012): Code of ethics of the American Anthropological Association. <http://ethics.americananthro.org/>
- Aalbers, Manuel B./Deinema, Michaël (2012): »Placing prostitution: The spatial-sexual order of Amsterdam and its growth coalition«, in: *City* 16(1-2), S. 129–145.
- Aalbers, Manuel B./Sabat, Magdalena (2012): »Re-making a landscape of prostitution: The Amsterdam Red Light District. Introduction«, in: *City* 16(1-2), S. 112–128.
- Abu-Lughod, Lila (2016): *Veiled sentiments*, Berkeley: University of California Press.
- Adam, Jens/Bojadžijev, Manuela/Knecht, Michi/Lewicki, Paweł/Polat, Nurhak/Römhild, Regina/Spiekermann, Rika (2019): »Europa dezentrieren: Programm und Perspektiven einer Anthropologie reflexiver Europäisierung«, in: Dies. (Hg.), *Europa dezentrieren: Globale Verflechtungen neu denken*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 7–34.
- Adamovsky, Ezequiel (2006): *Euro-orientalism: Liberal ideology and the image of Russia in France (c. 1740–1880)*, Oxford et al.: Peter Lang.
- Adamson, Fiona B./Triadafilopoulos, Triadafilos/Zolberg, Aristide R. (2011): »The limits of the liberal state: Migration, identity and belonging in Europe«, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 37(6), S. 843–859.
- Agustín, Laura (2004): »Alternate ethics, or: Telling lies to researchers«, in: *Research for Sex Work* 7, S. 6–7.
- Agustín, Laura (2006): »The disappearing of a migration category: Migrants who sell sex«, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 32(1), S. 29–47.
- Agustín, Laura (2007): *Sex at the margins: Migration, labour markets and the rescue industry*, London: Zed Books.
- Agustín, Laura (2015): »Research is not activism: And whose interests are at stake, anyway?«, in: *The Naked Anthropologist (Blog)*. <https://www.lauraagustin.com/research-is-not-activism-and-whose-interests-are-at-stake-anyway>
- Ahmed, Sara (2000): *Strange encounters: Embodied others in post-coloniality*, London/New York: Routledge.
- Ahmed, Sara (2004): »Affective economies«, in: *Social Text* 22(2), S. 117–139.
- Ahmed, Sara (2006): *Queer phenomenology: Orientations, objects, others*, Durham/London: Duke University Press.

- Altay, Tunay/Yurdakul, Gökçe/Korteweg, Anna C. (2020): »Crossing borders: The intersectional marginalisation of Bulgarian Muslim trans*immigrant sex workers in Berlin«, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 47(9), S. 1–18.
- Amesberger, Helga (2017): »Sexarbeit: Arbeit – Ausbeutung – Gewalt gegen Frauen? Scheinbare Gewissheiten«, in: *Ethik und Gesellschaft* 1/2017: Sozialethik der Lebensformen.
- Amesberger, Helga (2019): »Was hat Bildungsarmut mit Sexarbeit zu tun?«, in: Quenzel, Gudrun, /Hurrelmann, Klaus (Hg.), *Handbuch Bildungsarmut*, Wiesbaden: Springer, S. 645–666.
- Ammaturo, Francesca R. (2016): *European sexual citizenship: Human rights, bodies and identities*, Cham: Palgrave Macmillan.
- Amt für Statistik Berlin-Brandenburg (2021): *Statistischer Bericht. Einwohnerinnen und Einwohner im Land Berlin am 31. Dezember 2020*, https://download.statistik-berlin-brandenburg.de/fa93e3bd19a2e885/a5ecfb2fff6a/SB_A01-05-00_2020ho2_BE.pdf
- Anderson, Bridget (2010): »Migration, immigration controls and the fashioning of precarious workers«, in: *Work, Employment and Society* 24(2), S. 300–317.
- Andrijasevic, Rutvica (2007): »Beautiful dead bodies: Gender, migration and representation in anti-trafficking campaigns«, in: *Feminist Review* 86(1), S. 24–44.
- Andrijasevic, Rutvica (2010): *Migration, agency and citizenship in sex trafficking*, London: Palgrave Macmillan.
- Andrijasevic, Rutvica (2021): »Forced labour in supply chains: Rolling back the debate on gender, migration and sexual commerce«, in: *European Journal of Women's Studies* 28(4), S. 410–424.
- ASA (2011): *Ethical guidelines for good research practice. Association of Social Anthropologists of the UK and the Commonwealth (ASA)*. <https://www.theasa.org/downloads/ASA%20ethics%20guidelines%202011.pdf>
- ASA (2021): *Ethical guidelines 2021 for good research practice. Association of Social Anthropologists in the UK*. https://www.theasa.org/downloads/ethics/asa_ethicsgl_2021.pdf
- Baccaro, Lucio/Howell, Chris (2017): *Trajectories of neoliberal transformation: European industrial relations since the 1970s*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Baer, Monika (2020): »Europeanization on the move. LGBT/Q activist projects in contemporary Poland«, in: *Intersections* 6(3), S. 53–73.
- Bangstad, Sindre (2017): »Doing fieldwork among people we don't (necessarily) like«, in: *Anthropology News* 58(4), S. e238–e243.
- Barełkowski, Matthias/Kraft, Claudia/Röskau-Rydel, Isabel (2016): *Zwischen Geschlecht und Nation: Interdependenzen und Interaktionen in der multiethnischen Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert*, Osnabrück: fibre.
- Bauder, Harald (2005): »Institutional capital and labour devaluation: The non-recognition of foreign credentials in Germany«, in: *European Journal of Economics and Economic Policies: Intervention* 2(1), S. 75–93.
- Beachy, Robert (2014): *Gay Berlin: Birthplace of a modern identity*, New York: Vintage Books.
- Behrensen, Maren/Stanoeva, Elitza (2019): »Hypochondriac identities: Gender and nationalism in Bulgaria and Germany«, in: Behrensen, Maren/Heimbach-Steins, Mari-

- anne/Henning, Linda E. (Hg.), *Gender – Nation – Religion. Ein internationaler Vergleich von Akteursstrategien und Diskursverflechtungen*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 147–188.
- Benkel, Thorsten (2010): *Das Frankfurter Bahnhofsviertel: Devianz im öffentlichen Raum*, Wiesbaden: Springer.
- Benkel, Thorsten (2015): »Between order and autonomy: The difficult assessment of prostitution. A German perspective«, in: *Current Politics & Economics of Europe* 26(3), S. 455–465.
- Benkel, Thorsten (2018): »Die Agenten der Moral schlagen zurück. Zur Kritik des Prostituiertenschutzgesetzes«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 31(1), S. 68–76.
- Berlant, Lauren (2011): *Cruel optimism*, Durham/London: Duke University Press.
- Bernard, H. Russell (2011): *Research methods in anthropology: Qualitative and quantitative approaches*. 5th edition, Lanham et al.: AltaMira Press.
- Bernstein, Elizabeth (2007): *Temporarily yours: Intimacy, authenticity, and the commerce of sex*, Chicago: University of Chicago Press.
- Bernstein, Elizabeth (2010): »Militarized humanitarianism meets carceral feminism: The politics of sex, rights, and freedom in contemporary antitrafficking campaigns«, in: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 36(1), S. 45–71.
- Bernstein, Elizabeth/Jakobsen, Janet R. (2022): *Paradoxes of neoliberalism: Sex, gender and possibilities for justice*, Oxon/New York: Routledge.
- Bezirksamt Mitte (2017): 12 Fragen und Antworten zur Straßenprostitution rund um die Kurfürstenstraße. <https://www.berlin.de/ba-mitte/politik-und-verwaltung/bezirksamt/stephan-von-dassel/artikel.619541.php>
- Biehl, João/Good, Byron/Kleinman, Arthur (2007): *Subjectivity: Ethnographic investigations*, Berkeley et al.: University of California Press.
- Bloch, Alexia (2003): »Victims of trafficking or entrepreneurial women? Narratives of post-Soviet entertainers in Turkey«, in: *Canadian Woman Studies* 22(3), S. 152–158.
- Bloch, Alexia (2017): *Sex, love, and migration: Postsocialism, modernity, and intimacy from Istanbul to the Arctic*, Ithaca: Cornell University Press.
- Böröcz, József/Sarkar, Mahua (2017): »The unbearable whiteness of the Polish plumber and the Hungarian peacock dance around ›race‹«, in: *Slavic Review* 76(2), S. 307–314.
- Brković, Čarna (2021): »Minority sexualities, kinship and non-autological freedom in Montenegro«, in: *Social Anthropology* 29(2), S. 387–403.
- Brüning, Steffi (2020): *Prostitution in der DDR: Eine Untersuchung am Beispiel der Städte Rostock, Berlin und Leipzig von 1968 bis 1989*, Berlin: be.bra wissenschaft.
- Buchowski, Michał (2006): »The specter of orientalism in Europe: From exotic other to stigmatized brother«, in: *Anthropological Quarterly* 79(3), S. 463–482.
- Buchowski, Michał (2010): »Hierarchies of Knowledge in Central-Eastern European Anthropology«, in: *Anthropology of East Europe Review* 22(2), S. 5–14.
- Buchowski, Michał (2012): »Europe as a fortress: the end of multiculturalism and the rise of ›cultural racism‹«, in: Кузнецов, А. М. (Hg.), *Этническая политика и невоенные аспекты безопасности. материалы международного семинара, Владивосток: Издательский дом Дальневост. федерал. ун-та*, S. 33–46.
- Bundeskriminalamt (2017): *Menschenhandel. Bundeslagebild 2016*.
- Bundeskriminalamt (2018): *Menschenhandel und Ausbeutung. Bundeslagebild 2017*.

- Bundeskriminalamt (2019): Menschenhandel und Ausbeutung. Bundeslagebild 2018.
- Bundeskriminalamt (2020): Menschenhandel und Ausbeutung. Bundeslagebild 2019.
- Burkert, Martin (2000): Die Ostwissenschaften im Dritten Reich: Teil 1: Zwischen Verbot und Duldung. Die schwierige Gratwanderung der Ostwissenschaften zwischen 1933 und 1939, Wiesbaden: Harrassowitz.
- Burleigh, Michael (1989): Germany turns eastwards: A study of Ostforschung in the Third Reich, Cambridge et al.: Cambridge University Press.
- Butler, Judith (2015): Notes toward a performative theory of assembly, Cambridge: Harvard University Press.
- Cajas, Juan/Pérez, Yolinitzli (2017): »Anthropologists, economic retribution and informants: Notes about ethics in social research«, in: *Agathos* 8(1), S. 143–154.
- Castañeda, Heide (2013): »Structural vulnerability and access to medical care among migrant street-based male sex workers in Germany«, in: *Social Science & Medicine* 84, S. 94–101.
- Castañeda, Heide (2014): »Migrant male sex workers in Germany«, in: Minichello, Victor/Scott, John (Hg.), *Male sex work and society*, New York: Harrington Park Press, S. 397–426.
- Castañeda, Heide (2015): »European mobilities or poverty migration? Discourses on Roma in Germany«, in: *International Migration* 53(3), S. 87–99.
- Cercel, Cristian (2019): Romania and the quest for European identity: Philo-Germanism without Germans, Oxon/New York: Routledge.
- Çetin, Zülfükar (2018): »The Dynamics of Queer Politics and Gentrification in Berlin«, in: Sweetapple, Christopher (Hg.), *The Queer Intersectional in Contemporary Germany: Essays on Racism, Capitalism and Sexual Politics.*, Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 141–182.
- Chakrabarty, Dipesh (2009): *Provincializing Europe*, Princeton: Princeton University Press.
- Chapuis, Amandine (2016): »Touring the immoral. Affective geographies of visitors to the Amsterdam Red-Light district«, in: *Urban Studies* 54(3), S. 616–632.
- Chelcea, Liviu/Druță, Oana (2016): »Zombie socialism and the rise of neoliberalism in post-socialist Central and Eastern Europe«, in: *Eurasian Geography and Economics* 57(4-5), S. 521–544.
- Cochrane, Allan (2006): »Making up meanings in a capital city: power, memory and monuments in Berlin«, in: *European Urban and Regional Studies* 13(1), S. 5–24.
- Cockbain, Ella/Sidebottom, Aiden (2022): »War, Displacement, and Human Trafficking and Exploitation: Findings from an evidence-gathering Roundtable in Response to the War in Ukraine«, in: *Journal of Human Trafficking*, S. 1–29.
- Constable, Nicole (2009): »The commodification of intimacy: Marriage, sex, and reproductive labor«, in: *Annual Review of Anthropology* 38, S. 49–64.
- Contreras, Ricardo/Griffith, David (2012): »Managing migration, managing motherhood: The moral economy of gendered migration«, in: *International Migration* 50(4), S. 51–66.
- Cossé, Eva/Funke, Klara (2022): »Ukraine-Krieg führt zu Hassverbrechen in Deutschland«, herausgegeben von: Human Rights Watch am 1. Juni 2022. <https://www.hrw.org/de/news/2022/06/01/ukraine-krieg-fuehrt-zu-hassverbrechen-deutschland>

- Cruz, Katie (2018): »Beyond Liberalism: Marxist Feminism, Migrant Sex Work, and Labour Unfreedom«, in: *Feminist Legal Studies* 26(1), S. 65–92.
- Currie, Samantha (2007): »De-skilled and devalued: The labour market experience of Polish migrants in the UK following EU enlargement«, in: *International Journal of Comparative Labour Law and Industrial Relations* 23(1), S. 83–116.
- Curtis, Debra (2004): »Commodities and sexual subjectivities: A look at capitalism and its desires«, in: *Cultural Anthropology* 19(1), S. 95–121.
- Cviklova, Lucie (2015): »Direct and indirect racial discrimination of Roma people in Bulgaria, the Czech Republic and the Russian Federation«, in: *Ethnic and Racial Studies* 38(12), S. 2140–2155.
- Das, Veena/Parry, Jonathan (1983): »Fieldwork in South Asia«, in: *Man* 18(4), S. 790–791.
- Day, Sophie (2009): »Renewing the War on prostitution: The spectres of ›trafficking‹ and ›slavery‹«, in: *Anthropology Today* 25(3), S. 1–3.
- de Castro, Carlos/Reigada, Alicia/Gadea, Elena (2020): »The devaluation of female labour in fruit and vegetable packaging plants in Spanish Mediterranean agriculture«, in: *Organization* 27(2), S. 232–250.
- Deering, Kathleen/Shannon, Kate (2012): »Fears of an influx of sex workers to major sporting events are unfounded«, in: *BMJ* 345, S. e5845.
- Dewey, Susan/Zheng, Tiantian (2013): *Ethical research with sex workers: Anthropological approaches*, New York: Springer.
- DGSKA (2019a): »Forschungsethik – Reflexionsfragebogen«, herausgegeben von: Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie e.V. https://www.dgska.de/wp-content/uploads/2020/03/DGSKA_Ethik-Reflexionsfragebogen.pdf
- DGSKA (2019b): »Grundlagen und Verfahren für die ethische Begutachtung ethnologischer Forschungen« [»Ethikleitlinien«], herausgegeben von: Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie e.V. <https://www.dgska.de/dgska/ethik/>
- Dietze, Gabriele (2016): »Ethnosexismus: Sex-Mob-Narrative um die Kölner Sylvester nacht«, in: *Movements* 2(1), S. 1–16.
- Dilger, Hansjörg (2003): »Sexuality, AIDS, and the lures of modernity: Reflexivity and morality among young people in rural Tanzania«, in: *Medical Anthropology* 22(1), S. 23–52.
- Dilger, Hansjörg (2017): »Ethics, epistemology and ethnography: The need for an anthropological debate on ethical review processes in Germany«, in: *Sociologus* 67(2), S. 191–208.
- Dilger, Hansjörg/Huschke, Susann/Mattes, Dominik (2015): »Ethics, epistemology, and engagement: Encountering values in medical anthropology«, in: *Medical Anthropology* 34(1), S. 1–10.
- Ditmore, Melissa (2012): »Trafficking in lives: How ideology shapes policy«, in: Kempadoo, Kamala/Jyoti Sanghera/Bandana Pattanaik (Hg.), *Trafficking and Prostitution Reconsidered: New Perspectives on Migration, Sex Work, and Human Rights*, Boulder: Paradigm Publishers, S. 107–126.
- Dodsworth, Jane (2015): *Pathways into sexual exploitation and sex work: The experience of victimhood and agency*, London/New York: Palgrave Macmillan.

- Doezema, Jo (1999): »Loose women or lost women? The re-emergence of the myth of white slavery in contemporary discourses of trafficking in women«, in: *Gender Issues* 18(1), S. 23–50.
- Donnan, Hastings/Magowan, Fiona (2010): *The anthropology of sex*, New York: Routledge.
- Döring, Christian/Ulbricht, Klaus (2018): »Gentrification hotspots and displacement in Berlin. A quantitative analysis«, in: Helbrecht, Ilse (Hg.), *Gentrification and resistance*, Wiesbaden: Springer, S. 9–35.
- Döring, Matthias (2018): *Bürgerbefragung im Bereich Kurfürstenkiez. Ergebnispräsentation*, Universität Potsdam.
- Döring, Nicola (2014): »Prostitution in Deutschland: Eckdaten und Veränderungen durch das Internet«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 27(2), S. 99–137.
- EASA (2020): »EASA expression of solidarity with BLM; and time for us to act, too«, herausgegeben von: European Association of Social Anthropologists. <https://easaonline.org/news/publications/support/blm>
- Edelman, Elijah A. (2011): »This area has been declared a prostitution free zone: Discursive formations of space, the state, and trans ›sex worker‹ bodies«, in: *Journal of Homosexuality* 58(6-7), S. 848–864.
- Ehrenreich, Barbara (2003): *Global woman: nannies, maids, and sex workers in the new economy*, New York: Metropolitan Books.
- Eisenstein, Anna (2021): »On waiting willfully in urban Uganda: Toward an anthropology of pace«, in: *Cultural Anthropology* 36(3), S. 458–483.
- Ellison, Graham (2018): »Drifters, party boys and incumbents: The life patterns of male street-based sex workers«, in: *Sociology* 52(2), S. 367–383.
- Ellison, Graham/Weitzer, Ronald (2017): »Young men doing business: Male bar prostitution in Berlin and Prague«, in: *Sexualities* 21(8), S. 1389–1408.
- Empower Foundation (2016): »We don't do sex work because we are poor, we do sex work to end our poverty«, in: *Open Democracy* (Hg.), *Beyond Trafficking and Slavery* (Blog). <https://www.opendemocracy.net/en/beyond-trafficking-and-slavery/we-don-t-do-sex-work-because-we-are-poor-we-do-sex-work-to-end-our-poverty/>
- Europäische Union (2010): *Charta der Grundrechte der Europäischen Union*. https://www.europarl.europa.eu/germany/resource/static/files/europa_grundrechtcharta/_30.03.2010.pdf
- Evans, Jennifer V. (2011): *Life among the ruins: cityscape and sexuality in Cold War Berlin*, Houndmills: Palgrave Macmillan.
- Falck, Uta (1998): *VEB Bordell: Geschichte der Prostitution in der DDR*, Berlin: Ch. Links Verlag.
- Farley, Melissa (2004): »Prostitution is sexual violence«, in: *Psychiatric Times* 21(12), S. 7–8, 10.
- Fausser, Margit (2019): »The emergence of urban border spaces in Europe«, in: *Journal of Borderlands Studies* 34(4), S. 605–622.
- Federici, Silvia (2004): *Caliban and the witch*, New York: Autonomedia.
- Fedorova, Anastasiia (2019): »Luc Besson's spy thriller Anna shows the West is still hung up on harmful stereotypes of Russian women«, in: *The Calvert Journal* vom 17. Juli

2019. <https://www.calvertjournal.com/articles/show/11268/luc-besson-anna-sexist-stereotypes-spy-thriller>
- Fekete, Liz (2014): »Europe against the Roma«, in: *Race & Class* 55(3), S. 60–70.
- Fernandez, Elsa (2020): *Fragmente über das Überleben. Romani Geschichte und Gadjerassismus*, Münster: Unrast Verlag.
- Finger, Sascha (2016): »Sex-work and mobility as a coping strategy for marginalized Hungarian Roma women«, in: *ACME: An International Journal for Critical Geographies* 15(1), S. 104–128.
- Finger, Sascha (2017): *Ungarische Romnija als Sexarbeiterinnen in Zürich: Prostitution und transnationale Mobilität als Bewältigungsstrategien gesellschaftlicher Marginalisierung*, Düsseldorf: Südwestdeutscher Verlag für Hochschulschriften.
- Fischer, Edward F. (2020): *The good life*, Stanford: Stanford University Press.
- Flick, Uwe (2012): *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Foret, François/Rubio Grundell, Lucrecia (2020): »European Morality Politics in the European Union: The Case of Prostitution«, in: *Sexuality & Culture* 24(6), S. 1798–1814.
- Foucault, Michel (1987): *Sexualität und Wahrheit. Erster Band: Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fox, Nick J./Allred, Pam (2013): »The sexuality-assemblage: Desire, affect, anti-humanism«, in: *The Sociological Review* 61(4), S. 769–789.
- Freitag, Gabriele (2005): »NS-Zwangsarbeit–60 Jahre später: Die Arbeit der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«, in: *Osteuropa* 4–6/2005, S. 462–476.
- Funk, Nanette/Mueller, Magda (2018): *Gender politics and post-communism: Reflections from Eastern Europe and the former Soviet Union*, Milton Park: Routledge.
- Gagyi, Ágnes (2021): *The political economy of middle class politics and the global crisis in Eastern Europe: The case of Hungary and Romania*, Cham: Palgrave Macmillan.
- Giesselmann, Marco/Luekemann, Laura (2017): »Zunehmende Armut in Deutschland: Empirisch gesichertes Faktum oder Mythos?«, in: *Gesellschaft. Wirtschaft. Politik* 66(1), S. 23–24.
- Gill, Rosalind/Scharff, Christina (2013): »Introduction«, in: Dies. (Hg.), *New femininities: Postfeminism, neoliberalism and subjectivity*, Hampshire: Palgrave Macmillan, S. 1–17.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1999): *The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research*, London: Routledge.
- Glück, Zoltán/Low, Setha (2017): »A sociospatial framework for the anthropology of security«, in: *Anthropological Theory* 17(3), S. 281–296.
- Göktürk, Deniz/Gramling, David/Kaes, Anton (2007): *Germany in transit: Nation and migration, 1955–2005*, Berkeley: University of California Press.
- Goldberg, David T. (2006): »Racial Europeanization«, in: *Ethnic and Racial Studies* 29(2), S. 331–364.
- Graeber, David (2001): *Toward an anthropological theory of value: The false coin of our own dreams*, New York: Palgrave Macmillan.
- Graupner, Helmut (2010): »Der juristische Blick: Sexualität und Recht–zwischen Schutz und Bevormundung«, in: Busch, Ulrike (Hg.), *Sexuelle und reproduktive Gesund-*

- heit und Rechte. Nationale und internationale Perspektiven, Baden-Baden: Nomos, S. 169–182.
- Gressgård, Randi/Husakouskaya, Nadzeya (2020): »Europeanization as civilizational transition from East to West: Racial displacement and sexual modernity in Ukraine«, in: *Intersections* 6(3), S. 74–96.
- Gressgård, Randi/Smoczy, Rafał (2020): »Noble Polish sexuality and the corrupted European body«, in: *Intersections* 6(3), S. 13–32.
- Gutierrez-Rodriguez, Encarnacion (2014): »Domestic work–affective labor: On feminization and the coloniality of labor«, in: *Women's Studies International Forum* 46, S. 45–53.
- Hahn, Hans-Peter/Hornbacher, Annette/Schönhuth, Michael (2009): »Frankfurter Erklärung zur Ethik in der Ethnologie«, herausgegeben von: Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie e.V. <https://www.dgska.de/wp-content/uploads/2016/07/DGV-Ethikerklärung.pdf>
- Hammett, Daniel/Sporton, Deborah (2012): »Paying for interviews? Negotiating ethics, power and expectation«, in: *Area* 44(4), S. 496–502.
- Hammond, Natalie/Kingston, Sarah (2014): »Experiencing stigma as sex work researchers in professional and personal lives«, in: *Sexualities* 17(3), S. 329–347.
- Han, Clara (2018): »Precarity, precariousness, and vulnerability«, in: *Annual Review of Anthropology* 47(1), S. 331–343.
- Hansen, Peo (2000): »European citizenship, or where neoliberalism meets ethno-culturalism«, in: *European Societies* 2(2), S. 139–165.
- Hardt, Michael (1999): »Affective Labor«, in: *boundary 2* 26(2), S. 89–100.
- Harvey, David (2007): *A brief history of neoliberalism*, Oxford: Oxford University Press.
- Häusler, Alexander (2002): »Multikulturalismus als Bedrohung deutscher Identität«, in: Butterwegge, Christoph/Cremer, Janine/Häusler, Alexander/Hentges, Gudrun/Pfeiffer, Thomas/Reißlandt, Carolin/Salzborn, Samuel (Hg.), *Themen der Rechten – Themen der Mitte. Zuwanderung, demografischer Wandel und Nationalbewusstsein*, Wiesbaden: Springer, S. 67–91.
- Herder, Johann G. (1869): *Ideen zur Geschichte der Menschheit*, Mannheim: Brockhaus.
- Herdt, Gilbert (2009): *Moral panics, sex panics: Fear and the fight over sexual rights*, New York: New York University Press.
- Hefß, Pamela (2016): »Gleichförmig statt vielfältig: Die DDR im öffentlichen Erinnern«, in: Matthäus, Sandra/Kubiak, Daniel (Hg.), *Der Osten: Neue sozialwissenschaftliche Perspektiven auf einen komplexen Gegenstand jenseits von Verurteilung und Verklärung*, Wiesbaden: Springer, S. 99–123.
- Hess, Sebastian (2006): »The demand for seasonal farm labor from Central-and Eastern European countries in German agriculture«, in: *Agricultural Engineering International: CIGR Journal Manuscript MES 05 003*. Vol. 8.
- Hester, Helen/Stardust, Zahra (2020): »Sex work in a postwork imaginary: On abolitionism, careerism, and respectability«, in: Cooke, Jennifer (Hg.), *The new feminist literary studies*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 69–82.
- Heying, Mareen (2019): *Huren in Bewegung: Kämpfe von Sexarbeiterinnen in Deutschland und Italien, 1980 bis 2001*, Essen: Klartext.

- Hill, Elisabeth/Bibbert, Mark (2019): Zur Regulierung der Prostitution: Eine diskursanalytische Betrachtung des Prostituiertenschutzgesetzes, Wiesbaden: Springer.
- Hoff, Suzanne/de Volder, Eefje (2022): »Preventing human trafficking of refugees from Ukraine«, herausgegeben von: La Strada International und The Freedom Fund. https://freedomfund.org/wp-content/uploads/UkraineAntiTraffickingReport_2022_05_10.pdf
- Hofstetter, Joana Lilli (2022): »Gegen das Gefühl der Ohnmacht – politische Selbstorganisation von Sexarbeitenden im Kontext des Prostituiertenschutzgesetzes«, in: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 14(1), S. 9–10.
- Holmes, Seth M./Castañeda, Ernesto/Geeraert, Jeremy/Castañeda, Heide/Probst, Ursula/Zeldes, Nina/Willen, Sarah S./Dibba, Yusupha/Frankfurter, Raphael/Lie, Anne Kl (2021): »Deservingness: migration and health in social context«, in: BMJ global health 6(Suppl 1), S. e005107.
- Holmes, Seth M./Castañeda, Heide (2016): »Representing the ›European refugee crisis‹ in Germany and beyond: Deservingness and difference, life and death«, in: American Ethnologist 43(1), S. 12–24.
- Holton, Judith A. (2007): »The coding process and its challenges«, in: Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (Hg.), The SAGE Handbook of Grounded Theory, Los Angeles et al.: Sage, S. 265–289.
- Howe, Christiane (2011): Nachbarschaft und Straßen-Prostitution. Konfliktlinien und Lösungsansätze im Raum rund um die Kurfürstenstraße in Berlin, Technische Universität Berlin, Zentrum Technik und Gesellschaft.
- Hubbard, Phil (1997): »Red-light districts and Toleration Zones: geographies of female street prostitution in England and Wales«, in: Area 29(2), S. 129–140.
- Hubbard, Phil (1998): »Sexuality, immorality and the city: red-light districts and the marginalisation of female street prostitutes«, in: Gender, place and culture: a journal of feminist geography 5(1), S. 55–76.
- Hubbard, Phil (2012): Cities and sexualities, Oxon: Routledge.
- Hubbard, Phil (2019): Sex and the city: geographies of prostitution in the urban West, Oxon: Routledge.
- Hubbard, Phil/Gorman-Murray, Andrew/Nash, Catherine J. (2017): »Sex and the city: sexuality and urban order/disorder«, in: Short, John Rennie (Hg.), A Research Agenda for Cities, Cheltenham/Northampton: Edward Elgar Publishing, S. 69–81.
- Hubbard, Phil/Matthews, Roger/Scoular, Jane/Agustín, Laura (2008): »Away from prying eyes? The urban geographies of ›adult entertainment‹«, in: Progress in Human Geography 32(3), S. 363–381.
- Hume, Lynne (2005): Anthropologists in the field: cases in participant observation, New York: Columbia University Press.
- Hunter, Mark (2002): »The materiality of everyday sex: thinking beyond ›prostitution‹«, in: African Studies 61(1), S. 99–120.
- Husakouskaya, Nadzeya (2019): »Geopolitical Transition of the European Body in Ukraine«, in: Anthropological Journal of European Cultures 28(1), S. 85–89.
- Huschke, Susann (2013): Kranksein in der Illegalität: Undokumentierte Lateinamerikaner/-innen in Berlin. Eine medizinethnologische Studie, Bielefeld: transcript.

- Huschke, Susann (2014): »Performing deservingness. Humanitarian health care provision for migrants in Germany«, in: *Social Science & Medicine* 120, S. 352–359.
- Huschke, Susann (2015): »Giving back: activist research with undocumented migrants in Berlin«, in: *Medical Anthropology* 34(1), S. 54–69.
- Huschke, Susann/Shirlow, Peter/Schubotz, Dirk/Ward, Ellis/Probst, Ursula, Ní Dhónaill, Caoimhe (2014): »Research into prostitution in Northern Ireland«, herausgegeben von: Department of Justice Northern Ireland.
- Huschke, Susann/Vearey, Jo (2017): »Processing the Process«, in: Huschke, Susann (Hg.), *Know my Story. A participatory arts-based project, The MoVE Project*. African Centre for Migration & Society (ACMS). University of the Witwatersrand, S. 94–103.
- Illouz, Eva (1997): *Consuming the romantic utopia*, Berkeley: University of California Press.
- Illouz, Eva (2017a): *Emotions as commodities: Capitalism, consumption and authenticity*, London: Routledge.
- Illouz, Eva (2017b): »Introduction: Emodities or the making of emotional commodities«, in: Dies. (Hg.), *Emotions as commodities: Capitalism, consumption and authenticity*, London: Routledge, S. 1–29.
- Illouz, Eva (2019): *The end of love: A sociology of negative relations*, Oxford: Oxford University Press.
- Imre, Anikó (2005): *Whiteness in post-socialist Eastern Europe: The time of the Gypsies, the end of race*, Albany: State University of New York Press.
- Ishkanian, Armine (2002): »Mobile motherhood: Armenian women's labor migration in the post-Soviet period«, in: *Diaspora: a journal of transnational studies* 11(3), S. 383–415.
- Issar, Siddhant (2021): »Listening to Black lives matter: racial capitalism and the critique of neoliberalism«, in: *Contemporary Political Theory* 20(1), S. 48–71.
- Ivasiuc, Ana (2017): »Securitizations of identities and racial Eastern-Europeanization«, in: *Europe Now* 13.
- Jahn, Egbert (2012): *Politische Streitfragen*, Wiesbaden: Springer.
- Jaworska, Sylvia (2011): »Anti-Slavic imagery in German radical nationalist discourse at the turn of the twentieth century: a prelude to Nazi ideology?«, in: *Patterns of Prejudice* 45(5), S. 435–452.
- Jello, Lime (2015): »Why You Shouldn't Study Sex Workers«, in: *Tits and Sass* (Blog). <http://titsandsass.com/why-you-shouldnt-study-sex-work/>
- Jockenhövel-Schiecke, Helga (2017): *Mittelosteuropäische Migrantinnen in Berlin: Transnationale Prozesse: Bildung, Erwerbstätigkeit, Familie*, Bielefeld: transcript.
- Jones, Angela (2020): *Camming: Money, power, and pleasure in the sex work industry*, New York: New York University Press.
- Kaplan, Dana, Illouz, Eva (2021): *Was ist sexuelles Kapital?*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Katona, Noemi (2012): *Pimps or Boyfriends? The negotiation of intimacy and economic transfer by Hungarian sex workers on Kurfürstenstraße*. Masterarbeit, Budapest: Central European University.
- Katona, Noemi (2014): *Soziale Arbeit und ethnographische Forschung im Straßenstrich: Dilemmas einer Doppelrolle, Präsentation im Rahmen des Workshops »Hierar-*

- chisierungsprozesse: Intersektionalität aus ethnographischer Perspektive«, Centre Marc Bloch, Berlin.
- Katona, Noemi (2017): »Loved or Seduced? Intimate Relationships Between Hungarian Sex Workers and Pimps in Berlin's Kurfürstenstraße«, in: Horning, Amber/Anthony, Marcus (Hg.), *Third Party Sex Work and Pimps in the Age of Anti-trafficking*, Cham: Springer, S. 49–69.
- Kavemann, Barbara (2010): »Die praktischen Auswirkungen des deutschen Prostitutionsgesetzes«, in: Benkel, Thorsten (Hg.), *Das Frankfurter Bahnhofsviertel*, Wiesbaden: Springer, S. 211–228.
- Kavemann, Barbara/Rabe, Heike (2008): *Das Prostitutionsgesetz: Aktuelle Forschungsergebnisse, Umsetzung und Weiterentwicklung*, Berlin: Barbara Budrich.
- Kavemann, Barbara/Steffan, Elfriede (2013): »Zehn Jahre Prostitutionsgesetz und die Kontroverse um die Auswirkungen«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 9(2013), S. 9–15.
- Keinz, Anika (2015): *Polens andere: Verhandlungen von Geschlecht und Sexualität in Polen nach 1989*, Bielefeld: transcript.
- Keinz, Anika/Lewicki, Pawel (2019): »European Bodies: Who embodies europe? Explorations into the construction of european bodies«, in: *Anthropological Journal of European Cultures* 28(1), S. 7–24.
- Kempadoo, Kamala/Sanghera, Jyoti/Pattanaik, Bandana (2012): *Trafficking and Prostitution Reconsidered: New Perspectives on Migration, Sex Work, and Human Rights*, Boulder: Paradigm Publishers.
- Keough, Leyla J. (2006): »Globalizing »Postsocialism«: Mobile mothers and neoliberalism on the margins of Europe«, in: *Anthropological Quarterly* S. 431–461.
- Kinnvall, Catarina (2016): »The Postcolonial has Moved into Europe: Bordering, Security and Ethno-Cultural Belonging«, in: *Journal of Common Market Studies* 54(1), S. 152–168.
- Kirkland, Ewan (2016): *Shades of Whiteness*, Freeland: Inter-Disciplinary Press.
- Kjučukov, Christo (2013): *Roma identity and antigypsyism in Europe* München: LINCOM.
- Koch, Insa (2020): »The Making of Modern Slavery in Austerity Britain. Beitrag im Focaal Blog«, in: *Focaal Blog*. www.focaalblog.com/2020/06/12/insa-koch-the-making-of-modern-slavery-in-austerity-britain/
- Kóczé, Angéla (2016): »Romani women and the paradoxes of neoliberalism: Race, gender and class in the era of late capitalism in East-Central Europe«, in: Kováts, Eszter (Hg.), *Solidarity in Struggle: Feminist Perspectives on neoliberalism in East-Central Europe*, Budapest: Friedrich-Ebert-Stiftung, S. 42–53.
- KOK (2022): »Menschenhandel und Ausbeutung im Kontext des Ukrainekrieges – Eine Untersuchung aus Sicht spezialisierter Fachberatungsstellen zur Situation in Deutschland«, herausgegeben von: Bundesweiter Koordinierungskreis gegen Menschenhandel e.V. https://www.kok-gegen-menschenhandel.de/fileadmin/user_upload/medien/Publicationen_KOK/Menschenhandel_im_Kontext_des_Ukrainekrieges_-_Bericht_des_KOK-Ukraine_Projektes.pdf
- Kontos, Silvia (2009): *Öffnung der Sperrbezirke: Zum Wandel von Theorien und Politik der Prostitution*, Roßdorf: Helmer.

- Kostka, Joanna (2018): *Financing Roma Inclusion with European Structural Funds: Why Good Intentions Fail*, London: Routledge.
- Kotiswaran, Prabha (2014): »Beyond sexual humanitarianism: A postcolonial approach to anti-trafficking law«, in: *UC Irvine Law Review* 4(1), S. 353–406.
- Krivonos, Daria (2020): »Swedish surnames, British accents: passing among post-Soviet migrants in Helsinki«, in: *Ethnic and Racial Studies* 43(16), S. 388–406.
- Krivonos, Daria/Diatlova, Anastasia (2020): »What to wear for whiteness? ›Whore‹ stigma and the East/West politics of race, sexuality and gender«, in: *Intersections* 6(3), S. 116–132.
- Kulpa, Robert/Mizielinska, Joanna (2016): *De-centring western sexualities: Central and Eastern European perspectives*, London: Routledge.
- Künkel, Jenny (2011): »Community goes German – The displacement of the sex trade in the name of a neoliberal concept«, in: *Social Justice* 38(1/2), S. 48–72.
- Künkel, Jenny (2016): »Gentrification and the flexibilisation of spatial control: Policing sex work in Germany«, in: *Urban Studies* 54(3), S. 730–746.
- Künkel, Jenny (2020a): »It's complicated – das Verhältnis von queerfeministischer Bewegung und Sexualität«, in: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 33(4), S. 878–883.
- Künkel, Jenny (2020b): *Sex, Drugs & Control – Das Regieren von Sexarbeit in der neoliberalen Stadt*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Künkel, Jenny/Schrader, Kathrin (2020): »Prekarität und Vulnerabilität in der Sexarbeit – Kritische Anmerkungen zum Diskurs der ›Armutprostitution‹ aus intersektionaler Perspektive«, in: Dackweiler, Regina-Maria/Rau, Alexandra/Schäfer, Reinhild (Hg.), *Frauen und Armut – Feministische Perspektiven*, Berlin: Verlag Barbara Budrich, S. 219–237.
- Lanz, Stephan (2007): *Berlin aufgemischt: abendländisch, multikulturell, kosmopolitisch? Die politische Konstruktion einer Einwanderungsstadt*, Bielefeld: transcript.
- Lapiņa, Linda (2020): »Sexual harassment or volunteer work? Affordances of differentiated whiteness«, in: *Intersections* 6(3), S. 97–115.
- Lapiņa, Linda/Vertelytė, Mantė (2020): »›Eastern European‹, Yes, but how? Autoethnographic accounts of differentiated whiteness«, in: *NORA-Nordic Journal of Feminist and Gender Research* 28(3), S. 237–250.
- Laski, Harold J./Stanley, John L. (2018): *The rise of European liberalism*, London: Routledge.
- Latz, Christian/Mallwitz, Gudrun (2019): »Kurfürstenkiez: Berlins Ort für Billig-Sex«, in: *Berliner Morgenpost* vom 02. März 2019. <https://www.morgenpost.de/bezirke/mittel/article216554755/Kurfuerstenkiez-Der-Ort-fuer-Billig-Sex.html>
- Laufenberg, Mike (2014): *Sexualität und Biomacht*, Bielefeld: transcript.
- Lautmann, Rüdiger (2015): »Sexuelle Vielfalt oder Ein Ende der Klassifikationen?«, in: Lewandowski, Sven/Koppetsch, Claudia (Hg.), *Sexuelle Vielfalt und die Unordnung der Geschlechter*, Bielefeld: transcript, S. 29–66.
- Le Breton, Maritza (2011): *Sexarbeit als transnationale Zone der Prekarität: migrierende Sexarbeiterinnen im Spannungsfeld von Gewalterfahrungen und Handlungsoptionen*, Wiesbaden: Springer.

- Lebedew, Artur (2013): »Angst und Arbeit«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 28. Februar 2013. <https://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/bulgaren-und-rumaenen-in-deutschland-angst-und-arbeit-1>
- Leigh Pigg, Stacy (2012): »Sexuality«, in: Fassin, Didier (Hg.), *A companion to moral anthropology*, Chichester: Wiley-Blackwell, S. 320–338.
- Lempert, Lora B. (2007): »Asking questions of the data: Memo writing in the Grounded Theory tradition«, in: Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (Hg.), *The SAGE Handbook of Grounded Theory*, Los Angeles et al.: Sage, S. 245–264.
- Lenny, A. Ureña Valerio (2019): *Colonial fantasies, imperial realities: Race science and the making of Polishness on the fringes of the German empire, 1840–1920*, Athens: Ohio University Press.
- Leser, Julia/Pates, Rebecca (2019): »On the affective governmentality of anti-trafficking efforts: an ethnographic exploration«, in: *Journal of Political Power* 12(3), S. 339–357.
- Lewandowski, Sven (2015): »Das Geschlecht der Heterosexualität oder Wie heterosexuell ist die Heterosexualität?«, in: Lewandowski, Sven/Koppetsch, Claudia (Hg.), *Sexuelle Vielfalt und die Unordnung der Geschlechter*, Bielefeld: transcript, S. 151–184.
- Lewicki, Paweł (2016): »European Bodies? Class and gender dynamics among EU civil servants in Brussels«, in: *Anthropological Journal of European Cultures* 25(2), S. 116–138.
- Lewicki, Paweł (2020): »Struggles over Europe: postcolonial East/West dynamics of race, gender and sexuality.«, in: *Intersections* 6(3), S. 4–12.
- Light, Duncan/Young, Craig (2015): »Local and counter-memories of socialism in post-socialist Romania«, in: Beyen, Marnix/Deseure, Brecht (Hg.), *Local Memories in a Nationalizing and Globalizing World*, London: Palgrave Macmillan, S. 221–243.
- Lino e Silva, Moisés (2022): *Minoritarian liberalism: a travesti life in a Brazilian favela*, Chicago: University of Chicago Press.
- Lo Bosco, Maria C. (2021): »Feelings in the Field: The emotional labour of the ethnographer«, in: *Anthropology in Action* 28(2), S. 8–17.
- Loftsdóttir, Kristín/Smith, Andrea L./Hipfl, Brigitte (2018): *Messy Europe: Crisis, race, and nation-state in a postcolonial world*, Oxford/New York: Berghahn.
- Lorway, Robert/Reza-Paul, Sushena/Pasha, Akram (2009): »On becoming a male sex worker in Mysore: Sexual subjectivity, »empowerment«, and community-based HIV prevention research«, in: *Medical Anthropology Quarterly* 23(2), S. 142–160.
- Löw, Martina/Ruhne, Renate (2011): *Prostitution: Herstellungsweisen einer anderen Welt*, Berlin: Suhrkamp.
- Low, Setha M. (2016): »Embodied space(s). Anthropological theories of body, space, and culture«, in: *Space and Culture* 6(1), S. 9–18.
- Lyon, Dawn/Capussotti, Enrica/Laliotou, Ioanna (2007): *Women migrants from East to West: Gender, mobility and belonging in contemporary Europe*, New York/Oxford: Berghahn Books.
- M'charek, Amade (2010): »Fragile differences, relational effects: Stories about the materiality of race and sex«, in: *European Journal of Women's Studies* 17(4), S. 307–322.
- Madison, D. Soyini (2012): *Critical ethnography: methods, ethics, and performance*, Los Angeles et al.: SAGE.
- Mai, Nicola (2014): »Between embodied cosmopolitanism and sexual humanitarianism. The fractal mobilities and subjectivities of migrants working in the sex industry«, in:

- Anteby-Yemini, Lisa/Baby-Collin, Virgine/Mazzella, Sylvie (Hg.), *Borders, Mobilities and Migrations. Perspectives from the Mediterranean, 19–21st Century*, Bern: Peter Lang, S. 175–193.
- Mai, Nicola (2018): *Mobile orientations. An intimate autoethnography of migration, sex work, and humanitarian borders*, Chicago/London: University of Chicago Press.
- Mai, Nicola/Maciotti, P. G./Bennachie, Calum/Fehrenbacher, Anne E./Giametta, Calogero/Hoefinger, Heidi/Musto, Jennifer (2021): »Migration, sex work and trafficking: the racialized bordering politics of sexual humanitarianism«, in: *Ethnic and Racial Studies* 44(9), S. 1–22.
- Marhoefer, Laurie (2015): *Sex and the Weimar Republic: German homosexual emancipation and the rise of the Nazis*, Toronto: University of Toronto Press.
- Martin, Lauren/Hill, Annie (2019): »Debunking the myth of ›Super Bowl Sex Trafficking: Media hype or evidenced-based coverage«, in: *Anti-Trafficking Review* 13, S. 13–29.
- Matache, Margareta (2016): *Word, image and thought: creating the Romani other*, Harvard: FXB Center for Health and Human Rights, Harvard University.
- Matejskova, Tatiana (2013a): »But one needs to work!«: Neoliberal citizenship, work-based immigrant integration, and post-socialist subjectivities in Berlin-Marzahn«, in: *Antipode* 45(4), S. 984–1004.
- Matejskova, Tatiana (2013b): »The unbearable closeness of the East: Embodied micro-economies of difference, belonging, and intersecting marginalities in post-socialist Berlin«, in: *Urban Geography* 34(1), S. 30–52.
- Mattes, Dominik/Lang, Claudia (2020): »Embodied belonging: In/exclusion, health care, and well-being in a world in motion«, in: *Culture, Medicine, and Psychiatry* 45, S. 2–21.
- Mattson, Greggor (2016): *The Cultural Politics of European Prostitution Reform: Governing Loose Women*, New York: Palgrave Macmillan.
- McGarry, Aidan (2017): *Romaphobia: The last acceptable form of racism*, London: Zed Books.
- Medizinethnologie (2022): »An Open Letter from African Students from Ukraine who fled to Germany (with an Introductory Text on the Situation of African Students in Germany by Žiga Podgornik Jakil)«, in: *Medizinethnologie (Blog)*. <https://www.medizinethnologie.net/open-letter-from-african-students-from-ukraine/>
- Mihelj, Sabina (2017): »Memory, post-socialism and the media: Nostalgia and beyond«, in: *European Journal of Cultural Studies* 20(3), S. 235–251.
- Molé, Noelle J. (2010): »Precarious subjects: Anticipating neoliberalism in northern Italy's workplace«, in: *American Anthropologist* 112(1), S. 38–53.
- Montgomery, Anne (2015): »Voice, boundary work, and visibility in research on sex work in Morocco«, in: *Medical Anthropology* 34(1), S. 24–38.
- Moore, Helen (2013): »Shades of Whiteness? English Villagers, Eastern European Migrants and the Intersection of Race and Class in Rural England«, in: *Critical Race & Whiteness Studies* 9(1), S. 1–19.
- Morokvasic, Mirjana (2004): »Settled in mobility: engendering post-wall migration in Europe«, in: *Feminist Review* 77(1), S. 7–25.
- Morozov, Viatcheslav (2015): *Russia's postcolonial identity: a subaltern empire in a Eurocentric world*, New York: Palgrave Macmillan.

- Morse, Janice M. (2007): »Sampling in Grounded Theory«, in: Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (Hg.), *The SAGE Handbook of Grounded Theory*, Los Angeles et al.: Sage, S. 229–244.
- Mototolea, Cornel (2018): »Metodica cercetării traficului de ființe umane cu metoda de recrutare ›Loverboy‹«, in: *Acta Universitatis George Bacovia. Juridica* 7(2), S. 411–427.
- Müller, Christian Th./Poutrus, Patrice G. (2005): *Ankunft, Alltag, Ausreise: Migration und interkulturelle Begegnung in der DDR-Gesellschaft*, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.
- Mulvaney, Kelly (2013): »For what it's worth: An examination of the persistent devaluation of ›women's work‹ in capitalism and considerations for feminist politics«, in: *GEN-DER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 5(2), S. 9–10.
- Murib, Zein (2018): »Unsettling the GLBT and queer coalitions in US politics through the lens of queer Indigenous critique«, in: *New Political Science* 40(1), S. 165–176.
- Nehls, Anja (2020): »Können ›Verrichtungsboxen‹ den Dauerkonflikt lösen?«, in: *Deutschlandfunk Kultur vom 05.02.2020*. <https://www.deutschlandfunkkultur.de/prostitution-in-berliner-wohngebiet-koennen-100.html>
- Nowicka, Magdalena (2018): »Cultural precarity: Migrants' positionalities in the light of current anti-immigrant populism in Europe«, in: *Journal of Intercultural Studies* 39(5), S. 527–542.
- O'Connell Davidson, Julia (2008): »If no means no, does yes mean yes? Consenting to research intimacies«, in: *History of the Human Sciences* 21(4), S. 49–67.
- Ogette, Tupoka (2017): *exit RACISM. Rassismuskritisch denken lernen*, Münster: Unrast.
- Ong, Aihwa (2006): *Neoliberalism as exception. Mutations in citizenship and sovereignty*, Durham, London: Duke University Press.
- Ott, Veronika (2013): »What you see is what you get: Neue (Un-)Sichtbarkeiten in der Prostitutionsforschung«, in: *Soziologische Revue* 36, S. 143–149.
- Ott, Veronika (2017): *Soziale Arbeit – Sexarbeit – Menschenhandel: Ambivalenzen im Feld der Fachberatungsstellen*, Hamburg: Marta Press.
- Özbay, Cenk (2017): *Queering sexualities in Turkey: gay men, male prostitutes and the city*, London/New York: I.B. Tauris.
- Panagiotidis, Jannis (2021): *Postsowjetische Migration in Deutschland: eine Einführung*, Weinheim: Beltz Juventa.
- Parreñas, Rhacel (2015): *Servants of globalization: Migration and domestic work*, Stanford: Stanford University Press.
- Parvulescu, Anca (2014): *The traffic in women's work: East European migration and the making of Europe*, Chicago: University of Chicago Press.
- Pates, Rebecca (2012): »Liberal laws juxtaposed with rigid control: an analysis of the logics of governing sex work in Germany«, in: *Sexuality Research and Social Policy* 9(3), S. 212–222.
- Pates, Rebecca/Schmidt, Daniel (2009): *Die Verwaltung der Prostitution, Bielefeld: transcript*.
- Pels, Peter/Boog, Igor/Florusbosch, Henrike J./Kripe, Zane/Minter, Tessa/Postma, Metje/Sleeboom-Faulkner, Margaret/Simpson, Bob/Dilger, Hansjörg/Schönhuth, Michael/von Poser, Anita/Cordillera Castillo, Rosa A./Lederman, Rena/Richards-Rissetto, Heather (2018): »Data management in anthropology: the next phase in ethics governance?«, in: *Social Anthropology* 26(3), S. 391–413.

- Picker, Giovanni (2017): *Racial cities: Governance and the segregation of Romani people in urban Europe*, London: Routledge.
- Poleykett, Branwyn (2016): »Data, desire and recognition: Learning to identify a ›prostitute‹ in Dakar«, in: *Ethnography* 17(4), S. 480–496.
- Preoteasa, Ana M. (2013): »Roma women and precarious work: Evidence from Romania, Bulgaria, Italy and Spain«, in: *Revista de Cercetare și Intervenție Socială* 43, S. 155–168.
- Prestel, Joseph B. (2017): *Emotional cities: debates on urban change in Berlin and Cairo, 1860–1910*, Oxford: Oxford University Press.
- Probst, Ursula (2015): *Von käuflichem Sex, Opfern und Moral: Perspektiven von Sexarbeiterinnen auf Rechte, Sexualität und Professionalisierung im Arbeitsalltag in Berlin*, Berlin: Weissensee Verlag.
- Probst, Ursula (2020): »Vielschichtige Lebenswelten, komplexe Vulnerabilitäten – zur Lebens- und Arbeitssituation der Frauen am Straßenstrich im Berliner Kurfürstentempelhof«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 33(4), S. 193–203.
- Probst, Ursula (2022): »Health insurance for the good European citizen? Migrant sex workers' quests for health insurance and the moral economy of health care«, in: *Social Science & Medicine* (online first).
- Probst, Ursula, Schnepf, Max (2022): »Moral Exposures, Public Appearances: Contested Presences of Non-Normative Sex in Pandemic Berlin«, in: *European Journal of Women's Studies* 29(1), S. 75S–89S.
- ProstG (2001): *Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Prostituierten (Prostitutionsgesetz – ProstG)*.
- ProstSchG (2016): *Gesetz zum Schutz von in der Prostitution tätigen Personen (Prostituiertenschutzgesetz – ProstSchG)*.
- Quesada, James/Hart, Laurie K./Bourgois, Philippe (2011): »Structural vulnerability and health: Latino migrant laborers in the United States«, in: *Medical Anthropology* 30(4), S. 339–362.
- Racleș, Andreea/Ivasiuc, Ana (2019): »Emplacing smells: Spatialities and materialities of ›Gypsiness‹«, in: *Anthropological Journal of European Cultures* 28(1), S. 25–44.
- Rander, Tanel (2019): »Wind of change: Separating heads and bodies in Eastern Europe«, in: *Anthropological Journal of European Cultures* 28(1), S. 78–84.
- Raudon, Sally/Shore, Cris (2018): »The eurozone crisis, Greece and European integration: Anthropological perspectives on austerity in the EU«, in: *Anthropological Journal of European Cultures* 27(1), S. 64–83.
- Reblin, Eva (2014): *Die Strasse, die Dinge und die Zeichen: zur Semiotik des materiellen Stadtraums*, Bielefeld: transcript.
- Rieck, Horst/F., Christiane/Hermann, Kai (2011): *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo*, Hamburg: Carlsen.
- Robinson, Cedric J. (2019): *Cedric J. Robinson: On racial capitalism, Black internationalism, and cultures of resistance*, herausgegeben von Quan, H. L. T., London: Pluto Press.
- Robinson, Matthew (2019): »Drive-in sex booths proposed for Berlin's historic Tempelhof airport«, in: *CNN* vom 14. August 2019, https://lite.cnn.com/en/article/h_e86d500a1c8b6f843e741b43e870a392

- Rodríguez, Encarnación Gutiérrez (2005): »Das postkoloniale Europa dekonstruieren«, in: *Widerspruch* 48, S. 71–84.
- Rodríguez, Juana María (2016): »Queer politics, bisexual erasure«, in: *lambda nordica* 21(1-2), S. 169–182.
- Romano, Serena (2014): *The political and social construction of poverty: Central and Eastern European countries in transition*, Bristol: Policy Press.
- Roseberry, William/Gudmundson, Lowell/Samper Kutschbach, Mario (1995): *Coffee, society, and power in Latin America*, Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Rössler, Mechtild (1990): »Wissenschaft und Lebensraum«, *geographische Ostforschung im Nationalsozialismus: ein Beitrag zur Disziplingeschichte der Geographie*, Berlin et al.: Reimer.
- Rossow, Verena/Leiber, Simone (2017): »Zwischen Vermarktlichung und Europäisierung: Die wachsende Bedeutung transnational agierender Vermittlungsagenturen in der häuslichen Pflege in Deutschland«, in: *Sozialer Fortschritt* 66(3/4), S. 285–302.
- Rowe, Dorothy (2003): *Representing Berlin: sexuality and the city in Imperial and Weimar Germany*, Aldershot et al.: Ashgate.
- Rubin, Gayle (1984): »Thinking sex: Notes for a radical theory of the politics of sexuality«, in: Vance, Carol S. (Hg.), *Pleasure and danger: exploring female sexuality*, Kitchener: Pandora Press, S. 267–319.
- Runder Tisch Sexarbeit (2019a): *Handlungsempfehlungen des Runden Tisches Sexarbeit*. Vorgelegt am 07.11.2019. <https://www.berlin.de/ba-tempelhof-schoeneberg/politik-und-verwaltung/runder-tisch-sexarbeit/handlungsempfehlungen-des-runden-tisches-sexarbeit-877519.php>
- Runder Tisch Sexarbeit (2019b): *Protokoll der 3. Sitzung am 06.03.2019, Runder Tisch Sexarbeit*. Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg. <https://www.berlin.de/ba-tempelhof-schoeneberg/politik-und-verwaltung/runder-tisch-sexarbeit/protokoll-06-03-2019-814600.php>
- Said, Edward (1978): *Orientalism: Western concepts of the Orient*, New York: Pantheon.
- Sanders, Teela (2006): »Sexing up the subject: Methodological nuances in researching the female sex industry«, in: *Sexualities* 9(4), S. 449–468.
- Sanders, Teela/Campbell, Rosie (2007): »Designing out vulnerability, building in respect: violence, safety and sex work policy«, in: *The British journal of sociology* 58(1), S. 1–19.
- Sanghera, Jyoti (2012): »Unpacking the Trafficking Discourse«, in: Kempadoo, Kamala/Sanghera, Jyoti/Pattanaik, Bandana (Hg.), *Trafficking and Prostitution Reconsidered. New Perspectives on Migration, Sex Work, and Human Rights*, Boulder: Paradigm Publishers, S. 3–24.
- Santos-Hövenner, Claudia/von Unger, Hella (2012): »Kultursensible HIV/STI-Prävention bei Sexarbeiterinnen mit Migrationshintergrund«, in: *Prävention und Gesundheitsförderung* 7(2), S. 148–154.
- Sauer, Birgit (2011): »Migration, Geschlecht, Gewalt. Überlegungen zu einem intersektionalen Gewaltbegriff«, in: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 3(2), S. 9–10.
- Sauer, Birgit (2019): »Mobilizing shame and disgust: abolitionist affective frames in Austrian and German anti-sex-work movements«, in: *Journal of Political Power* 12(3), S. 318–338.

- Schetsche, Michael (2014): *Empirische Analyse sozialer Probleme. Das wissenssoziologische Programm*, Wiesbaden: Springer.
- Scheunemann, Kim (2015): »Über die (Nicht-)Zusammengehörigkeit von Geschlecht, sexuellen Praktiken und Begehren«, in: Lewandowski, Sven/Koppetsch, Claudia (Hg.), *Sexuelle Vielfalt und die UnOrdnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität*. Bielefeld: transcript, S. 127–150.
- Schriewer, Klaus (2020): »Land Reclamations«, in: *Anthropological Journal of European Cultures* 29(2), S. 108.
- Schröder, Hans-Henning (2010): »Tiefste Barbarei«, »höchste Civilisation«: Stereotypen im deutschen Russlandbild«, in: *Osteuropa* 60(10), S. 83–100.
- Schultz, Bert (2018): »Und heute? Reich, aber öde!«, in: taz vom 10. November 2018. <http://taz.de/15-Jahre-Arm-aber-sexy-Spruch!/5546816/>
- Schulz, Leonard (2022): »Generation PostOst«, in: *Fluter* vom 21. Juli 2022. <https://www.fluter.de/postost-aktivismus-gegen-antislawismus>
- Sektion Sexarbeit (2022): *Manifest der Sektion Sexarbeit, Freie Arbeiter*innen-Union Berlin*. <https://berlin.fau.org/strukturen/sexarbeit/manifest-der-sektion-sexarbeit>
- Senatsverwaltung für Gesundheit, Pflege und Gleichstellung (2019): *Antwort auf die Schriftliche Anfrage Nr. 18/18602 vom 11. April 2019 über die Umsetzung des Berliner Prostituiertenschutzgesetzes*.
- Shah, Svati P. (2014): *Street corner secrets: sex, work, and migration in the city of Mumbai*, Durham: Duke University Press.
- Silverstein, Leni M./Lewin, Ellen (2016): *Mapping feminist anthropology in the twenty-first century*, New Brunswick: Rutgers University Press.
- Sinha, Sunny (2017): »Ethical and safety issues in doing sex work research: Reflections from a field-based ethnographic study in Kolkata, India«, in: *Qualitative Health Research* 27(6), S. 893–908.
- Skinner, Jonathan (2012): *The interview: an ethnographic approach*, London et al.: Berg.
- Slater, Stefan A. (2010): »Containment: managing street prostitution in London, 1918–1959«, in: *Journal of British studies* 49(2), S. 332–357.
- Smith, Jill S. (2013): *Berlin coquette: prostitution and the new German woman, 1890–1933*, Ithaca/New York: Cornell University Press.
- Smith, Nicola J./Laing, Mary (2012): *Introduction: Working outside the (hetero) norm? Lesbian, gay, bisexual, transgender and queer (LGBTQ) sex work*, London: Sage.
- Sommer, Robert (2010): *Das KZ-Bordell: sexuelle Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern*, Paderborn, München et al.: Schöningh.
- Sow, Noah (2018): *Deutschland schwarz weiß: Der alltägliche Rassismus*, Norderstedt: BoD – Books on Demand.
- Spiegel, Der (2022): »Wagenknecht verteidigt ihre Russlandrede«, in: *Der Spiegel* vom 14. September 2022. <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/die-linke-sahra-wagenknecht-verteidigt-ihre-russland-rede-a-ae400e02-ob23-4ee9-afe6-0a39423a3715>
- Spradley, James P. (1980): *Participant observation*, New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Srivastava, Vinay K. (1992): »Should anthropologists pay their respondents?«, in: *Anthropology Today* 8(6), S. 16–20.

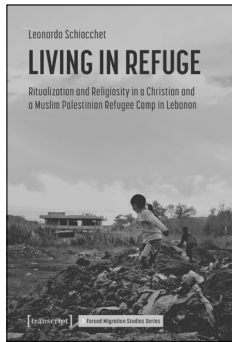
- Stan, Sabina/Erne, Roland/Gannon, Susan (2020): »Bringing EU citizens together or pulling them apart? The European Health Insurance Card, east-west mobility and the failed promise of European social integration«, in: *Journal of European Social Policy* 31(4), S. 409–423.
- Statista (2010): Geschätzte Anzahl der Roma in europäischen Ländern, Stand Juni 2010. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/164659/umfrage/roma-in-europa/#professional>
- Statista (2020): Ranking der 15 Länder mit den meisten Migranten weltweit im Jahr 2020. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/185928/umfrage/groessteinwanderungslaender/>.
- Statista (2021): Anzahl der Ausländer in Berlin nach Staatsangehörigkeit im Jahr 2020. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1094889/umfrage/anzahl-der-auslaender-in-berlin-nach-staatsangehoerigkeit/>
- Statistisches Bundesamt (2019): Ende 2018 rund 32 800 Prostituierte bei Behörden angemeldet. Pressemitteilung Nr. 451 vom 26. November 2019. https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2019/11/PD19_451_228.html
- Stevenson, Robin (2019): *My body my choice: The fight for abortion rights*, Victoria: Orca Book Publishers.
- Stoczkowski, Wiktor (2008): »The ›fourth aim‹ of anthropology: Between knowledge and ethics«, in: *Anthropological Theory* 8(4), S. 345–356.
- Stodulka, Thomas (2014): »Feldforschung als Begegnung – Zur pragmatischen Dimension ethnographischer Daten«, in: *Sociologus* 64(2), S. 179–205.
- Stodulka, Thomas/Dinkelaker, Samia/Thajib, Ferdiansyah (2019): *Affective Dimensions of Fieldwork and Ethnography*, Cham: Springer.
- Stodulka, Thomas/Selim, Nasima/Mattes, Dominik (2018): »Affective scholarship: Doing anthropology with epistemic affects«, in: *Ethos* 46(4), S. 519–536.
- Stoler, Ann (1989): »making empire respectable: the politics of race and sexual morality in 20th-century colonial cultures«, in: *American Ethnologist* 16(4), S. 634–660.
- Stoler, Ann (1992): »Sexual affronts and racial frontiers: European identities and the cultural politics of exclusion in colonial Southeast Asia«, in: *Comparative Studies in Society and History* 34(3), S. 514–551.
- Stoler, Ann (1995): *Race and the education of desire: Foucault's history of sexuality and the colonial order of things*, Durham: Duke University Press.
- Stout, Noelle M. (2014): *After love: Queer intimacy and erotic economies in post-Soviet Cuba*, Durham: Duke University Press.
- Straubhaar, Rolf (2015): »The stark reality of the ›White Saviour‹ complex and the need for critical consciousness: A document analysis of the early journals of a Freirean educator«, in: *Compare: A Journal of Comparative and International Education* 45(3), S. 381–400.
- Süddeutsche Zeitung (2022): »Neuer Audiospaziergang erzählt Geschichte der Sexarbeit«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 5. Dezember 2022. <https://www.sueddeutsche.de/leben/gesellschaft-berlin-neuer-audiospaziergang-erzaehlt-geschichte-der-sexarbeit-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-221205-99-781496>
- Svašek, Maruška (2010): »On the move: Emotions and human mobility«, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 36(6), S. 865–880.

- Szelenyi, Ivan/Szelenyi, Szonja (1995): »Circulation or reproduction of elites during the postcommunist transformation of Eastern Europe: Introduction«, in: *Theory and Society* 24(5), S. 615–638.
- Theiner, Peter (1984): »Mitteleuropa: Pläne im Wilhelminischen Deutschland«, in: *Geschichte und Gesellschaft. Sonderheft 10*, S. 128–148.
- Thiemann, Inga K. (2020): »Sex work regulation, anti-trafficking policy, and their effects on the labour rights of sex workers in Germany«, in: *International Journal of Comparative Labour Law and Industrial Relations* 36(2), S. 195–220.
- Ticktin, Miriam (2011): »The gendered human of humanitarianism: Medicalising and politicising sexual violence«, in: *Gender & History* 23(2), S. 250–265.
- Timmermans, Stefan/Tavory, Iddo (2007): »Advancing ethnographic research through Grounded Theory practice«, in: Bryan, Antony/Kathy Charmaz, Kathy (Hg.), *The SAGE Handbook of Grounded Theory*, Los Angeles et al.: SAGE Publications, S. 493–512.
- Todt, Malena (2020): »Freiheit und Schutz. Der Kampf um sexuelle Selbstbestimmung im Sexualstrafrecht«, in: Rauschenberger, Katharina/Steinbacher, Sybille (Hg.), *Fritz Bauer und ›Achtundsechzig‹*, Göttingen: Wallstein Verlag, S. 189–210.
- Topak, Özgün E (2014): »The biopolitical border in practice: surveillance and death at the Greece-Turkey borderzones«, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 32(5), S. 815–833.
- Torenz, Rona (2019): »Ja heißt ja?: feministische Debatten um einvernehmlichen Sex, Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Trofimov, Victor (2019): »›Stop it, f*ggot!‹ Producing East European geosexual backwardness in the Drop-In Centre for male sex workers in Berlin«, in: *Anthropological Journal of European Cultures* 28(1), S. 45–63.
- Trofimov, Victor (2020): »Ambivalent sexualities in a transnational context«, in: *Journal of Bodies, Sexualities, and Masculinities* 1(2), S. 64.
- Trott, Ben (2020): »Queer Berlin and the Covid-19 crisis: a politics of contact and ethics of care«, in: *Interface: A journal for and about social movements* 12(1), S. 88–108.
- Tsing, Anna (2009): »Supply Chains and the Human Condition«, in: *Rethinking Marxism* 21(2), S. 148–176.
- United Nations (2000): Protocol to prevent, suppress and punish trafficking in persons, especially women and children, supplementing the United Nations Convention against transnational organized crime. <https://www.ohchr.org/en/professionalinterest/pages/protocoltraffickinginpersons.aspx>
- van Riemsdijk, Micheline (2013): »Everyday geopolitics, the valuation of labour and the socio-political hierarchies of skill: Polish nurses in Norway«, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 39(3), S. 373–390.
- Vassilev, Rossen (2004): »The Roma of Bulgaria: A pariah minority«, in: *The Global Review of Ethnopolitics* 3(2), S. 40–51.
- Vincze, Enikő (2014): »The racialization of Roma in the ›new‹ Europe and the political potential of Romani women«, in: *European Journal of Women's Studies* 21(4), S. 435–442.
- Visweswaran, Kamala (1994): *Fictions of feminist ethnography*, Minneapolis: University of Minnesota Press.

- Vlahek, David (2022): »Deutschnationaler und nationalsozialistischer Antislawismus–Kontinuitäten und Paradigmenwechsel eines heterogenen Ressentiments (1848–1945)«, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 71(1), S. 1–38.
- Vocks, Judith/Nijboer, Jan (2000): »The promised land: A study of trafficking in women from Central and Eastern Europe to the Netherlands«, in: *European Journal on Criminal policy and research* 8(3), S. 379–388.
- Volkman, Hanna (2006): »Wer hat Angst vor dem polnischen Klempner?«, in: *Aktuelle Ostinformationen* 03–04, S. 50–58.
- Vollstedt, Maike/Rezat, Sebastian (2019): »An introduction to grounded theory with a special focus on axial coding and the coding paradigm«, in: Kaiser, Gabriele/Presmeg, Norma (Hg.), *Compendium for Early Career Researchers in Mathematics Education*, Cham: Springer, S. 81–100.
- von Dassel, Stephan (2019): Thesenpapier: Straßenstrich, Verrichtungsboxen und menschenunwürdige Zustände im Kurfürstenkiez. Pressemitteilung vom 22.07.2019. <https://www.berlin.de/ba-mitte/aktuelles/pressemitteilungen/2019/pressemitteilung.830944.php>
- von Marschall, Christoph (2014): »Bei der Zuwanderung werden Probleme geleugnet«, in: *Der Tagesspiegel* vom 06. Februar 2014. <https://www.tagesspiegel.de/meinung/migration-von-roma-aus-bulgarien-und-rumaenien-bei-der-zuwanderung-werden-probleme-geleugnet/9441234.html>
- von Unger, Hella/Dilger, Hansjörg/Schönhuth, Michael (2016): »Ethics reviews in the social and cultural sciences? A sociological and anthropological contribution to the debate«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung* 17 (3).
- von Unger, Hella/Simon, Dagmar (2016): Ethikkommissionen in den Sozialwissenschaften–Historische Entwicklungen und Internationale Kontroversen. RatSWD Working Paper 253/2016, Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten (RatSWD).
- Źrzgulová, Monika/Lutherová, Soňa G. (2021): »Introduction: Remembering the Socialist Past«, in: *Journal of Nationalism, Memory & Language Politics* 15(1), S. 1–15.
- Walker, Rebecca/Galvin, Treasa (2018): »Labels, victims, and insecurity: an exploration of the lived realities of migrant women who sell sex in South Africa«, in: *Third World Thematics: A TWQ Journal* 3(2), S. 277–292.
- Ward, Eilís/Crowhurst, Isabel/Sauer, Birgit (2019): »Editorial«, in: *Journal of Political Power* 12(3), S. 313–317.
- Wardlow, Holly (2004): »Anger, economy, and female agency: Problematizing ›prostitution‹ and ›sex work‹ among the Huli of Papua New Guinea«, in: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 29(4), S. 1017–1040.
- Węclawowicz, Grzegorz (2016): »Urban development in Poland, from the socialist city to the post-socialist and neoliberal city«, in: Szirmai, Viktoria (Hg.), »Artificial towns« in the 21st Century. Social Polarisation in the New Town Regions of East-Central Europe, Budapest: Institute for Sociology, Centre for Social Sciences, Academy of Sciences, S. 65–82.
- Weeks, Jeffrey (2002): *Sexuality and its discontents: Meanings, myths, and modern sexualities*, London: Routledge.
- Weiss, Margot D (2008): »Gay shame and BDSM pride: Neoliberalism, privacy, and sexual politics«, in: *Radical History Review* 100, S. 87–101.

- Weitzer, Ronald (2005a): »Flawed theory and method in studies of prostitution«, in: *Violence Against Women* 11(7), S. 934–949.
- Weitzer, Ronald (2005b): »The growing moral panic over prostitution and sex trafficking«, in: *The Criminologist* 30(5), S. 2–5.
- Weitzer, Ronald (2009): »Sociology of sex work«, in: *Annual review of Sociology* 35, S. 213–234.
- Wieners, Karin/Winterholler, Marion (2016): »Häusliche und sexuelle Gewalt gegen Frauen«, in: *Bundesgesundheitsblatt Gesundheitsforschung Gesundheitsschutz* 59(1), S. 73–80.
- Willen, Sarah S. (2011): »Migration, ›illegality‹, and health: mapping embodied vulnerability and debating health-related deservingness«, in: *Social Science & Medicine* 74(6), S. 805–811.
- Wodin, Natascha (2017): *Sie kam aus Mariupol, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.*
- Woldoff, Rachael A./Litchfield, Robert C. (2021): *Digital nomads: In search of freedom, community, and meaningful work in the new economy*, Oxford: Oxford University Press.
- Wolf, Diane L. (1996): *Feminist dilemmas in fieldwork*, Boulder et al.: Westview Press.
- Wolff, Larry (1994): *Inventing Eastern Europe: the map of civilization on the mind of the enlightenment*, Stanford: Stanford University Press.
- Woolley, Susan W. (2017): »Contesting silence, claiming space: gender and sexuality in the neo-liberal public high school«, in: *Gender and Education* 29(1), S. 84–99.
- Wulff-Besold, Christina S. (2020): *Wenn aus Liebe Prostitution wird – die Opfer der Loverboy-Methode. Risikofaktoren und Handlungsmöglichkeiten für die Soziale Arbeit*. Bachelorarbeit, Bern: Berner Fachhochschule für Soziale Arbeit.
- Yıldız, Can/De Genova, Nicholas (2018): »Un/free mobility: Roma migrants in the European Union«, in: *Social Identities* 24(4), S. 425–441.
- Yuval-Davis, Nira (2006): »Belonging and the politics of belonging«, in: *Patterns of Prejudice* 40(3), S. 197–214.
- Yuval-Davis, Nira (2011): *The politics of belonging: Intersectional contestations*, London et al.: Sage Publications.
- Zeit Online (2022): »Friedrich Merz beklagt »Sozialtourismus« von Ukrainern in Deutschland«, in: *Zeit Online* vom 27. September 2022. <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2022-09/friedrich-merz-ukraine-gefluechtete-sozialeleistungen-kriegsdienstverweigerer>
- Zelizer, Viviana A. (2005): *The purchase of intimacy*, Princeton: Princeton University Press.
- Zentralrat Deutscher Sinti und Roma (2021): *Romani Rose zum Begriff ›Antiziganismus‹*. <https://zentralrat.sintiundroma.de/romani-rose-zum-begriff-antiziganismus/>
- Zimmermann-Schwartz, Claudia (2018): »Schädliche Moralpolitik – das neue Prostituiertenschutzgesetz«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 31(01), S. 57–67.
- Zingher, Erica (2022): »Russland ist nicht unser Nachbar«, in: *taz.* vom 12. April 2022. <https://taz.de/Osteuropa-Expertin-zu-Russlandpolitik/!5845124/>

Ethnologie und Kulturanthropologie



Leonardo Schiocchet

Living in Refuge

Ritualization and Religiosity in a Christian and a Muslim Palestinian Refugee Camp in Lebanon

March 2022, 264 p., pb.

35,00 € (DE), 978-3-8376-6074-6

E-Book: available as free open access publication

PDF: ISBN 978-3-8394-6074-0



Gerhard Schönhofer

Ermächtigung durch Sichtbarkeit?

Filmprojekte mit fluchterfahrenen Jugendlichen in Deutschland

Februar 2022, 352 S., kart.

40,00 € (DE), 978-3-8376-6061-6

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-6061-0



Christiane Schwab (Hg.)

Skizzen, Romane, Karikaturen

Populäre Genres als soziographische Wissensformate im 19. Jahrhundert

2021, 226 S., kart., 3 SW-Abbildungen, 14 Farbabbildungen

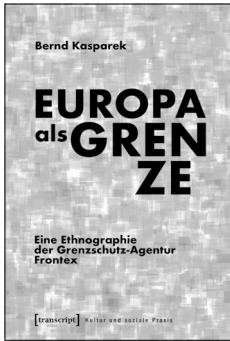
35,00 € (DE), 978-3-8376-5212-3

E-Book:

PDF: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5212-7

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Ethnologie und Kulturanthropologie



Bernd Kasperek

Europa als Grenze

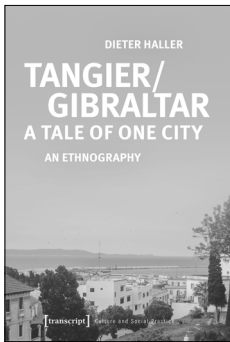
Eine Ethnographie der Grenzschutz-Agentur Frontex

2021, 382 S., kart., 27 SW-Abbildungen

38,00 € (DE), 978-3-8376-5730-2

E-Book:

PDF: 37,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5730-6



Dieter Haller

Tangier/Gibraltar - A Tale of One City

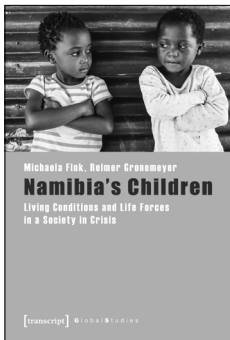
An Ethnography

2021, 278 p., pb., ill.

32,00 € (DE), 978-3-8376-5649-7

E-Book:

PDF: 31,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5649-1



Michaela Fink, Reimer Gronemeyer

Namibia's Children

Living Conditions and Life Forces in a Society in Crisis

2021, 196 p., pb., col. ill.

35,00 € (DE), 978-3-8376-5667-1

E-Book:

PDF: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5667-5

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**